MUSIC - UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 07195 657 7

Nach einer Zeichnung von A. Duval.

Friedrich Chopin.

Sein Leben und seine Briefe.

Von

Moritz Karasowski.

Mit dem Portrait Chopin's und der facsimilirten Original-Handschrift seines E-moll-Präludiums (Op. 28, Nr. 4).

Motto:

Chopin ist und bleibt der kühnste und stolzeste Dichtergeist der Zeit.

Robert Schumann.

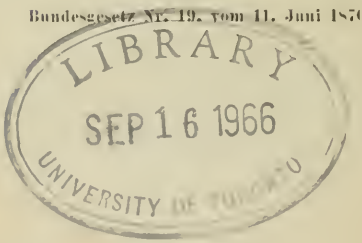
Zweite, gänzlich umgearbeitete und mit neuen Originalbriefen bereicherte Ausgabe.

Dresden.
Verlag von F. Ries,
Königl. Sächs. Hof-Musikalienhandlung.
New-York, G. Schirmer.
1878.

Alle Rechte (Uebersetzung etc.) vorbehalten.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Bundesgesetz Nr. 19. vom 11. Juni 1870.



1123995

Vorwort zur ersten Auflage.

Langjähriger Freundschaft mit der Familie *Friedrich Chopin's* habe ich es zu danken, dass ich dessen Briefe kennen lernen und veröffentlichen durfte.

Zu der Zeit, als ich die erste Serie (Briefe aus seiner Jugendzeit) bereits copirt und im Begriff stand, die zweite (Pariser Correspondenz) chronologisch zu ordnen, brach der Aufstand von 1863 in Polen aus; die Theilnahme an den politischen Zuständen des Vaterlandes verminderte die für literarische und künstlerische Leistungen, und ich hielt es für gerathen, mit der Herausgabe der *Chopin*'schen Briefe vorläufig noch zu warten.

Als ich die Originalbriefe an dessen Familie zurückgab, ahnte ich nicht, dass dieselben nach wenigen Monaten vernichtet werden sollten.

Auf welche Weise? Darüber werde ich an geeigneter Stelle meinen Lesern Aufklärung geben.

Es ist ein grosser, unersetzlicher Verlust, denn die Zahl der Pariser Briefe aus seiner glänzendsten und interessantesten Epoche war nicht unbedeutend.

Den Wünschen meiner Freunde und vieler Verehrer *Chopin's* Folge leistend, habe ich es unternommen, seinen Lebenslauf nach den mir durch seine noch lebende Schwester gegebenen Quellen zu schildern, mit Beifügung der von mir in Warschau herausgegebenen, sowie der von *Chopin* an seine Freunde gerichteten Briefe.

Ich gebe mit meinem Buche dem Publicum ein Werk in die Hand, welches sämmtliche Einzelnheiten aus der Jugend *Chopin's* enthält und die falschen Angaben über Zeitpunkte und angebliche Thatsachen — welche sich in fast sämmtliche deutsche und französische Zeitschriften und Bücher eingeschlichen haben — berichtigt.

Es wird für meine mit Liebe ausgeführte Arbeit der schönste Lohn sein, wenn aus meinen Schilderungen dem Leser ein deutliches, lebensvolles Bild des unsterblichen Künstlers entgegenstrahlt.

Dresden, 1877.

Moritz Karasowski.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die Aufnahme, welche mein Werk im vergangenen Jahre gleich nach seinem ersten Erscheinen gefunden, ist eine so günstige gewesen, dass der Verleger sich schon jetzt in der angenehmen Nothwendigkeit befindet, eine zweite Ausgabe zu veranstalten. Noch nie zuvor waren die näheren Lebensverhältnisse *Chopin's* so ausführlich veröffentlicht worden; und dieser Umstand, verbunden mit der allgemeinen Beliebtheit, deren sich der leider so früh dahingeschiedene Componist zu erfreuen hat, macht die rasche Verbreitung des Buches erklärlich.

Um so dringender erschien mir die Pflicht, einige kleine Ausstellungen, welche die Kritik an Form und Ausdruck meines Werkes gemacht, nicht unbeachtet zu lassen; und ich entschloss mich mit Berücksichtigung derselben zu der vorliegenden Umarbeitung. Bei dieser neuen Ausgabe ist nun durch zweckmässiges Fortlassen alles dessen, was

nicht unmittelbar auf das Leben und Wirken *Chopin's* Bezug hat, durch stylistische, aber auch typographische Aenderungen, aus den früheren beiden Bänden nur Einer geworden, ohne dass irgend etwas Wichtiges fortgeblieben wäre; einige neu hinzugefügte Briefe — besonders über seinen Aufenthalt in England und Schottland — werden dem Leser gewiss hervorragendes Interesse gewähren.

Dresden, 1878.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniss.

Erstes Kapitel.

Seite

Nicolaus Chopin's Familie und Hausfreunde. Zywny. Elsner. 4

Zweites Kapitel.

Friedrich's Kinderjahre. Sein erstes öffentliches Auftreten. Improvisationen. Polnische Nationallieder 17

Drittes Kapitel.

Die spätere Jugendzeit Chopin's. Sein erster Ausflug. Sein Verhältniss zum Fürsten Anton Radziwill 32

Viertes Kapitel.

Die Reise nach Berlin. Ein kleines Erlebniss auf der Rückreise nach Warschau 39

Fünftes Kapitel.

Ein Ausflug nach Wien, Prag, Teplitz und Dresden 57

Sechstes Kapitel.

Einfluss der letzten Reisen auf Chopin. Abschiedsconcerte in Warschau. Chopin verlässt seine Vaterstadt 83

Siebentes Kapitel.

Chopin's Aufenthalt in Breslau, Dresden, Prag, Wien, München und Stuttgart. Das Zerstörungswerk in Warschau. . . 144

Achtes Kapitel.

Aufenthalt in Paris. Chopin beabsichtigt bei Kalkbrenner Unterricht zu nehmen. Chopin will nach Amerika gehen Misserfolge. Er entschliesst sich, nach Warschau zurückzukehren. Soirée bei Rothschild 206

Neuntes Kapitel.

Fernerer Aufenthalt in Paris. Ausflüge nach Aachen, Carlsbad, Marienbad, Dresden und Leipzig. Besuche bei Mendelssohn und Schumann 236

Zehntes Kapitel.

Chopin's Bekanntschaft mit George Sand. Sein Leben in Gesellschaft seiner Freunde. Winteraufenthalt auf der Insel Majorka 258

Elftes Kapitel.

Rückkehr nach Paris Moscheles Liszt. Chopin als Lehrer. 275

Zwölftes Kapitel.

Die Leiden des häuslichen Lebens Zerwürfniss mit George Sand. Reise nach England. Rückkehr nach Paris. Chopin's Krankheit und Tod 297

Dreizehntes Kapitel.

Chopin als Mensch 339

Vierzehntes Kapitel.

Chopin als Componist 352

Anhang.

Verzeichniss der im Druck erschienenen Originalwerke von Friedrich Chopin, nach Opuszahlen geordnet . . . 373

Alphabetisches Namensverzeichniss sämmtlicher in diesem Werke erwähnter Personen 381

Friedrich Chopin.

Erstes Kapitel.

Nicolaus Chopin's Familie und Hausfreunde. Zywny. Elsner.

Im Jahre 1787 befand sich Warschau in aussergewöhnlicher Aufregung. Alles war mit dem Reichstage beschäftigt, welcher binnen Kurzem zusammentreten und dazu bestimmt sein sollte, die polnische Nation vor den traurigen Folgen der Gesetzlosigkeit zu schützen, die Republik zu retten, die alten fehlerhaften Gesetze zu verbessern und neue, dem Geiste der Zeit entsprechende, zu sanctioniren. Von gewissen politischen Motiven geleitet, hielten es die hohen Staatsbeamten, die Geistlichkeit, sowie die Vertreter des gebildeten Adels für durchaus nöthig, radicale Reformen in den veralteten Organismus der Republik einzuführen. Vor Allem musste derselbe soweit gestärkt werden, um sich mit eigenen Kräften vor äusseren feindlichen Einflüssen schützen zu können, und eine Wegnahme des Landes durch die angrenzenden Mächte, wie im Jahre 1772, für alle Zukunft unmöglich zu machen. Man wollte eine stehende imponirende Kriegsmacht beschaffen, den Bürgern, um ihren Stand zu heben, besondere Privilegien ertheilen

und die Landleute von der Leibeigenschaft befreien. Es war die Absicht aller Vaterlandsfreunde, die bisher unterdrückte Klasse mit den übrigen Ständen in Bezug auf politische Rechte gleichzustellen. Mit ächt patriotischem Eifer wurden die Wahlen zu dem bevorstehenden Reichstage abgehalten; in Warschau traf man überall die zu dem Zwecke nöthigen Vorbereitungen. Eine grosse Zahl der vornehmsten Familien zog nach der Residenz; die ausländischen Gesandten fuhren nach dem königlichen Schlosse, um die Gesinnungen und Pläne des Königs *Stanislaus August* in Betreff der grossen Reformen, welche die Nation wünschte, kennen zu lernen. Die Wagen der höchsten Staatsbeamten, Wojewoden und Kastellane, oft begleitet von den in ihrer Nationaltracht pompös aussehenden Leibreitern, die Equipagen der Damenwelt, welche sich in elegantester Toilette zeigte, rollten durch die Strassen, und in ganz Warschau herrschte ein so reges Leben und Treiben, wie es die Bewohner seit langer Zeit nicht mehr gesehen hatten.

Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft belebte das ganze Volk. Der polnische Adel sollte den Umschwung, von dem man den Frieden erwartete, dadurch herbeiführen, dass er freiwillig auf seine Privilegien zu Gunsten der jüngeren Generation verzichtete. Man erblickte die zukünftige Republik im herrlichsten Lichte; die ganze Nation lebte der Ueberzeugung, dass sie sich endlich aus der Erniedrigung — eine Folge langjähriger Anarchie — erheben würde; jeder Patriot glaubte, dass Polen so stark werden würde, um alle Gefahren abwenden zu können, trotz seiner jetzt eingeengten Grenzen. Es war also kein Wunder, dass die Einwohner der Residenz mit besonderer Freude auf die

Vorbereitungen zu dem wichtigen Reichstage hinblickten und dass die Strassen vom Volke wimmelten. Diejenige Klasse der Aristokratie, welche durch ihren Patriotismus und ihre Bereitwilligkeit, ein Opfer für das Wohl des Volkes und der Republik zu bringen, bekannt war, wurde von den Einwohnern Warschau's mit aufrichtiger Liebe und Hochachtung begrüsst.

Unter dem auf den Hauptstrassen sich tummelnden Volke finden wir einen jungen Franzosen, der soeben aus seinem Vaterlande in Polen angelangt war. Alles, was er sah, weckte seine Aufmerksamkeit und schien ihm ungewöhnlich interessant und originell, von den Anzügen der Bürger an bis zu den glänzenden Trachten des reichen Adels, welcher damals grösstentheils noch sein malerisches Nationalcostüm trug.

Dieser Ausländer war *Nicolaus Chopin*, am 17. April 1770 zu Nancy geboren, und Vater des später so berühmten Pianisten und Tondichters.

Bekanntlich waren in Folge der Wiener Friedensverträge von 1735 die Herzogthümer Lothringen und Bar in den Besitz des Königs von Polen *Stanislaus Leszczyński* gekommen. Dieser, von jeher Freund der Kunst und Wissenschaft, befleissigte sich, die Cultur unter seinen Unterthanen zu verbreiten, stiftete in Nancy die noch jetzt bestehende *„Académie Stanislai“* und erwarb sich durch gerechte und milde Regierung die ungetheilte Liebe und Verehrung seines Volkes. Als *Nicolaus Chopin* geboren wurde, war die Erinnerung an diesen Regenten und Philosophen noch in voller Frische bei den dortigen Einwohnern. *Chopin* und mehrere gebildete Lothringer, welche theilweise die Geschichte Polens kannten, des Staates, dem sie den vertriebenen, über ihr kleines Land regierenden

Monarchen verdankten, träumten stets davon, Polen zu besuchen, um die Nation kennen zu lernen, welche ohne Rücksicht auf ihren eigenen Nutzen immer bereit war, sich für das Wohl und Glück Anderer zu opfern.

Chopin's Wünsche sollten bald erfüllt werden.

Die Starostin *Łączyńska* hatte ihn in Nancy kennen gelernt, und machte ihm, eingenommen von seiner feinen Bildung und seinem liebenswürdigen Auftreten, den Vorschlag, die Stelle eines Hauslehrers bei ihren beiden Kindern in Polen anzutreten, worauf er bereitwillig einging. Er nahm von seiner Familie und seinen Freunden Abschied und kam 1787 zur Zeit der politischen Bewegung in Warschau an.

Während *Chopin's* Aufenthalt im Hause der Starostin *Łączyńska* hatte er Gelegenheit mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten der Regierung und einigen Männern, welche eine hervorragende Rolle im Reichstage spielten, bekannt zu werden. Ihm leuchtete ein, dass er vor Allem der Landessprache mächtig sein müsse, und bald machte er darin auch bedeutende Fortschritte. Die im Reichstage vorkommenden Verhandlungen erregten sein Interesse um so mehr, als in ihnen alle die Schäden beleuchtet wurden, an denen die Nation litt, welche unter dem Scepter der Jagiellonen eine der mächtigsten und ausgezeichnetsten gewesen war. *Nicolaus Chopin* war auch Zeuge einiger bedeutenden politischen Festlichkeiten in Warschau. Vor Allem machte die Proclamation der neuen Constitution am 3. Mai 1791 einen grossen und nachhaltigen Eindruck auf ihn. Die Früchte des Reichstages empfing die ganze Nation, wenige stolze und in ihren Gesinnungen unverbesserliche Aristokraten ausgenommen, mit Entzücken und beispielloser Begeisterung. Die Freude

des Volkes in Warschau war grenzenlos, und Alles hoffte, das goldene Zeitalter Polens — so nannte man mit Recht die Regierungszeit von *Siegmund August II.* — werde wiederkehren.

Da *Nicolaus Chopin* nur mit Polen verkehrte und sich in den Kreisen, in welchen er lebte, wohl befand, gewöhnte er sich daran, Polen als seine zweite Heimath zu betrachten, und herzlich war die Theilnahme, welche er an dem denkwürdigen Act nahm, der dem Lande der Sarmaten eine schöne Zukunft verhiess. Auch in seinen letzten Lebensjahren ist die Erinnerung an diese Augenblicke nicht aus seinem Gedächtniss geschwunden. Oft erzählte er im Familienkreise von der Begeisterung und dem Enthusiasmus des Volkes, welches damals seine Zukunft gesichert glaubte, indem es die königliche Macht, sowie die Regierung befestigte, alle Stände dem Gesetz gegenüber gleich berechtigte, und ein stehendes Heer von 100,000 Mann aufstellen durfte.

Leider währten diese schönen Hoffnungen nur kurze Zeit. Neidische Nachbarn, in deren Interesse die Reorganisation und Stärkung Polens durchaus nicht lag, hatten sich zu dessen Untergange verschworen. Die russische Regierung, unter dem Vorwande, jacobinische in der Constitution enthaltene Grundsätze zu bekämpfen und dem Adel die ihm vom Volke entzogene Macht wieder zu verschaffen, erhob zuerst die Waffen, benutzte die Herrschsucht und Bestechlichkeit einzelner Magnaten zu ihren unlauteren Zwecken, und die auf dem vierjährigen Reichstage beschlossenen guten Gesetze kamen nicht zur Ausführung. *Friedrich Wilhelm II.*, König von Preussen, obwohl er Freundschaft für Polen zeigte, die Constitution lobte, sogar am 29. März 1790 durch

seinen Gesandten *Lucchesini* in Warschau ein Schutz- und Trutzbündniss schloss, welches die Selbstständigkeit der Nation garantirte, zögerte nicht, sich mit Russland zu verbünden und die zweite Theilung Polens gemeinschaftlich vorzunehmen, in Folge deren er im Jahre 1793 einen Flächenraum von 1100 Quadratmeilen nebst Danzig und Thorn erhielt. Von dieser Zeit an kam ein Unglück nach dem andern über die schwer geprüfte Nation, bis schliesslich die totale Vernichtung derselben erfolgte. Als König *Stanislaus August*, ein Mann von wankendem und schwachem Charakter, sein Volk verliess, weil es seine Unabhängigkeit und die Constitution vom 3. Mai vertheidigte, zogen sich nach und nach die bedeutenderen polnischen Familien, ein sicheres Asyl suchend, von Warschau zurück.

Nicolaus Chopin verlor seine Stellung bei der Starostin *Łączyńska* und beschloss, das Land zu verlassen, wurde aber durch Krankheit gezwungen, in Warschau zu bleiben. Später war er Zeuge der Revolution *Kościuszko's* 1794, sowie der Belagerung der Hauptstadt durch die Preussen. Von Natur tapfer und für die Unabhängigkeit Polens begeistert, trat er in die Reihen der Nationalgarde, grossen Antheil an der Vertheidigung des Landes nehmend. Nach der Vernichtung des polnischen Heeres bei Maciejowice, als der schwer verwundete *Kościuszko* in Gefangenschaft gerathen war und sich die überlegenen Streitkräfte unter *Suworow* der Prager Vorstadt näherten, stand *Nicolaus Chopin* schon im Range eines Hauptmanns der Nationalgarde. Mit seiner Compagnie zur Dienstleistung dorthin gesandt, hätte er sicher den Tod gefunden, wenn er nicht einige Stunden vor der

Einnahme durch eine andere Compagnie von seinem Posten abgelöst worden wäre. Es ist bekannt, dass *Suworow* nach der Einnahme der Prager Vorstadt, den 5. November 1794, seinen Soldaten den Befehl gab, alle Einwohner (Greise, Frauen und Kinder nicht ausgenommen) zu ermorden. Ueber 12,000 Menschen fielen der Grausamkeit der Sieger zum Opfer. Die im nächsten Jahre vollzogene dritte Theilung Polens vernichtete die politische Existenz der Nation, und Polen verschwand aus der Reihe der europäischen Staaten.

Wiederum hatte *Nicolaus Chopin* als Zeuge der letzten Unglücksfälle den Plan gefasst, nach Frankreich zurückzukehren, als er abermals von einer schweren Krankheit heimgesucht wurde, welche ihm die lange, anstrengende Reise verbot. Er blieb in Warschau und fristete sein Leben dadurch, dass er Unterricht in der französischen Sprache ertheilte. Wenn man ihn später fragte, warum er nicht in sein Vaterland zurückkehre, erwiderte er, dass er dies zweimal zu thun versucht, aber jedesmal durch schwere Krankheit daran verhindert worden, als wenn es die Vorsehung wolle, dass er Polen nicht mehr verlasse.

Im Anfange unseres Jahrhunderts sehen wir *Nicolaus Chopin* im Hause der Gräfin *Skarbek* in Kuyawy als Hauslehrer des Sohnes derselben. Dort lernte er Fräulein *Justine Krzyżanowska* kennen und heirathete das liebenswürdige Mädchen im Jahre 1806. Der Himmel segnete diesen Bund mit drei Töchtern und einem Sohne, dessen Pathe Graf *Friedrich Skarbek* wurde. Er gab dem Neugeborenen seinen Taufnamen *Friedrich*. Während der kleine Friedrich sich nach und nach zur Freude seiner Eltern entwickelte, änderten sich die politischen Zustände Polens aber-

mals. Die Bildung des Grossherzogthums Warschau, durch *Napoleon* im Jahre 1807 auf Grund der Friedensschlüsse von Tilsit, erweckte das polnische Volk aus dem politischen Todesschlafe, in welchen dasselbe seit der letzten Theilung versunken war. Warschau, durch den glücklichen Sieger zur Bedeutung einer wirklichen Residenz erhoben, belebte und concentrirte, als Mittelpunkt der Bewegung, die Kräfte des neugegründeten Herzogthumes. Alles drängte sich hier zusammen. In rasender Eile wurde eine Regierung eingesetzt, Militär formirt, neue Schulen gegründet. Dem Beispiele Anderer folgend, kehrte auch *Nicolaus Chopin* mit seiner Familie nach Warschau zurück, wo er mit grösserem Nutzen für sich und für das Wohl des Landes thätig sein konnte. Er wurde schon am 1. October 1810 als Professor der französischen Sprache bei dem neugegründeten Lyceum angestellt und blieb an demselben 21 Jahre thätig, nämlich bis zur Auflösung der Anstalt durch die russische Regierung. Inzwischen erhielt er am 1. Januar 1812 den Auftrag, in derselben Function an der Artillerie- und Ingenieurschule zu wirken, und nachdem das Königreich Polen auf Grund des Wiener Congresses hergestellt war, übernahm er auch die erste Professur der französischen Sprache an der Militärvorbereitungsschule.

Neue Schicksalsschläge suchten das Land heim. Der Aufstand vom 29. November 1830, welcher im Herzen der Polen die Hoffnung erweckte, sich von dem Drucke der russischen Regierung befreien zu können, endete mit einer gänzlichen Niederlage. Der intelligenteste Theil der Nation mit den Vertretern der Regierung wanderte aus, das Militär wurde vollständig aufgelöst, die Universität, das Lyceum, sowie

andere Bildungsanstalten geschlossen. *Nicolaus Chopin* ernannte man zum Mitglied des Examinations-Comités für Candidaten, welche sich um Stellungen in öffentlichen Schulen bewarben: schliesslich zum Professor an der Akademie der römisch-katholischen Geistlichkeit. In Folge der vielen Anstrengungen, denen er sich, beseelt von Liebe für sein Adoptiv-Vaterland, unterzogen hatte, empfand er nach und nach die Abnahme seiner Kräfte, liess sich pensioniren und zog sich vollständig von der öffentlichen Wirksamkeit zurück. Die Rechtlichkeit seines Charakters, der Edelmuth seiner Gesinnungen und Gefühle, das würdige Auftreten in verschiedenen unglücklichen Lagen, sowie sein tadelloses Leben, hatten ihm in dem Lande, welches seine zweite Heimath geworden war, bedeutendes Ansehen erworben. In Folge dessen bemühten sich die besten polnischen Familien, ihre Söhne in seinem allgemein geachteten Hause erziehen zu lassen. So hatte er einige Jahre hindurch eine grosse Anzahl junger Leute um sich, welche mit seinem Sohne Friedrich zusammen ausgebildet wurden. Die Sehnsucht nach diesem später so weit von ihm entfernten Lieblinge trug viel dazu bei, seine letzten Lebensjahre zu trüben. Umgeben von der aufopfernden Sorgsamkeit der Familie, starb *Nicolaus Chopin* am 3. Mai 1844 im Alter von 74 Jahren.

Justine Chopin, welche Freud und Leid mit ihrem Gatten theilte, war von besonderer Weichheit des Gemüths und reich an wahrhaft weiblichen Tugenden. Der Ruhm, den Friedrich sich in der Welt erworben, machte sie nicht im Geringsten hochmüthig. Für sie war die Stille der Häuslichkeit das höchste Glück im Leben. Die Vorsehung stellte sie auf schwere Proben:

sie verlor nach dem Tode ihres Gatten zwei liebenswürdige Töchter, endlich den einzigen von ihr heissgeliebten Sohn, dem sie nicht einmal die letzten Augenblicke seines Lebens durch ihre mütterliche Liebe versüssen konnte. Aber alle diese Schicksalsschläge ertrug sie mit rührender Geduld, und widmete ihre letzten Tage fast nur dem Gebet. Sie starb am 1. October 1861 in Warschau im Hause ihrer einzigen noch lebenden Tochter.

Louise, das älteste der *Chopin*'schen Kinder, geboren am 6. April 1807, hatte sorgfältige Erziehung genossen und wurde den Eltern schon frühzeitig eine grosse Hilfe. Sie zeichnete sich durch aussergewöhnliche Geistesgaben, durch Fleiss und anmuthiges Benehmen aus. In Gemeinschaft mit ihrer Schwester *Isabella* verfasste sie Schriften über die Mittel zur Hebung der Handwerkerklasse. Nachdem sie 1832 den Professor *Jędrzejewicz* geheirathet, lebte sie mehr der Erziehung ihrer Kinder und befasste sich weniger mit der Literatur. Doch legte sie die Feder nicht ganz aus der Hand, sondern schrieb und veröffentlichte in verschiedenen Zeitschriften Abhandlungen und Artikel über die Bildung der Jugend. Sie starb am 29. October 1855.

Die zweite Tochter von *Nicolaus Chopin, Isabella,* heirathete den Schulinspector *Anton Barciński,* der später Dampfschifffahrts-Director wurde, und noch jetzt mit ihr in Warschau lebt.

Emilie, die jüngste Tochter *Chopin's*, welche zu grossen Hoffnungen berechtigte und ein sehr anziehendes Wesen hatte, starb schon in ihrem 14. Jahre, am 10. April 1827. Ueber ihr Alter gebildet, stets heiter und scherzhaft, war ihr die glückliche Gabe eigen,

in Gesellschaften zur Fröhlichkeit anzuregen. Deshalb wurde sie allgemein geliebt, und was die Schwestern und sogar der Bruder bei den Eltern nicht erzielen konnten, das erreichte sie durch Witz und liebliches Schmeicheln, ja, wo es nothwendig schien, sogar durch drollige Mimik. Die Schriften der *Clementine Tańska* machten auf sie so grossen Eindruck, dass es schon dem unerwachsenen Mädchen als Lebensziel galt, selber Schriftstellerin zu werden. Sie studirte demnach mit besonderem Eifer ihre Muttersprache und sehr bald gelang es ihr, dieselbe mit Leichtigkeit zu beherrschen. Gedichte, welche sie bei besonderen Gelegenheiten schrieb, zeichneten sich durch tadellose Form und Wohllaut aus; auch beschäftigte sich Emilie im Verein mit ihrer Schwester Isabella damit, die Erzählungen eines deutschen Schriftstellers *Salzmann* in die polnische Sprache zu übersetzen. Leider verhinderte ihr früher Tod die Beendigung dieser Arbeit. Nach den noch heute vorhandenen dichterischen Versuchen lässt sich annehmen, dass Emilie mit der Zeit eine ebenso glänzende Stellung auf dem Gebiete der polnischen Literatur erreicht haben würde, wie ihr Bruder auf dem der Tonkunst. An einem unheilbaren Brustübel leidend, sprach Emilie in den letzten Augenblicken ihres Lebens, als sie den Schmerz und die Verzweiflung der um sie versammelten Familie sah, die Verse:

Wie bitter ist des Menschen Loos auf Erden,
Sieht er, wie um sein Leid die Seinen traurig werden!

So schied diese geniale, durch frühzeitige Entwickelung ihres Geistes bewundernswerthe, vierzehnjährige Jungfrau aus der Welt!

Gedenken wir nun auch derjenigen Persönlichkeiten die in dem *Chopin*'schen Hause verkehrten, und welche neben den soeben geschilderten Mitgliedern der Familie günstigen Einfluss auf die Entwickelung des jugendlichen Friedrich haben mussten.

Einer der ältesten Freunde von *Nicolaus Chopin* war sein College und Vorgesetzter, der berühmte Philologe Dr. *Samuel Bogumil von Linde*. Er hat sich den Dank der ganzen polnischen Nation dadurch erworben, dass er ein höchst werthvolles Werk unter dem Titel: „Polnisches Wörterbuch", eigentlich eine vergleichende Zusammenstellung der slavischen Sprachen, verfasste und herausgab. Mit Frau *von Linde*, einer ebenso gebildeten Dame wie für die damalige Zeit ungewöhnlichen Pianistin, spielte *Friedrich Chopin* oft vierhändig. Ihr hat er auch sein erstes im Druck veröffentlichtes Werk (Rondo, op. 1) gewidmet, und diese Composition eröffnet die Reihe unübertrefflicher Kleinodien, mit denen der Meister später die musikalische Literatur bereicherte.

Zweiter College von *Nicolaus Chopin* war *Waclaw Alexander Maciejowski*, bekannt durch seine Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte und der slavischen Gesetzgebung. Auch seine Arbeiten sind von den Gelehrten gewürdigt und in viele Sprachen übersetzt worden.

Zu den von Zeit zu Zeit im Hause *Chopin* verkehrenden Gästen gehörten noch: der verdienstvolle Schriftsteller Graf *Skarbek*, Zögling von *Nicolaus Chopin* und Friedrich's Pathe; die Professoren der Universität *Brodziński*, Poet und Aesthetiker; *Julius Kolberg*, Ingenieur, Vater des unermüdlichen Sammlers der Volkslieder und Ethnographen *Oskar*; ferner *Jarocki*, ge-

lehrter Zoologe: *Anton Brodowski*, berühmter Historien- und Porträtmaler; *Anton Barciński*, Professor der polytechnischen Schule, seit 1823 auch Lehrer der Pensionäre von *Nicolaus Chopin* und später dessen Schwiegersohn; *Jaworek*, talentvoller Musiker; endlich die beiden Lehrer *Friedrich Chopin's: Zywny* und *Elsner*.

Adalbert Zywny, 1756 in Böhmen geboren, kam nach Polen zur Zeit *Stanislaus August's*. Als Musiklehrer erhielt er zuerst eine Stellung im Hause des Fürsten *Casimir Sapieha;* später liess er sich in Warschau als Clavierlehrer nieder. Er starb 1840.

Joseph Xaver Elsner ist am 29. Juni 1769 in Grottkau in Schlesien geboren. Dem Wunsche seines Vaters gemäss, der Instrumentenmacher war, sollte er Medicin studiren, aber Joseph zog es vor, sich der Tonkunst zu widmen. Der Capellmeister *Maar* in Breslau gab ihm die erste Anleitung im Studium des Contrapunktes. Im Jahre 1792 kam *Elsner* nach Polen, um zuerst in Lemberg und dann in Warschau als Capellmeister und Componist am Nationaltheater thätig zu sein. Im Jahre 1815, nach der Proclamation des neuen Königreiches durch den Wiener Congress, wurde ihm die Stiftung einer Schule für Organisten übertragen, und sechs Jahre später auch die Direction des Conservatoriums. Ausser den in Lemberg von *Elsner* componirten deutschen Opern: „Die seltenen Brüder", „Der verkleidete Sultan" und „Il flauto magico" schrieb er 27 verschiedene polnische Opern und Melodramen, eine grosse Zahl von Arien, Cantaten, Streichquartetten, drei Symphonien und ausserdem viele geistliche Werke, von denen das Oratorium: „Das Leiden Christi" mehrmals mit vielem Beifall in Warschau aufgeführt wurde. Es ist sowohl

durch die ihm innewohnende Melodienfülle, wie durch die technische Arbeit ein vorzügliches und vielleicht *Elsner's* gelungenstes Werk. Auch als Director des Conservatoriums und als Lehrer hat er sich grosse Verdienste um Polen erworben, indem er eine bedeutende Zahl fähiger junger Männer zu tüchtigen Musikern ausbildete, und in edelster Weise zur Pflege der Tonkunst anregte. *Elsner* starb am 18. April 1854; sein Grab auf dem Warschauer Kirchhofe ziert ein herrliches Denkmal, dessen Herstellung aus öffentlichen Sammlungen bestritten wurde.

Zu *Nicolaus Chopin's* Hausfreunden gehörten auch mehrere adelige Grundbesitzer, welche früher seine Schüler gewesen oder durch ihre Söhne mit ihm bekannt geworden waren. Als später das seltene, strahlende Talent Friedrich's sich zur Vollkommenheit entwickelte, sah man im *Chopin*'schen Hause nicht nur Gelehrte, Dichter, Künstler, sondern auch die höchsten Vertreter der Aristokratie des Landes, welche es sich zur Ehre schätzten, diese interessante, hochgeachtete Familie zu kennen und den jungen Künstler zu bewundern, dem man schon damals die glänzendste Zukunft prophezeite. Es war eine schöne, glückliche Zeit, die Friedrich im Vaterhause durchlebte.

Zweites Kapitel.

Friedrich's Kinderjahre. Sein erstes öffentliches Auftreten. Improvisationen. Polnische Nationallieder.

Friedrich Franz Chopin wurde am 1. März 1809 in Żelazowa Wola, einem sechs Meilen von Warschau gelegenen, dem Grafen *Skarbek* gehörigen Dorfe geboren.[1] In den ersten Jahren seiner Kindheit war er sehr empfindlich gegen Musik; sobald er sie hörte, brach er in Thränen aus und liess sich schwer beruhigen. Der auf seine zarte Organisation so stark wirkende Eindruck war aber gewiss nicht schmerzhaft, denn nach kurzer Zeit zeigte Friedrich eine so sichtbare Vorliebe für das Clavier, dass die Eltern Veranlassung nahmen, ihm Clavierunterricht geben zu lassen. *Albert Zywny*, welcher damals als guter Lehrer

[1] Sämmtliche Schriftsteller des Auslandes, welche Lebensbeschreibungen von *Chopin* veröffentlicht haben, machen unrichtige Zeitangaben über seine Geburt. Sogar auf dem Denkmale auf dem Père Lachaise in Paris ist das Jahr 1810 statt 1809 angegeben, ein Fehler, der längst hätte berichtigt werden sollen.

in Warschau Namen hatte, wurde zur Ertheilung der Lectionen für den Knaben erwählt. Seine ältere Schwester nahm an den Musikstunden Theil. *Zywny* war demnach der erste und einzige Leiter der sich so früh entwickelnden musikalischen Anlagen des jungen Friedrich, welcher schon sehr bald zu componiren anfing, obwohl er noch nicht im Stande war, seine Gedanken in Noten niederzuschreiben. Der Lehrer notirte auf Bitten des kindlichen Schülers, was dieser aus dem Kopfe spielte, und der talentvolle Knabe änderte später daran, in der Absicht, seine Gedanken zu verschönern.

Nach einigen Jahren machte der kleine Friedrich so gewaltige Fortschritte im Clavierspiel, dass man in allen Warschauer Salons mit Bewunderung davon sprach. Als im Jahre 1818 am 24. Februar ein öffentliches Concert zu Gunsten der Armen stattfinden sollte, bat *Julius Ursin Niemcewicz*, ehemaliger Adjutant von *Kościuszko*, ein bedeutender Staatsmann, Dichter, Historiker und Publicist, im Einverständniss mit anderen hochgestellten Persönlichkeiten, den noch nicht volle neun Jahre zählenden Virtuosen, in dem Concerte mitzuwirken. Man konnte diesen Wunsch nicht unerfüllt lassen, und der erste Schritt, den *Chopin* auf seiner künstlerischen Laufbahn that, galt einem wohlthätigen Zwecke. Einige Stunden vor Beginn der Production — er spielte ein Clavierconcert von *Gyrowetz* — stellte man „Fritzchen“,[1] wie er gewöhnlich zu Hause gerufen wurde, auf einen Stuhl, um ihn zu dem Auftreten in einer zahlreichen Versammlung würdig anzukleiden. Der Knabe freute

[1] Polnisch: Fryceк.

sich über sein Röckchen und besonders über den schönen Kragen, den er tragen sollte; als nach Schluss des Concertes, dem seine Mutter nicht beigewohnt hatte, dieselbe ihn umarmend fragte: „Was hat denn wohl dem Publicum am besten gefallen?“ antwortete er frisch weg: „O, Mama, Alle schauten nur auf meinen Kragen.“ Ein Beweis, wie frei von aller Eitelkeit auf sein Spiel dieser liebenswürdige Knabe war.

Seit diesem Abende rissen sich die Vertreter der höchsten Aristokratie um das Wunderkind und betrachteten den Knaben als eine Zierde der Salons; wir nennen nur die Fürsten *Czartoryski, Sapieha, Czetwertyński, Lubecki, Radziwill,* die Grafen *Skarbek, Wolicki, Pruszak, Hussarzewski, Lempicki.* Die Fürstin *Czetwertyńska* führte ihn auch bei der Fürstin *Lowicka,* der unglücklichen Gattin des Grossfürsten *Constantin Pawlowicz,* ein. Friedrich, im väterlichen Hause an gute Gesellschaft gewöhnt, hatte jetzt Gelegenheit, die ersten Salons der Residenz zu besuchen; die besten Umgangsformen wurden ihm dadurch zur zweiten Natur und gaben ihm für das ganze Leben das Gepräge eines feinen Mannes. So hatte er stets eine Abneigung gegen schroffe Menschen und ging allen Denen, welchen gute Manieren fehlten, aus dem Wege. Die zu dieser Zeit durch Warschau reisende *Catalani* lernte den jugendlichen Virtuosen kennen und war entzückt über sein künstlerisches Clavierspiel. Als Anerkennung und Dankbarkeit für den Genuss, den er ihr bereitet hatte, schenkte sie ihm eine goldene Uhr, auf deren Deckel die Worte eingravirt waren: „donné par Madame *Catalani* à *Frédéric Chopin,* âgé de dix ans.“

Friedrich's erste Compositionen waren Tänze: Polonaisen, Mazurken und Walzer, die rasch unter der Hand verbreitet wurden: einen Marsch, welcher später im Musikalienhandel jedoch ohne den Namen des Verfassers erschienen ist, durfte er dem Grossfürsten *Constantin* widmen. Dieser grausame Mann, der Schrecken Aller, welche gezwungen waren, sich ihm zu nähern, empfing den zehnjährigen Künstler sehr gnädig, nahm die Dedication huldvollst an und liess sich das Musikstück von ihm vorspielen. Glücklicher Weise hatte der junge Autor den Geschmack des Grossfürsten getroffen: dieser schlug selbst den Tact dazu, marschirte lächelnd und mit voller Zufriedenheit im Saale auf und ab, liess auch den Marsch instrumentiren und oft bei der Militär-Parade auf dem sächsischen Platze spielen. Zuweilen improvisirte Friedrich im Salon der Grossfürstin. Als er dabei in seiner Manier wieder einmal die Augen nach oben richtete, scheinbar die Decke anschauend, fragte ihn der Grossfürst: „Warum blickst Du stets in die Höhe, Knabe, siehst Du etwa dort Noten?“ ein Scherz, welcher damals natürlich unbeantwortet blieb, dessen sich Chopin aber noch in späteren Jahren sehr wohl erinnerte.

Mit welcher Ausdauer Friedrich arbeitete, um die technischen Schwierigkeiten auf dem Clavier zu überwinden, mögen die Mittheilungen der damaligen Zeugen seiner Studien beweisen. Ergriffen von dem Wohllaut eines Accordes in weiter Lage, dessen einzelne Töne er seiner kleinen Hand wegen nicht zu gleicher Zeit anschlagen konnte, suchte er derselben die erwünschte Ausdehnung zu geben, und machte sich zwischen die Finger eine Vorrichtung, welche er sogar während der

Nacht beibehielt. Nicht die Ruhmsucht, auch nicht die Absicht, Anderen in neuen Schwierigkeiten auf dem Claviere zuvorzukommen, bewog ihn zur Anwendung dieses Mittels, sondern er that es, um seine Vorliebe für zerstreute Harmonien befriedigen zu können. Diese Accorde bildeten später eine charakteristische Seite in *Chopin's* Compositionen. Anfangs hielt man dieselben für fast unausführbar; nach und nach gewöhnte man sich daran, und gegenwärtig wird sie kein Clavierspieler mehr für den Bau der Hand unangemessen erachten.

Das aussergewöhnliche Compositionstalent, welches Friedrich zeigte, veranlasste den Vater, ihn im Contrapunkte so weit unterrichten zu lassen, als es die Vorbereitung für das Lyceum in Warschau nicht störte; von der Absicht, Friedrich zum Künstler heranzubilden, war damals aber noch nicht die Rede. *Nicolaus Chopin* traf die beste Wahl, indem er seinen Freund *Elsner* bat, Friedrich's Lehrer zu werden. Dieser entdeckte sehr bald die Originalität in dem schöpferischen Geiste des Jünglings, und hat durch Leitung und Rath zu der vortheilhaften Entwickelung von dessen Compositionstalent beigetragen. Bis zum Tode blieben Lehrer und Schüler durch eine Freundschaft und Hingebung mit einander verbunden, wie sie nur die edelsten Geister, die ohne Neid und Vorurtheil sind, empfinden können. Als man *Elsner* oft darauf aufmerksam machte, dass Friedrich sich den üblichen Regeln nicht füge, dass er dieselben unterschätze und sich nur von seiner eigenen Phantasie leiten lasse, die von den allgemeinen Regeln der Musik abwiche, erwiderte der Director des Conservatoriums: „Lasst ihn nur in Frieden; er geht deshalb nicht den gewöhn-

lichen Weg, weil seine Begabung eine ausserge wöhnliche ist. Er hält sich nicht streng an die althergebrachte Methode; dafür hat er seine eigene, und er wird in seinen Werken eine Originalität offenbaren, wie sie bis dahin bei Niemandem in solchem Grade zu finden war." *Elsner's* Prophezeihung erfüllte sich später vollständig. Hätte ein minder einsichtiger Lehrer den genialen Schüler geleitet, so wäre vielleicht der Aufschwung des jungen Künstlers verhindert und ihm dadurch die Lust zu weiterem Schaffen benommen worden. Bekanntlich hat *Chopin's* Gabe der musikalischen Improvisation später viel zu seinem Ruhme beigetragen. Indem er unter der vortrefflichen Leitung *Elsner's* Herr über die musikalische Technik wurde, war er im Stande, über ein gegebenes Thema ins Unendliche zu fantasiren, während er sich in den graziösesten Wendungen erging, und aus den Tasten des Pianoforte die wunderbarsten Effecte heraufbeschwor. Bei diesen Improvisationen zeigte sich *Chopin* namentlich in reiferen Jahren als wirklicher Poet, und man begreift wohl, dass es vor Allen die Dichter waren, welche ihn bewunderten und sich durch sein Spiel zu neuen Schöpfungen inspiriren liessen.

Auch auf allen Gebieten der Wissenschaft, denen er oblag, war Friedrich bewandert. Seine Umgebungen staunten darüber und knüpften die glänzendsten Erwartungen an seine Zukunft. Ausserordentliche Lebhaftigkeit des Charakters veranlasste ihn zu beständiger Thätigkeit und schärfte seinen angeborenen Witz, welcher sich alle Augenblicke in verschiedenster Weise zeigte. Wer zählt diese tausendfachen Streiche, die er fortwährend seinen Schwestern, seinen Mitschülern, sogar Personen reiferen Alters spielte? In diesem

lustigen Treiben hat Emilie ihren genialen Bruder trefflich unterstützt. An Namenstagen der Eltern oder zu Geburtstagen der Hausfreunde wurden kleine theatralische Vorstellungen gegeben, in denen Friedrich gewöhnlich am thätigsten war. Der zu jener Zeit hervorragende dramatische Künstler *Albert Piasecki,* welcher dabei als Regisseur fungirte, behauptete, dass *Chopin* durch Geistesgegenwart, trefflichen Vortrag und durch die Gabe, seine Phisiognomie leicht zu verändern, wie geschaffen zu einem grossen Schauspieler wäre. In der That hat er mehrmals durch seine Darstellung die besten Kenner theatralischer Kunst in Erstaunen gesetzt. Oft, wenn einer der Mitspielenden in seiner Rolle stecken blieb, oder wenn der Souffleur nicht zu rechter Zeit aushalf, improvisirte Friedrich für Andere und für sich, die Scene hierdurch rettend.

Zum Namenstage des Vaters, im Winter 1824, hatten Friedrich, welcher 15, und Emilie, welche 11 Jahre zählte, ein einactiges Lustpiel: „Der Irrthum oder der fingirte Schelm", in Versen geschrieben. Die Hauptrollen übernahmen Friedrich, Isabella und Emilie, die übrigen wurden unter die Pensionäre vertheilt. Der Inhalt dieser Comödie ist zwar zu naiv, um ihn hier mitzutheilen, aber er zeugt immerhin von dem Geiste des Autors, sowie von der Leichtigkeit, mit welcher die beiden jugendlichen Poeten schon damals die Sprache handhabten. In demselben Jahre trat auch Friedrich als Schüler in die vierte Klasse des Lyceums zu Warschau, und obgleich er oft seine harmlosen aber stets witzigen Spässe ausführte, gehörte er doch zu den besten und begabtesten Schülern. Oefter liess er sich von seinem Talente hinreissen, den oder jenen Lehrer als Carrikatur zu portraitiren, einmal

sogar den Director *Linde* selbst, und so vortrefflich, dass die Aehnlichkeit auffallend war. Unglücklicher Weise kam aber das Heft mit der Zeichnung in die Hände des Directors. Der ehrwürdige *Linde*, stets nachsichtsvoll gegen Jedermann, besonders aber gegen die Jugend, gab *Chopin* das Heft zurück, ohne ein Wort zu sagen. Unter der Carrikatur war aber von *Linde's* Hand geschrieben: „Das Heft ist gut gezeichnet."

Seine ersten Schulferien verbrachte Friedrich in Mazowien, im Dorfe Szafarnia, welches der Herrschaft *Dziewanowski* gehörte: mit den Kindern dieser angesehenen Familie schloss der junge Künstler bald eine ebenso herzliche als dauernde Freundschaft. Für jeden in der Stadt erzogenen Knaben ist ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in freier Luft auf dem Lande eine Zeit voll Sonnenschein und Lust; wie unendlich mehr für einen genialen, wenn er, ohne mit Schularbeiten geplagt zu sein, durch Wald und Flur schweifen und in romantischen Umgebungen von Feen und Waldfrauen träumen kann. Friedrich, kein Freund von weiten, anstrengenden Wanderungen, lagerte sich gern unter schattigen Bäumen und träumte schöner als er jemals gethan. Hier in Szafarnia kam er auf den Gedanken, statt der gewöhnlichen Ferien-Correspondenz eine kleine Zeitung unter dem Namen „Kurjer Szafarski", nach Muster des „Warschauer Kuriers" (eines Journals, welches damals in der Hauptstadt erschien) herauszugeben. Unter den gesammelten Andenken aus Friedrichs Nachlass hat die Familie zwei Nummern dieser kleinen Zeitschrift vom Jahre 1824 aufbewahrt. In der ersten Nummer derselben steht oben: „Am 15. Juli in der musikalischen

Versammlung in Szafarnia, bestehend aus einigen Personen und Halbpersonen, producirte sich Herr *Pichon* (diesen Namen hatte sich nämlich Friedrich selbst gegeben) und spielte das Concert von *Kalkbrenner*, welches jedoch, besonders bei den jugendlichen Zuhörern, nicht so viel Furore machte, als das Liedchen, ebenfalls von Herrn *Pichon* vorgetragen.“ Ferner wird in diesem Journal erzählt, es seien in das benachbarte Dorf Oborów (Besitzthum des Herrn *Romocki*) mehrere Juden gekommen, um Getreide einzukaufen. Friedrich machte sich das Vergnügen, sie in sein Zimmer einzuladen, und hier spielte er ihnen Majufes vor, eine Art von jüdischem Hochzeitsmarsch. Sein Spiel versetzte die Juden in solchen Enthusiasmus, dass sie nicht nur zu tanzen anfingen, sondern ihn auf das Dringendste baten, zu einer nahebevorstehenden Judenhochzeit zu kommen und auf derselben tüchtig zu musiciren. „Er spielt“, sagten die entzückten Kinder Israels, „wie ein geborener Jude!“[1] Den Rest der Nachrichten des „Kurjer Szafarski“ bildeten die täglichen Ereignisse des Dorflebens, die Friedrich sehr humoristisch schilderte. Ein eigenthümliches Licht wirft der Umstand auf die Zustände Polens, dass jede Nummer dieser Zeitung, wie das damals und noch jetzt auch in Warschau Gebrauch, durch die Regierungscensur revidirt werden musste. Die Stelle eines solchen Censors, welcher auf jede Nummer zu schreiben hat: „Uebersendung gestattet“, verwaltete damals Fräulein *Louise Dziewanowska*, die Tochter des Besitzers von Szafarnia.

[1] *Władisław Casimir Wójcicki* in seinem Werke, betitelt: „*Cmentarz Powązkowski*“.

Es ist nicht möglich, alle Witze und harmlosen Mystificationen zu erzählen, welche Friedrich in jener für ihn so schönen Jugendzeit ausführte; aber einige von seinen Scherzen mögen dennoch für diejenigen, welche mit pietätvollem Interesse bei seinen Jugendjahren verweilen, hier Erwähnung finden.

Der schon früher genannte Herr *Romocki,* Besitzer von Oborów, verkaufte einmal seinen Waizen an einen jüdischen Händler. Friedrich, der von dem Kauf gehört hatte, entwirft im Namen des Käufers einen Brief in polnisch-jüdischem Styl, in welchem er erklärt, dass er nach reifer Ueberlegung seinen Schaden bei diesem Kauf voraussehe und deshalb auf denselben verzichte. Die Schrift war schauderhaft, die Orthographie voller Fehler, aber die Täuschung so gut gelungen, dass *Romocki* in furchtbare Wuth gerieth. Er liess sofort den Juden holen und hätte wahrscheinlich den armen Händler tüchtig durchgeprügelt, wenn Friedrich nicht zur rechten Zeit seinen Schelmenstreich eingestanden hätte. *Romocki* lachte über diesen Scherz und sah sich vor, dass er nicht noch einmal von Friedrich mystificirt wurde.

In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts lebte in Warschau ein evangelischer Pastor, Namens *Tetzner,* welcher jeden Sonntag für seine Gemeinde abwechselnd deutsch und polnisch predigte. Da er der Landessprache nicht hinreichend mächtig war, verkündete er die Wahrheiten des Evangeliums in sehr gebrochener polnischer Sprache. Einst führte die Neugier Friedrich in die evangelische Kirche. Sofort fasste er die drollige Sprechweise des Predigers auf und merkte sich jedes unrichtig ausgesprochene Wort. Daheim angelangt, baute er sich mit Tischen und

Stühlen eine Art von Kanzel, setzte sich eine Perrücke auf und rief seine Familie herbei. Hierauf hielt er in dem zerstückten Polnisch des Pastors eine Rede, die so komisch war, dass seine Zuhörer in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

Wenn die Zöglinge seines Vaters zu viel Lärm im Hause machten, brauchte sich Friedrich nur an das Clavier zu setzen, um sofort die grösste Ruhe herbeizuzaubern. Eines Tages, als Professor *Chopin* nicht zu Hause war, entstand in der Pension ein furchtbarer Spectakel.[1] Der anwesende Lehrer *Barciński* wusste sich auf keine Weise Rath zu verschaffen; da trat Friedrich zum Glück für den bereits ganz nervös gewordenen Lehrer in den Saal. Ohne sich lange zu besinnen, ersuchte er die Lärmenden, sich zu setzen, rief Diejenigen, welche noch ausserhalb des Saales tobten, herein und versprach ihnen unter der Bedingung, dass sie keinen Lärm mehr machten, eine interessante Geschichte auf dem Clavier zu improvisiren. Sofort herrschte Todtenstille; Friedrich setzte sich an das Instrument und löschte die Lichter aus.[2] Er erzählte, wie Räuber sich dem Hause nahten, wie sie auf Leitern durch die Fenster gestiegen, aber durch Unruhe im Hause verscheucht worden wären. Ohne Säumen wären sie in den tiefen, dunklen Wald geflüchtet und dort unter dem Sternenhimmel ein-

[1] Einer dieser Schüler, *Casimir Wodziński*, ein jetzt noch lebender Gutsbesitzer, erzählte oft diese Geschichte.

[2] *Chopin* improvisirte meistens im Finstern, sehr oft in der Nacht, wo das Auge nicht durch äussere Eindrücke beschäftigt wird. Dann vertiefte er sich mit ganzer Seele in das gegebene Thema und entwickelte aus demselben Tongemälde, voll von hohem Schwung und märchenhafter Poesie.

geschlafen. Er spielte immer zarter und leiser, als wenn er beabsichtigte, Kinder einzuschläfern, bis er entdeckte, dass seine Zuhörer endlich nach und nach entschlummert waren. Geräuschlos verliess der junge Künstler den Saal und schlich zu seinen Eltern und Geschwistern, die auf seine Bitte ihm mit Licht folgten. Nachdem die Familie *Chopin* über die verschiedenen Stellungen der Schlafenden gelacht hatten, setzte sich Friedrich wieder ans Piano und schlug einen durchdringenden Accord an, so dass Alle erschrocken auffuhren, ohne zu wissen, was geschehen. Ein herzliches Gelächter bildete das Finale des musikalischen Scherzes.

Zu dieser Geschichte lieferte Friedrich später ein Seitenstück, welches sein Improvisationstalent, seine tiefen Kenntnisse des Contrapunktes und seine Beherrschung aller technischen Schwierigkeiten glänzend bewies. Er hatte, wie viele genialen und zugleich gelehrten Tondichter, eine grosse Vorliebe für die Orgel, und erging sich gern auf diesem Instrumente in den freiesten musikalischen Fantasien. Nun war es Sitte, dass die Studenten der Universität zu Warschau sich an Sonn- und Feiertagen gegen 11 Uhr des Morgens in der Wizytek-Kirche zur Andacht versammelten, wobei Dilettanten und Künstler Vocalmessen mit und ohne Orchesterbegleitung aufführten. Zuweilen war auch *Chopin* auf dem Chor und spielte Orgel. Eines Tages, als der celebrirende Priester „Oremus" vorgesungen und Friedrich das Motiv des schon gespielten Theiles der Messe aufnahm, improvisirte er darüber wie einer der gewandtesten Organisten und verarbeitete den Grundgedanken in den interessantesten Combinationen und contrapunktischen Engführungen. Der

Zauber seiner Fantasie wirkte so berauschend, dass die Sänger und das ganze Orchester ihre Pulte verliessen, die Bank des Spielers umringten und in die Wogen des musikalischen Stromes versanken. Es schien, als wären sie nicht in der Messe, sondern im Concerte. Der Priester am Altare wartete geduldig, wann das enden sollte, bis endlich der Küster auf das Chor stürzte und erzürnt ausrief: „Um Gottes Willen, was gebt Ihr hier an?! Der Priester intonirt schon zum zweiten Male „Per omnia saecula saeculorum", der Ministrant klingelt und klingelt, und Ihr spielt immer fort! Die Oberin, welche mich hierherschickt, ist schon ganz aufgebracht." Da fuhr Chopin aus seinem Künstlertraume empor, und liess die Hände ruhen.

Wie wenig Mühe es auch dem Jüngling kostete, wundervoll zu improvisiren, so arbeitete er dagegen doch Alles, was er für den Druck bestimmte, mit grösster Sorgfalt durch. Oft erfüllte ihn ein Gedanke so sehr, dass er ganz schweigsam wurde und lange darüber grübelte. Diesen Gedanken trug er dann mit sich herum, und während der Künstler nur mit dem Motiv beschäftigt war, mied er alle Menschen und suchte mit Vorliebe die Einsamkeit. Oft componirte er bis in die Nacht hinein und bisweilen, wenn Alle im Hause schliefen, sprang er aus dem Bett, eilte zu seinem Piano und schlug einige Accorde an, indem er dadurch irgend einen noch nicht völlig gereiften Gedanken entwickelte, oder was bisher noch nicht harmonisch klar, in Wohllaut auflöste. War das geschehen, so legte er sich zur Ruhe, aber mitunter nur, um bald nachher wieder aufzustehen und dasselbe zu thun. So trieb er es oft, bis das Tageslicht sein

Zimmer erhellte. Die Diener des Hauses, bei welchen er seiner Humanität wegen sehr beliebt war, vermochten nicht, sich zu erklären, warum ihr junger Herr des Nachts so oft einzelne Accorde auf dem Claviere spielte; sie schüttelten die Köpfe und dachten mitleidig: „Der arme junge Herr ist geisteskrank!"

Wenn er mit seinem Vater Ausflüge in die Umgegend machte oder die Schulferien auf dem Lande zubrachte, horchte er auf jedes Lied, das über die Lippen der Mäherinnen oder aus dem Bogenstrich eines ländlichen Geigers kam. Es war ihm ein Genuss, die oft originellen und meist herzinnigen Melodien in sein Gedächtniss aufzunehmen und sie zu idealisiren. „Wer ist", so fragte er, „der Schöpfer dieser herrlichen Weisen, welche in eure Mazurka, Krakowiak oder Polonaise eingewebt sind? Und wer lehrte diese polnischen Landsleute so rein zu singen und Violine zu spielen?" Niemand konnte ihm darauf Antwort geben. Diese Dichtungen sind, sowohl die Worte wie die Melodien, meist das Erzeugniss mehrerer Personen. Einer singt zu selbsterfundenen, kunstlosen Tonreihen aus innerstem Herzensdrang, was er eben fühlt; ein Zweiter hört solch ein Lied, ändert und bessert wohl daran, und so geht es verändert von Mund zu Mund, bis es endlich Volkseigenthum wird. Diese Art von Volksliedern der Slaven sind sehr verschieden von denen der romanischen und germanischen Völkerschaften; sie sind geschichtliche Zeugnisse der Empfindungen, Sitten und des slavischen Volkscharakters. Nun ist der Theil des Landes, in dem *Chopin* geboren und erzogen ward, von Mazuren, einem sehr eigenthümlichen, musikliebenden Volksstamme, bewohnt. Ein bedeutender polnischer Schrift-

steller sagt: „Das Wohlgefallen an Gesängen characterisirt vor allen anderen Nationen den Slaven; mit seinen Volksliedern kann man den einfachsten Landmann bis an das Ende der Welt locken.“ Die Liebe zur Musik ist bei den Mazuren so gross, dass sie die gewöhnlichsten Ereignisse des Lebens besingen und ihnen eine gefällige oder rührende Seite abzugewinnen wissen. An grösseren Feiertagen, z. B. an Ostern, Pfingsten und Weihnachten, ziehen in den mazurischen Dörfern Frauen und Männer umher und singen und spielen dem Feste entsprechende Tänze. Ueberall werden sie freundlich willkommen geheissen, gern angehört und nicht karg beschenkt. Fast alle diese Lieder sind unter dem Strohdache entstanden, verfasst von Menschen, die oft weder lesen noch schreiben konnten, welche unbekannt sind und unbekannt bleiben werden. Die Empfindung für die poetische Seite des menschlichen Lebens, das Gefühl für die Schönheiten in der Natur wohnen offenbar in dem Herzen des polnischen Volkes. Diese Empfindung wird durch Nichts erstickt, weder durch die prosaische Arbeit, noch durch die Sorgen des täglichen Lebens, nicht einmal durch die schweren Schicksalsschläge, welche seit länger als hundert Jahren auf der ganzen Nation lasten. *Chopin*, der schon in seiner Kindheit die Volksmelodien in's Gedächtniss aufnahm, fühlte ihre eigenthümliche Schönheit heraus, und oft mischten sich in seine eigenen Tondichtungen Anklänge an jene Volkslieder, die seine Lieblinge geworden waren. Er war der Erste, der dem Tanzvolksliede eine vollendet schöne Form gab, indem er die Melodie mit interessanten Harmonien und poesievollen Arabesken schmückte.

Drittes Kapitel.

Die spätere Jugendzeit Chopins. Sein erster Ausflug. Sein Verhältniss zum Fürsten Anton Radziwiłł.

Im Jahre 1825 wurde der Umgangskreis Friedrich's immer grösser und bedeutender, sowohl in gesellschaftlicher als künstlerischer Hinsicht. Der Ruhm, den ihm in Warschau seine hohe musikalische Begabung eintrug, verbreitete sich weiter und weiter. Jeder interessirte sich für seine Person. Wie gross die Anziehungskraft war, die *Chopin* schon damals ausübte, geht daraus hervor, dass nur die Concerte glänzenden Erfolg hatten, an welchen er persönlich Theil nahm. Am 27. Mai und am 10. Juni 1825 wurden zwei grössere Concerte im Saale des Conservatoriums zu wohlthätigen Zwecken veranstaltet. Unter den bei diesen Aufführungen mitwirkenden Personen sehen wir auch unsern Friedrich, welcher mit seinem Clavierspiel Alles enthusiasmirte. Als der damals in Warschau verweilende Kaiser *Alexander I.* das neu erfundene Instrument,[1] Aelo-

[1] *Brunner* und *Hoffmann* sind die Namen der Erfinder des Aelomelodicons.

melodicon benannt, zu hören wünschte, wurde *Friedrich Chopin*, der für den besten Clavierspieler in der Hauptstadt galt, aufgefordert, vor dem Monarchen zu spielen. Zu diesem Zwecke stellte man das Instrument in die evangelische Kirche, damit der Ton unter der mächtigen Kuppel dieses Tempels mehr zur Geltung käme. *Alexander I.*, von dem wundervollen Spiel des kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünglings in hohem Grade befriedigt, beschenkte ihn zum Andenken mit einem kostbaren Diamantring. In demselben Jahre bekam *Chopin* sein erstes gedrucktes Werk: „Rondo" zu Gesicht, welches er der Frau *von Linde* gewidmet hatte. Weder dieses, noch das nachfolgende „Rondeau à la Mazur, Op. 5", welches in Warschau erschien, trug dazu bei, den Ruf des Componisten im Auslande zu verbreiten. Dagegen wurde in der Heimath sein Name immer populärer und mit dem Stempel künstlerischer Reife bezeichnet. Die Eltern, welche anfangs seine musikalischen Studien als Nebensache betrachtend, in ihrem Sohne nur einen begabten Dilettanten sehen wollten, erkannten jetzt, dass ihn die Natur entschieden zum Musiker bestimmt hatte; sie legten ihm also keine Hindernisse in den Weg und störten ihn nicht in den Uebungen auf seinem geliebten Instrumente, und in seinen poetischen Träumen. Ueberall war er gern gesehen; in den Salons der Aristokratie, unter seinen Collegen im Conservatorium und bei seinen Mitschülern im Lyceum, als dessen grösste Zierde er betrachtet wurde. Zu seinen intimeren Freunden gehörten: *Titus Woyciechowski*, dem er später die Variationen (Op. 2) widmete, *Alexander Rembieliński*[1],

[1] *Alexander Rembieliński* war ein vortrefflicher Pianist, der leider sehr jung gestorben ist.

ferner *Wilhelm von Kolberg, Johann Matuszyński, Stanislaus Koźmian,* gegenwärtig noch Präses des wissenschaftlichen Vereins in Posen, *Eustachius Marylski, Dominicus Magnuszewski* und *Stephan Witwicki* (letztere Beide talentvolle Poeten). Auch *Celiński, Hube, Julius Fontana*[1] müssen noch genannt werden.

Unter den Collegen im Conservatorium, die sich ebenfalls dem künstlerischen Fache widmeten, war Niemand gegen Friedrich missgünstig gesinnt. Sein Talent als Clavierspieler wie als Tondichter erschien so gross und bedeutend, dass sich Alle vor ihm beugten und in ihm ihren Meister erblickten. Von Natur gemüthvoll und wohlwollend gegen Jedermann besass er angeborene Grazie und, in Folge seiner Erziehung und des Umganges mit feinen Menschen, schon in früher Jugend den Tact des reiferen Mannes. Alle diese Eigenschaften bewirkten, dass Jeder ihn hochschätzte und ihm herzlich zugethan war; selbst wenn er einen

[1] *Julius Fontana*, Pianist und Componist, geboren in Warschau 1810, bildete sich mit *Chopin* zusammen unter *Elsner's* Leitung im Conservatorium aus. Im Jahre 1830 trat er in den Militärdienst und avancirte in kurzer Zeit zum Range eines Artillerielieutenants. Nach dem Aufstande verliess er sein Vaterland und begab sich als Emigrant nach Frankreich. Einige Jahre später siedelte er nach Amerika über, kehrte jedoch 1850 nach Paris zurück, wo er 1870 starb. Als Jugendfreund Friedrich's war er fast täglicher Gast im *Chopin*'schen Hause, wusste also genau, was für Compositionen um diese Zeit entstanden; deshalb ist Alles richtig, was er in der Vorrede zu der Ausgabe der *Chopin*'schen Werke gesagt hat.

Ausser vielen eigenen kleineren Compositionen, die *Julius Fontana* in Paris verfasst und herausgegeben hat (Walzer, Etuden, Capriccien, Phantasien, schrieb er noch in London: „Polish national melodies"; ferner „Erläuterungen über die polnische Orthographie" (Leipzig 1866) und Volks-Astronomie" (Posen 1869).

Scherz ausführte, einem seiner Freunde nachahmte oder aber etwas carrikirt zeichnete, nahm man es ihm nicht übel. Gross war des jungen Künstlers Thätigkeit, und die übermässige Anstrengung war sicher für seinen zarten Organismus nicht vortheilhaft. Als die Aerzte den Eltern *Chopin's* riethen, ihre jüngste Tochter in das schlesische Bad Reinerz zu schicken, hielten die Letzteren es für gut, Friedrich der Schwester zum Begleiter zu geben, damit er dort eine Molkencur gebrauche. Bei Beginn der Schulferien im Jahre 1826 traten die beiden Geschwister Louise und Emilie mit Mutter und Bruder die Reise nach dem damals schon vielbesuchten Brunnenorte an. Während ihres Aufenthalts in Reinerz starb eine arme Wittwe, die vergebens Hilfe in der Heilquelle gesucht hatte. Sie hinterliess zwei Kinder unter dem Schutze ihrer treuen Magd, die nicht im Stande war, das Geld zur Beerdigung und zur Heimreise aufzubringen. Friedrich, der von der Noth der Waisen hörte, machte von seinem Talente den edelsten Gebrauch. Er veranstaltete ein Concert und hatte die Freude, den armen Kindern ein hübsches Sümmchen zu erwerben. Sein Meisterspiel gewann ihm die Bewunderung aller Kenner und Freunde der Musik, seine Wohlthätigkeit die aufrichtige Hochschätzung aller Edlen. Wo er sich zeigte, erwies man ihm Aufmerksamkeit. Wenige Tage nach diesem Concerte verliess Friedrich das Bad Reinerz und verlebte den Rest des Sommers im Dorfe *Strzyżewo*, einem Besitzthum der Frau *v. Wiesiołowska*, Schwester des Grafen *Friedrich Skarbek*, seines Pathen.

In dem benachbarten Dorfe Antonin wohnte Fürst *Anton Radziwill*. Dieser reich begüterte Herr (verwandt mit der preussischen Königsfamilie), welcher

Statthalter vom Grossherzogthum Posen war, liebte nicht nur die Musik leidenschaftlich, er war auch ein feiner Kenner und gründlich gebildeter Componist. Durch seine Musik zu Goethe's „Faust" I. Theil hatte er eine gewisse Berühmtheit erlangt; die Berliner Singakademie brachte sie früher auf Allerhöchsten Befehl jährlich einmal zur Aufführung. Er war mit einer sehr angenehmen Tenorstimme begabt, spielte mit Geläufigkeit Violoncell, und sein Haus in Posen war der Sammelplatz für alle Künstler von Bedeutung. Was nur immer musikalisch war, fand sich in seinen Salons ein, wo fast jede Woche Quartette von *Haydn, Mozart, Beethoven* und andere klassische Musik zu Gehör kamen. Der Fürst übernahm dabei die Violoncell-Partie. Friedrich benutzte die Einladung des Fürsten zu einem Besuche auf dessen Sommerresidenz, und der Componist der Faustmusik gerieth über das Pianospiel des siebzehnjährigen Künstlers in Enthusiasmus und gewann ihn bald sehr lieb. Als Fürst *Radziwill* im Mai 1829 bei der Krönung des Kaisers *Nicolaus* in Warschau verweilte, besuchte er *Friedrich Chopin* in seiner Eltern Hause und forderte ihn eben so herzlich als dringend auf, zu ihm nach Posen zu kommen. Hiermit endet vor der Hand das persönliche Verhältniss zwischen diesem Magnaten und unserem Künstler; dagegen haben hochachtbare Männer, denen aber der Sachverhalt nicht bekannt war, aus dem Fürsten den Wohlthäter Friedrich's gemacht, welcher diesem die Mittel zu seiner Ausbildung gegeben haben sollte. *F. Liszt* war der Erste, der in seinem Werke, betitelt: *„Friedrich Chopin"*, in französischer Sprache, kurz nach dem Tode des grossen Meisters irriger Weise sagt: „Indem er (Fürst *Anton Radziwill*) den

sehr beschränkten Mitteln der Famile *Chopin's* zu Hilfe kam, machte der Fürst diesem (Friedrich) das unschätzbare Geschenk einer guten Erziehung, die nach keiner Richtung eine vernachlässigte blieb. Seit seinem Eintritt in die Hochschule bis zur gänzlichen Vollendung seiner Studien war es beständig der Fürst, den seine hochherzige Gesinnung in den Stand setzte, alle Ansprüche der Berufsbahn eines Künstlers zu ermessen, der daher dessen Lebensaufwand durch Vermittelung eines Freundes, *Antonius Kozuchowski,* bestritt. Seit jener Zeit hat dieser mit *Chopin* bis zu dessen letzten Lebenstagen Beziehungen beständiger Freundschaft bewahrt.“ In dieser Behauptung steckt ein grosser Irrthum, zu welchem *Liszt* wahrscheinlich durch einen polnischen Emigranten *Franz Grzymala* verleitet wurde. Derselbe war Landtagsdeputirter, talentvoller Schriftsteller und Journalist, und starb in Paris 1871, am Tage nach der Capitulation. Er gehörte in den Kreis der Freunde, die *Chopin* während seines Aufenthalts in Paris hatte, scheint aber von dessen Eltern und Jugendleben nichts Genaues gewusst zu haben, sonst hätte er wohl *Liszt* anders berichtet. *Julius Fontana,* der doch mit Friedrich seit dessen Kindheit befreundet war, protestirte gegen die *Liszt*'sche Behauptung, ebenso die Eltern des grossen Künstlers. Sie hatten sich sehr unangenehm berührt gefühlt, als sie lasen, dass Fürst *Radziwill* für Friedrich's Ausbildung Alles gethan haben sollte. *Nicolaus Chopin* war Professor an drei höheren Lehranstalten Warschau's, hatte in seinem Hause ein grosses Pensionat, das ihm ebenfalls viel Geld eintrug, und sollte nicht die Mittel zur Ausbildung seines einzigen Sohnes bewilligt haben? Man hatte ferner das Gerücht ver-

breitet, *Chopin* sei auf Kosten des Fürsten *Radziwill* nach Italien gereist; aber auch hieran ist nichts Wahres. Der junge Künstler unternahm seine Reise mit dem Gelde, das er sich durch drei von ihm veranstaltete Concerte in Warschau, die glänzend besucht waren, erworben hatte. Erst später, als er nach achtmonatlichem Aufenthalte in dem schönen Wien den Entschluss fasste, nach Paris zu gehen, bat er seinen Vater um Geld. In seiner liebenswürdigen, kindlichen Weise bedauerte er, dass er die Ursache zu dieser damals für die Eltern nicht leichten Ausgabe sei, indem er schon genug gekostet habe. Hierauf schickte ihm der Vater in Begleitung eines liebevollen Schreibens die nöthigen Geldmittel und fügte hinzu, dass er ihm auch künftig Unterstützung gewähren wolle, bis Friedrich sich in Paris eine feste Existenz gesichert habe. Als Beweis freundschaftlicher Verehrung für den angesehenen Schöpfer der Musik zum ersten Theile des Goethe'schen „Faust" widmete Friedrich ihm später sein „Trio für Clavier, Violine und Violoncell" (Op. 8), welches er noch in Warschau (etwa in den Jahren 1827 bis 1829) componirte; und wie beliebt der jugendliche Künstler in der Familie des Fürsten gewesen, werden die im sechsten Kapitel mitgetheilten Briefe beweisen. Von einer Unterstützung konnte dagegen nie die Rede sein. Wir wiederholen aber, dass *Liszt* an der Verbreitung des hier berichteten Irrthums weniger Schuld trägt, als *Grzymała*, oder Diejenigen, welche diese Geschichte blindlings geglaubt haben.

Viertes Kapitel.

Die Reise nach Berlin. Ein kleines Erlebniss auf der Rückreise nach Warschau.

Im Jahre 1827 bestand *Friedrich Chopin* sein Abiturienten-Examen als Schüler des Warschauer Lyceums, und erholte sich dann wieder auf dem Lande in Strżyzewo; von hier unternahm er auch einen kurzen Ausflug nach Danzig, wo er die Bekanntschaft des Superintendenten *Linde*, Bruders seines alten Lehrers, zu machen wünschte.

Das letzte Examen war aber nicht so glänzend wie die früheren ausgefallen, wo er bei jeder Versetzung in eine höhere Klasse durch besondere Belohnung ausgezeichnet wurde. Es erklärte sich dadurch, dass er im letzten Jahre seine Hauptthätigkeit auf das Studium der Musik gerichtet hatte. Eine bedeutende Anzahl von Compositionen, theils fertig, theils in den Hauptumrissen skizzirt, häufte sich in seinem Arbeitszimmer. *Elsner*, der schärfste Be-

obachter von *Chopin's* künstlerischem Leben und Weben, der competenteste Richter über seines Schülers Tondichtungen, redete dessen Eltern zu, dem genialen Sohne freien Willen zu lassen und denselben in dem hohen Fluge, den seine Phantasie nahm, nicht zu stören, sondern ihm auf jede Weise förderlich zu sein. Jetzt musste man darauf bedacht sein, dem künftigen Künstler die Möglichkeit zu gewähren, mehr zu hören und zu lernen, als ihm in seiner Vaterstadt geboten werden konnte. Allerdings kamen von Zeit zu Zeit die berühmteren Artisten des Auslandes nach Warschau um dort zu concertiren: aber Friedrich's glühendster Wunsch, die erhabenen Werke der grossen klassischen Meister zu hören, konnte nur im Auslande in den grossen Städten, wo viel geistiges Leben herrscht, befriedigt werden. Daher wurde von *Chopin's* Eltern beschlossen, den Sohn bei der ersten günstigen Gelegenheit, wenn auch nur auf einige Wochen, nach Wien oder Berlin reisen zu lassen. Bald bot sich die Gelegenheit dazu. Im Jahre 1828 wurde Professor *Jarocki* von *Alexander von Humboldt* zum Congresse der Naturforscher nach Berlin eingeladen. *Nicolaus Chopin* war glücklich, den Sohn einem seiner besten Freunde anvertrauen zu können, und dem Professor war es sehr angenehm, einen liebenswürdigen, begabten jungen Mann als Reisegefährten zu erhalten. So verliess unser Künstler zum ersten Male sein Geburtsland, um eine fremde, grosse Stadt kennen zu lernen, in welcher er seine Wissbegierde gründlich zu befriedigen hoffte. Er ahnte damals noch nicht einmal seinen eigenen künstlerischen Werth; auch hegte er nicht den Wunsch, sich in Berlin schon als Pianist oder Tondichter zu produciren.

Jetzt lassen wir ihn selbst sprechen, indem wir die nachstehenden seine Reise betreffenden Briefe mittheilen.

An *Titus Woycicchowsky.*

Warschau, den 9. September 1828.

Theuerster Titus!

Du glaubst nicht, mit welcher Sehnsucht ich auf eine Nachricht von Dir und Deiner Mutter gewartet habe, kannst Dir also nicht vorstellen, wie gross meine Freude war, als ich Deinen Brief empfing. Ich war damals in Stryżewo, wo ich den ganzen Sommer zubrachte, konnte Dir aber nicht sofort antworten, weil ich mich von Tag zu Tag zur Reise nach Warschau rüstete. Jetzt schreibe ich Dir wie ein Wahnsinniger, denn ich weiss factisch nicht, was mit mir vorgeht. Ich fahre nämlich heute nach Berlin! Der König von Preussen hat die Berliner Universität aufgefordert, nach Art der Zusammenkünfte in der Schweiz und später in Bayern die bedeutendsten Naturforscher Europas zu einem Congress einzuladen, welcher unter Leitung des berühmten *Alexander von Humboldt* abgehalten werden soll. Professor *Jarocki,* früherer Student der Berliner Universität, der späterhin auch von derselben das Doctor-Diplom erhielt, hat als Zoologe gleichfalls eine Einladung bekommen. Man verspricht sich etwas Grossartiges davon, auch soll *Spontini* seinen „Cortez" zur Aufführung bringen.

Lichtenstein, Freund und Lehrer *Jarocki's,* fungirt als Secretär dieses Congresses; er ist zugleich Mitglied der Singakademie und steht auf gutem Fusse

mit *Zelter*, Director dieses musikalischen Instituts. Es wird mir von gut unterrichteter Seite gesagt, dass ich durch *Lichtenstein* Gelegenheit haben würde, die bedeutendsten Musiker der preussischen Residenz kennen zu lernen, ausser *Spontini*, mit dem er nicht harmoniren soll. Ich würde mich freuen, dort den Fürsten *Radziwill* anzutreffen, der mit *Spontini* auf sehr freundschaftlichem Fusse steht. Ich werde mit *Jarocki* nur vierzehn Tag dort verweilen, aber es ist ja schon viel werth, einmal eine gute Oper in vollendeter Ausführung zu hören.

In Strzyżewo habe ich das Rondo in C-dur (das letzte, wenn Du Dich noch zu erinnern weisst) für zwei Claviere umgearbeitet.[1] Heute habe ich dasselbe mit *Ernemann* bei *Buchholtz*[2] probirt und es ist ziemlich gut ausgefallen. Wir beabsichtigen dasselbe einmal in der Ressource zu spielen. Was meine neuen Compositionen betrifft, so kann ich nichts weiter aufweisen, als das noch nicht beendete Trio (G-moll), welches ich nach Deiner Abreise angefangen. Das erste Allegro habe ich schon mit Begleitung probirt. Mir scheint, dass dieses Trio dasselbe Schicksal treffen wird, wie meine Sonate und die Variationen. Beide Werke sind jetzt in Wien; das erste habe ich als Schüler dem *Elsner* gewidmet, auf das zweite habe ich, (vielleicht zu dreist) Deinen Namen gesetzt. Ich folgte hierbei dem Zuge meines Herzens, und Du wirst es wohl auch nicht unliebsam deuten. *Skarbek* ist noch nicht zu-

[1] Es erschien in der von *Fontana* herausgegebenen Sammlung der Nachlasswerke als Op. 73

[2] *Ernemann*, Musiklehrer in Warschau; *Buchholtz*, Pianofortefabrikant ebendaselbst

rückgekehrt, *Jędrzejewicz* bleibt noch längere Zeit in Paris. Er[1] hatte dort mit dem Pianisten *Sowiński* Bekanntschaft gemacht,[2] der mir durch einige Zeilen andeutete, dass er mich gern erst durch Briefwechsel kennen lernen möchte, bevor er nach Warschau käme. Da er Mitredacteur der von *Fétis* herausgegebenen „Revue musicale" sei, so würde es ihm sehr angenehm sein, einige Erläuterungen über die polnischen Musikverhältnisse zu erlangen, die Biographien der bsrühmtesten polnischen Componisten und Künstler zu erfahren u. s. w., alles Sachen, in die ich mich gar nicht einzumischen gedenke. Ich werde ihm von Berlin aus antworten, dass diese Angelegenheiten nicht in mein Fach schlagen, und dass ich übrigens noch kein Urtheil fällen könne, wie es einer Pariser Zeitschrift würdig sei, da eine solche doch nur reife, competente Ansichten enthalten müsse u. s. w.

Ende dieses Monats werde ich Berlin wieder verlassen; fünf Tagereisen per Diligence!

Bei uns ist Alles beim Alten; der ehrwürdige *Zywny* ist der Mittelpunkt unseres Verkehrs und Vergnügens. Ich schliesse, denn mein Bündel ist schon geschnürt und auf die Post geschickt. Küsse Deiner Mama die Füsschen und Händchen von mir. Meine Eltern und Geschwister übersenden ihre Hochachtung und die herzlichsten Wünsche für Besserung ihrer Gesundheit. Erbarme Dich doch und schreibe bald wieder einmal ein Briefchen, wenn auch noch so kurz,

[1] Professor *Joseph Kalasanti Jędrzejewicz*, später Schwager *Chopin's*, geb 1803, gestorben 1853 in Warschau.

[2] *Albert Sowiński*, Pianist, Componist und Literat, lebt gegenwärtig noch in Paris.

wenn auch nur eine einzige Zeile; selbst diese wird mir theuer sein!

Dein

Friedrich.

Berlin, Dienstag.[1]

Meine inniggeliebten Eltern und Schwestern!

Sonntag gegen 3 Uhr Nachmittags sind wir in dieser grossen Stadt glücklich eingetroffen. Von der Post hat man uns direct in das Gasthaus „Zum Kronprinzen" geführt, wo wir uns bis jetzt noch befinden. Wir haben es hier gut und bequem. Gleich am Tage unserer Ankunft nahm mich Professor *Jarocki* zu Herrn *Lichtenstein* mit, wo ich *Alexander von Humboldt* gesehen habe. Er ist nicht über mittelgross und seine Züge können nicht schön genannt werden; aber die etwas hervorspringende, breite und ausgearbeitete Stirn und das tiefe, forschend blickende Auge deuten den die ganze Welt umfassenden Geist an, der diesen ebenso humanen als vielgereisten Gelehrten belebt. *Humboldt* sprach französisch und zwar so gut, als sei es seine Muttersprache; Du würdest es auch von ihm gesagt haben, lieber Vater! Herr *Lichtenstein* versprach, mich mit den ersten Künstlern meines Faches bekannt zu machen; er bedauerte, dass wir nicht einige Tage früher angekommen, da vorigen Sonntag seine Tochter in einer Matinée mit Orchesterbegleitung aufgetreten war. Ich meinerseits bedauerte dies nun weniger! Ob ich hierin Recht habe, weiss ich nicht, da ich sie bisher weder gesehen noch gehört habe. Sonntag, am Tage unserer Ankunft, wurde „Das unter-

[1] Den 16. September 1828.

brochene Opferfest“ aufgeführt; aber unsere Visite bei Herrn *Lichtenstein* hielt mich leider ab, in die Oper zu gehen.

Gestern war grosse gemeinschaftliche Tafel der Gelehrten (unter denen mir viele wie Carricaturen erschienen, die ich schon in Klassen eingetheilt habe), aber nicht etwa unter dem Vorsitze des Herrn *von Humboldt*, der ganz anders aussieht, sondern unter dem eines andern Herrn, dessen Name mir eben nicht einfällt. Da er aber wahrscheinlich eine Berühmtheit ist, so habe ich seinen Namen unter meine Zeichnung geschrieben. Dieses Diner dauerte so lange, dass ich verhindert wurde, den neunjährigen Geiger *Birnbach* zu hören, der hier sehr gelobt wird. Heute werde ich mein Mittagsmahl allein einnehmen und habe mich deshalb bei Professor *Jarocki* entschuldigt, der es natürlich sehr wohl einsieht, dass es für mich, den Musiker, interessanter ist, statt einem endlosen Diner in Gesellschaft von Naturforschern, der Aufführung eines Kunstwerkes, wie „Ferdinand Cortez“ von *Spontini* beizuwohnen. Jetzt bin ich ganz allein für mich und bereite mir die Freude, mich mit Euch, meine Theuersten, zu unterhalten. Es geht das Gerücht, dass der grosse Violinist *Paganini* hierher kommen soll. Hoffentlich bestätigt es sich. Fürst *Radziwill* wird hier den 20. d. M. erwartet; es würde mich ausserordentlich freuen, wenn er käme. Bis jetzt habe ich ausser dem zoologischen Cabinet noch nichts gesehen; nur die Stadt kenne ich grössten Theils, da ich mich zwei volle Tage in den schöneren Strassen und auf den Brücken umhergetrieben habe. Die Beschreibung der Stadt soll Euch mündlich werden, auch die des grossen und allerdings sehr schönen Schlosses.

Der Haupteindruck, den Berlin mir macht, ist der: dass die Stadt zu ausgebreitet ist: ich finde, sie könnte die doppelt grosse Zahl von Einwohnern in sich fassen. Anfänglich wollten wir in der Französischen Strasse wohnen, aber ich bin froh, dass es nicht so gekommen, denn sie ist wohl so breit als unser Leszno[1] und deshalb braucht sie zehnmal mehr Menschen, um nicht sehr öde auszusehen.

Heute erst werde ich erfahren, was Berlin für mich in musikalischer Hinsicht ist. Viel lieber hätte ich meinen Morgen bei *Schlesinger* zugebracht, anstatt mich in den dreizehn Gemächern des zoologischen Cabinets zu langweilen; Du wirst mich deshalb nicht für einseitig halten, liebster Papa, aber ich bin ja hauptsächlich wegen meiner musikalischen Ausbildung nach Berlin gereist, und die Bibliothek *Schlesinger's*, bestehend aus den interessantesten Werken der Componisten aller Länder und Zeiten, muss mich mehr interessiren, als jede andere Sammlung. Mein Trost ist, dass ich auch noch zu *Schlesinger* kommen werde und dass es immer gut für einen jungen Mann, wenn er viel sieht, denn aus Allem lässt sich etwas lernen. Heute Morgen habe ich *Kisting's* Pianofortefabrik, Ende der grossen Friedrichsstrasse, besucht. Leider hatte er kein fertiges Instrument und ich machte den Weg vergebens. Angenehm ist es mir, dass in unserm Hôtel ein guter Flügel steht, auf dem ich täglich spiele, wofür mir ausser meinem eigenen Vergnügen auch noch die Bewunderung des Hausherrn zu Theil wird.

Ich habe die Reise minder angenehm gefunden,

[1] Leszno ist eine breite und lange Strasse in Warschau.

als ich mir vorgestellt hatte, da die preussischen Diligencen recht unbequem sind; aber ich bin gesund und heiter in der Residenz der Hohenzollern angelangt. Unsere Reisegesellschaft bestand aus einem in Posen angesiedelten deutschen Rechtsgelehrten, der durch plumpe Witze zu glänzen suchte, und aus einem wohlbeleibten Landwirth, dem die Diligencen schon einen civilisirten Anstrich gegeben hatten, denn er war viel gereist. Eine Station vor Frankfurt an der Oder stieg auch eine deutsche Sappho zu uns in den Wagen und ergoss sich in einen Strom von anspruchsvollen und komischen Wehklagen. Mich amüsirte die gute Dame wider ihren Willen, denn ich glaubte einer guten Scene in einem Lustspiele zuzuhören, sobald sie anfing, sich mit dem Rechtsgelehrten zu streiten, welcher statt zu lachen, jedes Wort ernsthaft nahm und ebenso gründlich als gravitätisch widerlegte. Die Umgebungen Berlins sind von der Seite, wo ich herkam, nicht schön, aber überall herrscht musterhafte Ordnung und Reinlichkeit, die angenehm in's Auge fällt. Morgen will ich mir Berlins Umgebungen von der andern Seite betrachten.

Uebermorgen fangen die Sitzungen der Naturforscher an. Herr *Lichtenstein* hat mir eine Eintrittskarte dazu versprochen. Abends wird *Alexander von Humboldt* die Herren bei sich empfangen. Professor *Jarocki* wollte für mich auch eine Einladung erwirken, ich habe aber dafür gedankt, denn ich würde von den Versammlungen wenig oder nichts für meinen Geist gewinnen, da ich zu wenig Gelehrter bin; und endlich könnten die Herren vom Fach mich, den Laien, vielleicht sehr fragend ansehen und denken: „Wie kommt Saul unter die Propheten?“ Schon bei Tafel schien

es mir, als ob mein Nachbar, der Professor *Lehmann* aus Hamburg, Botaniker von Ruf, mich etwas seltsam anschaute. Sein Fäustchen staunte ich an, denn es zermalmte mit Leichtigkeit das grosse Stück Weissbrod, zu dessen Zertheilung ich mich beider Hände und des Messers bedienen musste. Er beugte sich über den Tisch, um mit Professor *Jarocki* zu sprechen, und im Eifer der Unterhaltung erhitzte er sich derartig, dass er in der Zerstreuung seinen eigenen Teller verkannte und auf dem meinen herumtrommelte. Ein richtiger Gelehrter, nicht wahr? denn es fehlt ihm dazu auch nicht die grosse unförmliche Nase. Ich sass während dieses Trommelsolos wie auf Nadeln; als es beendet war, hatte ich nichts eiliger zu thun, als die Spuren seiner Fingerchen mit der Serviette von meinem Teller zu entfernen.

Marylski hat nicht die geringste Spur von Geschmack, wenn er behauptet, dass die Berlinerinnen sich hübsch kleiden; sie putzen sich, das ist wahr, aber es ist schade um die schönen Stoffe, die für solche Puppen zerschnitten werden!

Euer Euch zärtlich liebender

Friedrich.

Berlin, den 20. September 1828.

Ich bin gesund und wohl, theure Eltern und Schwestern. Als ob auf mich Rücksicht genommen würde, in so liebenswürdiger Weise bringt das Theater jetzt Tag für Tag eine Neuigkeit. Zuerst hörte ich in der Singakademie ein Oratorium, in der Oper „Ferdinand Cortez", „Il matrimonio segreto" und

„Der Hausirer“ von *Onslow*. Allen diesen Opernaufführungen wohnte ich mit grossem Vergnügen bei. Gestehen muss ich aber, dass ich von *Händel's* „Cäcilienfest“ ergriffen bin; dieses nähert sich am meisten dem Ideale, das ich von erhabener Musik in den Tiefen meiner Seele hege. Leider sind die berühmtesten Sänger jetzt nicht anwesend, ausser Signora *Tibaldi* (Alt) und Fräulein *von Schätzel*, welche ich in der Singakademie und im „Hausirer“ hörte. Im Oratorium hat mir letztere am besten gefallen; doch mag es sein, dass ich an diesem Abend ein besser gestimmter Zuhörer war. Dennoch ging es im Oratorium auch nicht ohne „Aber“ ab. Dieses „Aber“ wird vielleicht nur in Paris wegfallen.

Bei Herrn *Lichtenstein* bin ich bis jetzt noch nicht gewesen, da er mit den Einrichtungen der Sitzungen so beschäftigt ist, dass selbst Professor *Jarocki* nur selten mit ihm sprechen kann; gleichwohl hat er die Freundlichkeit gehabt, mir eine Eintrittskarte zu verschaffen. Der Platz war so vortrefflich, dass ich Alles sehen und hören, selbst den Kronprinzen in der Nähe betrachten konnte. *Spontini*, *Zelter*, *Felix Mendelssohn-Bartholdy* waren auch da; ich habe aber mit keinem dieser Herren gesprochen, da ich es nicht für passend hielt, mich ihnen selbst vorzustellen. Es heisst, Fürst *Radziwill* würde heute ankommen; nach dem Frühstück will ich mich erkundigen, ob man ihn bestimmt erwartet.

In der Singakademie bemerkte ich, dass die Fürstin *von Liegnitz*, eine schöne Dame, mit einem Manne sprach, dessen Gesicht ich nicht ganz sehen konnte, und welcher einen livréeartigen Anzug trug. Ich fragte meinen Nachbar, ob das ein königlicher

Kammerdiener sei, und erhielt zur Antwort: „Ei, das ist ja Excellenz *von Humboldt*.“ Ihr könnt Euch vorstellen, meine Lieben, dass ich sehr froh war, meine Frage nur geflüstert zu haben; aber ich versichere Euch, dass diese Kammerherren-Uniform sogar die Gesichter verändert, sonst würde ich den grossen Reisenden, der sogar den Chimborasso bestiegen haben soll, gewiss erkannt haben. Er hörte gestern auch die Oper „Der Hausirer“, oder, wie die Franzosen sagen. „Der Colporteur“; in der königlichen Loge sass Prinz *Karl*.

Vorgestern besuchten wir die königliche Bibliothek; sie ist sehr gross, enthält aber nicht sehr viel musikalische Werke. Interessant war es mir, bei dieser Gelegenheit einen eigenhändigen Brief von *Kościuszko* zu sehen, den gerade *Falkenstein*, der Biograph unseres Helden, Buchstab für Buchstab nachmalte. Als dieser Herr bemerkte, dass wir Polen waren und natürlich den Brief geläufig lesen konnten, bat er Professor *Jarocki*, den Inhalt in's Deutsche zu übersetzen, und schrieb sich denselben dann in sein Taschenbuch. *Falkenstein* ist ein angenehmer, noch junger Mann, Secretär an der Dresdner Bibliothek. Ich sah auch zugleich den Redacteur der Berliner musikalischen Zeitung. Wir wurden einander vorgestellt und wechselten einige flüchtige Worte.

Morgen wird „Der Freischütz“ gegeben; das ist die Erfüllung eines meiner lebhaftesten Wünsche; ich kann, nachdem ich die Oper hier gehört, auch eine Parallele zwischen den hiesigen und unsern Sängern ziehen. Für heute bin ich zu dem grossen Diner im Exercirhause eingeladen.

Die Zahl der Carricaturen wächst!

Euer

Euch stets innigliebender

Friedrich.

Berlin, Sonnabend, den 27. September 1828.

Ich bin gesund und habe gesehen, was nur zu sehen war; bald bin ich wieder bei Euch. Montag (d. h. übermorgen über acht Tage) umarmen wir uns. Das Bummeln bekommt mir vortrefflich.

Gestern wurde „Das unterbrochene Opferfest" wieder aufgeführt, in welchem Fräulein *von Schätzel* mehr als eine chromatische Tonleiter ausliess, wodurch ich mich recht in Eure Mitte versetzt wähnte.[1] Bei diesem „Euer" fällt mir eine Berliner Carricatur ein.[2] Ein napoleonischer Grenadier ist als Schildwache abgebildet; er ruft einer vorübergehenden Frau „qui vive" zu. Die Frau will antworten: „die Wäscherin"; da sie sich aber etwas gebildeter und feiner ausdrücken möchte, so erwidert sie: „la vache!"

Das zweite Diner mit den Herren Naturforschern kann ich zu den Hauptereignissen meines Hierseins zählen. Es fand am Tage vor dem Schlusse der Sitzungen statt und war wirklich sehr lebhaft und unterhaltend. Viele passende Tafellieder wurden gesungen, in welche Jeder mehr oder minder laut einstimmte. *Zelter* dirigirte; er hatte auf einem rothen

1 Anspielung auf die Warschauer Sängerinnen, welche oft Coloraturen, die der Componist vorgeschrieben hat, fortliessen oder änderten.

2 „Euer" heisst im Polnischen „wasz" und wird wie „wasch=vache" ausgesprochen.

Piedestal einen grossen vergoldeten Becher vor sich stehen, als Zeichen seiner höchsten musikalischen Würde, welche ihm viel Freude zu machen schien. An diesem Tage waren die Speisen besser als gewöhnlich: man sagt, weil die Herren Naturforscher sich in ihren Versammlungen vorzugsweise mit der Vervollkommnung der Fleischspeisen, Saucen, Suppen und dergleichen beschäftigt haben sollen. In gleicher Weise macht man sich schon im Königstädter Theater über die gelehrten Herren lustig. In einem Stücke, wo Bier getrunken wird, sagt einer der Zecher: „Warum ist das Bier jetzt so gut in Berlin?“ — „Ei, das ist doch ganz natürlich, da die Naturforscher jetzt in Berlin zusammengekommen sind!“ lautet die Antwort.

Aber es ist Zeit, schlafen zu gehen, weil wir morgen ganz früh abreisen. In Posen wollen wir zwei Tage bleiben, in gratiam einer Einladung des Erzbischofs *Wolicki*. O wie viel werde ich Euch, meine Theuersten, zu erzählen haben, und wie glücklich will ich sein, wenn ich wieder bei Euch bin!

Euer

Euch herzlich liebender

Friedrich.“

Von Berlin aus hatten Professor *Jarocki* und *Chopin* noch zwei Herren zu Reisegefährten, die denselben Weg zu machen gedachten. Ihre langweiligen Gespräche über Politik, für die *Chopin* sich wenig interessirte, noch mehr aber der unaufhörliche Dampf ihrer Pfeifen, den er nicht recht vertragen konnte, wurde ihm besonders lästig. Als einer dieser Herren

erzählte, dass er von früh bis zum Abend stets rauche und lieber sterben als das Rauchen aufgeben wolle, stiegen Friedrich und *Jarocki* in das Cabriolet, frische Luft zu geniessen. Im Städtchen Züllichau sagte ihnen der Posthalter, dass sie eine Stunde auf Pferde zu warten hätten. Professor *Jarocki* schlug seinem jungen Freunde einen Spaziergang durch das Städtchen vor, der bald beendet war. Als aber die neueste Nachricht lautete: „die Pferde sind noch nicht da", setzte sich der Professor zu einer Mahlzeit nieder — das Posthaus war zugleich Restauration —; Friedrich aber ging, wie von einem Magnet angezogen, in den Nebensaal und erblickte, o Wunder, im Städtchen Züllichau einen Flügel. Professor *Jarocki*, der durch die offene Thür schauen konnte, lachte in sich hinein, als *Chopin* das Instrument öffnete, welches sehr wenig äusserliche Reize besass; auch *Chopin* betrachtete es mit geheimem Zweifel; aber nachdem er einige Accorde angeschlagen hatte, jubelte er höchlich überrascht: „O Santa Caecilia, der Flügel ist sogar gestimmt!"

Nur der leidenschaftliche Musiker weiss, was es sagen will, einige Tage in der Diligence gesessen haben und nun plötzlich ganz unerwartet auf einer Station ein gutes Instrument finden, auf dem er spielen darf. Unser Friedrich kam also recht con amore in's Improvisiren, ohne auf seine Umgebungen zu achten. Der Eine der Reisenden, angelockt durch die holden Klänge, tritt hinter *Chopin's* Stuhl und lauscht, während *Chopin* dem Professor *Jarocki* auf Polnisch zuruft: „Nun wollen wir bald sehen, ob mein Zuhörer ein Kenner ist oder nicht." Friedrich beginnt seine Phantasie über polnische Lieder, zu welchen damals der erste Entwurf gemacht

war. Der Reisende, ein Deutscher, steht wie versteinert da. Mit ganzer Seele vertieft er sich in diese für ihn neue Musik voll wunderbaren Reizes. Seine Augen verfolgen mechanisch jede Bewegung der feinen Hände des Spielers; er hat Alles um sich her vergessen, sogar seine beste Freundin, „die Pfeife", die ihm ausgegangen ist, ohne dass er es merkt. Leise treten auch die anderen Reisenden herein, und zugleich erscheinen durch eine Seitenthüre der lange Posthalter mit seiner kugelrunden Gemahlin, hinter ihnen ihre zwei hübschen Töchter. Friedrich beachtet sein Publikum nicht; im Zwiegespräch mit seiner Muse vertieft, hat er vergessen, dass er im Posthause ist. Immer seelenvoller und zarter wird des jungen Künstlers Spiel; mit vorgeneigtem Kopfe, ganz Ohr, steht Jeder da; eben quellen unter *Chopin's* Fingerspitzen die elegantesten Arabesken hervor, da ruft eine Stentorstimme, dass die Fenster zittern: „Angespannt, meine Herren!"

„Verdammter Störenfried!" braust der Postmeister auf, während das Damenkleeblatt dem Postillon zornfunkelnde Blicke zuschleudert. *Chopin* springt von seinem Platze auf, aber im Nu ist er von seinen Zuhörern umringt und aus jedem Munde kommt die Bitte: „Spielen Sie weiter, weiter, bester Herr; beenden Sie wenigstens das herrliche Musikstück, welches wir ohne den Eintritt dieses unseligen Menschen gewiss ganz gehört hätten." „Aber," entgegnete Friedrich, nachdem er seine Uhr zu Rathe gezogen, „wir sitzen schon mehrere Stunden hier und sollten bald in Posen sein!" „Bleiben Sie, spielen Sie, herrlichster junger Künstler; ich gebe Ihnen Kurierpferde, wenn Sie noch verweilen," ruft der Posthalter. „Lassen Sie sich erbitten," beginnt die Frau Posthalterin und

drohte fast mit einer Umarmung; was konnte Friedrich also Anderes thun, als sich wieder an das Instrument setzen und weiter spielen? Der Hausdiener erscheint, als *Chopin* eine Pause macht, mit Wein und Gläsern; die Töchter des Hauses bedienen zuerst den Künstler, dann die anderen Reisenden, und der Posthalter bringt „dem Liebling Polyhymnias", wie er sich ausdrückt, ein Lebehoch in welches Alle einstimmen. Einer der Anwesenden kommt jetzt auf *Chopin* zu, und seine Stimme bebt vor Rührung, als er anhebt: „Herr, ich bin ein alter, gründlich gebildeter Musiker: ich spiele auch Clavier, deshalb weiss ich Ihre Meisterleistung zu schätzen; wenn *Mozart* zugehört hätte, würde er Ihnen die Hand gedrückt und‚Bravo!' zugerufen haben; ich unbedeutender Mann wage das garnicht!" Die dankbaren Damen füllten die Wagentaschen mit dem Besten, was das Haus von Esswaaren besass und vergassen auch nicht, guten Wein beizufügen. Der Posthalter pries sich glücklich und rief mit Thränen in den Augen: „Ich werde an *Friedrich Chopin* mit Begeisterung denken, so lange ich lebe!" Als Friedrich endlich, nachdem er noch eine Mazurka vorgetragen, das Posthaus verlassen wollte, umfasste der riesige Posthalter den jungen Künstler und trug ihn in den Wagen.

Noch in späteren Jahren erinnerte sich *Chopin* mit Vorliebe an dieses Reiseintermezzo, das ihm wie ein gutes Omen bei Beginn seiner Künstlerlaufbahn begegnet war. Oft erzählte er, dass er, gleich den alten Minstrels, die von Burg zu Burg mit ihrer Laute zogen und als Ehrensold gute Bewirthung empfingen, in Züllichau sich Kuchen, Früchte und guten Wein erspielt habe, und oft versicherte er seinen intimsten Freunden, dass ihn das grösste Lob, von der Presse

gespendet, nicht mehr erfreut habe, als die naive Huldigung des Rauchers, dem über seinem eifrigen Zuhören die Pfeife ausgegangen war.

In Posen besuchten unsere Reisenden in Folge der freundlichen Einladung den Erzbischof *Wolicki* und machten dem Fürsten *Anton Radziwill* ihre Aufwartung. Bei letzterem fanden sowohl der Professor *Jarocki* wie Friedrich sehr freundliche Aufnahme, denn der Fürst musste für einen Gelehrten, wie *Jarocki*, die aufrichtigste Hochachtung hegen; da er aber durch und durch musikalisch war, wusste er natürlich *Chopins* eminente Begabung noch mehr zu schätzen, und betrachtete ihn als einen Geistesverwandten, dessen Ueberlegenheit er schon damals ahnte und freudig anerkannte. Einen grossen Theil des Tages verbrachte man nun im *Radziwill*'schen Hause mit Musiciren. Die *Mozart*'schen, *Beethoven*'schen und *Hummel*'schen Sonaten wurden theils von *Chopin* allein, theils von ihm und dem Capellmeister *Klinghor* vorgetragen. Den grössten Enthusiasmus erregte Friedrich aber durch seine unvergleichlichen Improvisationen.

Als unsere Reisenden das gastfreundliche Posen verliessen, trieb den jungen Künstler das innigste Verlangen nach seiner Familie und nach Fortsetzung seiner Studien heimathwärts. Endlos schienen ihm die letzten Meilen, und seinem Drängen und Bitten nachgebend, entschloss sich Professor *Jarocki*, in Lowicz Postpferde zu nehmen. Am 6. October erreichte Friedrich endlich das heissersehnte Ziel, und der theure Heimgekehrte lag in den Armen seiner Eltern und Schwestern.

Fünftes Kapitel.

Ein Ausflug nach Wien, Prag, Teplitz und Dresden.

Nach seiner Rückkehr wurde *Chopin* natürlich wieder hineingezogen in die Fluth gesellschaftlichen Treibens, wie dies aus einer Stelle des folgenden an seinen intimsten Freund *Titus Woyciechowski* gerichteten Briefes ersichtlich ist.

„Warschau, Sonnabend, 27. Decbr. 1828.

Mein Theuerster!

Bis zu dem Augenblick, wo die Freundschaft über die Faulheit gesiegt, habe ich gezögert, Dir zu schreiben; ergreife aber jetzt die Feder, wenn ich auch schläfrig bin, damit diese Zeilen zum 1. und 4. Januar in Deine Hände kommen.

Ich mag meine Briefe nicht mit vielen Complimenten, besonderen Wünschen oder alltäglichen Witzen füllen, weil Du mich und ich Dich kenne — darin suche die Ursache meines Schweigens und das Lakonische dieses Schreibens . . . . .

Die Partitur meines Rondo à la Krakowiak ist fertig. Die Introduction nimmt sich beinahe ebenso drollig aus, als ich mich in meinem Flausch;[1] das Trio ist aber noch nicht ganz fertig. Meine Eltern haben soeben für mich ein kleines Zimmer einrichten lassen, und eine Treppe führt direct aus dem Entrée in dasselbe; dort werde ich einen alten Schreibtisch haben, und dieser Winkel wird mein Obdach sein. Das Rondo für zwei Claviere, dieses verwaiste Kind, hat in *Fontana* einen Stiefvater gefunden (vielleicht hast Du ihn bei mir gesehen, er besucht die Universität); über einen Monat hat er es studirt, aber dann doch gelernt, und vor nicht langer Zeit haben wir bei *Buchholtz* versucht, wie es klingen könnte. Ich sage absichtlich „könnte", weil die Instrumente nicht gleich gestimmt und unsere Finger steif waren; wir haben daher keinen massgebenden Eindruck von dem Effect des Werkes gewonnen. Seit acht Tagen habe ich nichts componirt, was Gottes und der Menschen werth wäre. Ich laufe von Ananias bis zu Kaiphas: heute Abend bin ich bei Frau *Wizegerod*, von dort fahre ich noch zu Fräulein *Kicka* in eine musikalische Soirée. Du weisst, wie angenehm es ist, wenn man müde, und dann gezwungen wird, zu improvisiren! Ich habe nicht häufig so glückliche Gedanken, wie sie mir bisweilen bei Dir unter die Finger kamen. Und dazu überall die elenden Instrumente! Ich habe auch nicht eins gefunden, dass in der Mechanik und im Ton dem unsrigen oder dem Deiner Schwester nur annähernd gleichkäme.

[1] Das war ein von Boy gefertigter, sehr langer Winterrock, in welchem er nach Aussage seiner Freunde eine höchst komische Figur spie'te.

Gestern ist das polnische Theater mit der „Preciosa“ eröffnet worden. Die Franzosen haben „Rataplan“ gegeben; heute ist der „Geldhab“ von *Fredro*, morgen „Maurer und Schlosser“ von *Auber*. Irgend Jemand sagte mir neulich, Du hättest ihm geschrieben; denke nicht etwa, dass ich böse bin, weil Du mir so lange nicht geschrieben. Ich kenne Dich, und aus dem Papier mache ich mir nichts; wenn ich heute wieder so viel Unsinn gekritzelt habe, so ist es nur, um Dich daran zu erinnern, dass ich Dich so wie früher in mein Herz geschlossen habe, und dass ich derselbe Fritz bin, wie bisher. Du liebst es nicht, geküsst zu werden; aber heute musst Du mir's erlauben. Wir Alle wünschen Deiner Mama das beste Wohlergehen. *Zywny* lässt Dich herzlich grüssen.

Dein

Friedrich.“

Trotz aller dem jungen Künstler gebotenen Zerstreuungen studirte er doch mit unermüdlichem Eifer fort, und niemals hatten Vater oder Lehrer nöthig, ihn, der schon als Knabe stets die grösste Lernlust gezeigt, zum Fleisse anzuspornen; als er aber fast über seine Kräfte zu arbeiten schien, beschloss der deshalb besorgte Vater, den Sohn wieder einmal auf Reisen zu schicken, nachdem er die angenehme Erfahrung gemacht, dass Friedrich gleich bei dem ersten Ausfluge in Berlin viel gelernt habe. Diesmal, nämlich im Juli 1829, sollte er mit einigen seiner Freunde nach Wien reisen, und wie hocherfreut er auch anfangs über solche Aussicht war, so dachte er doch später nicht ohne Herzklopfen an die beabsichtigte Reise, da sein Vater und alle seine Bekannten in ihn drangen,

sich in der Musikstadt öffentlich als Pianist hören zu lassen. Mit der ihm angeborenen Bescheidenheit, welche ihn stets, auch nach den grössten Erfolgen zierte, rief er aus: „Hier haben wohlwollende Landsleute mich nachsichtig beurtheilt; aber was soll ich in einer Stadt erwarten, die sich rühmen kann, einen *Haydn, Mozart, Beethoven* besessen und auf dem Piano gehört zu haben?“ Und doch brauchte *Chopin* schon damals kaum einen Rivalen zu scheuen. Einige Monate bevor er seine Reise antreten sollte, hatte er *Hummel* kennen gelernt, welcher in Warschau längere Zeit verweilte und daselbst Concerte gab. *Hummel* hatte sich durch seine von grossem Erfolge begleiteten Reisen den Ruf des bedeutendsten aller lebenden Pianisten erworben. Seine Compositionen kannte *Chopin* bereits und bewunderte sie im höchsten Grade. Er schätzte *Hummel's* klassisches, nach klassischen Vorbildern zur Meisterschaft entwickeltes Spiel; aber obgleich der junge Künstler sehr streng gegen sich selbst verfuhr, konnte er sich doch ohne Selbstüberhebung sagen, dass er in der technischen Ausführung dem älteren Meister nicht viel nachgab.

Friedrich's Hauptwunsch war nun: das schöne, an musikalischem Leben reiche Wien kennen zu lernen, Alles, was für ihn neu war, zu hören, und womöglich in Beziehungen zu Meistern seiner Kunst zu treten. Er ahnte damals nicht, dass gerade diese, geblendet durch sein ausserordentliches Talent, ihn zum öffentlichen Auftreten zwingen würden.

Mit einem Herzen voll Hoffnungen und heissen Segenswünschen für die Seinigen verliess *Chopin* in Gesellschaft seiner Freunde *Celiński, Hube* und *Franz Maciejowski* (Letzterer Neffe des berühmten Forschers slavischen Rechtes) sein geliebtes Warschau. Nachdem

die Reisenden Krakau, die alterthümliche Residenz der Piasten und Jagiellonen, wie auch Ojców, die sogenannte polnische Schweiz, besucht hatten, kamen sie am 31. Juli in Wien an.

Wir geben hier *Chopin's* eigene Briefe, die er von Wien aus schrieb, wortgetreu wieder.

„Wien, 1. August 1829.

Meine inniggeliebten Eltern und Schwestern!

Glücklich, munter, gesund, ja ich möchte sagen: ohne Ermüdung und dabei ohne Unbequemlichkeit sind wir gestern hier angelangt. In Krakau nahmen wir einen „Separatwagen" und befanden uns sehr behaglich darin. Die malerischen Gegenden von Galizien, Oberschlesien und Mähren konnten wir herrlich geniessen, da der Himmel so liebenswürdig war, durch einen leichten Regenschauer den Staub auf den Landstrassen zu löschen.

Aber ehe ich von Wien spreche, muss ich Euch erzählen, wie es uns auf der Reise nach Ojców ging. Sonntag Nachmittags mietheten wir uns einen vierspännigen Krakauer Bauernwagen, wie man sie daselbst hat; er kostete uns vier Thaler. Flott und rasch ging es vorwärts auf Ojców zu, wo wir bei Herrn *Jndyk,* dessen Haus alle Touristen rühmen, und wo auch Fräulein *Tańska*[1] gewohnt hat, einzukehren gedachten. Ein neckischer Kobold wollte aber, das Herr *Jndyk* eine ganze Meile seitwärts von dem Orte wohnt, unser Fuhrmann den richtigen Weg nicht wusste und in ein kleines

[1] *Clementine Tańska,* eine berühmte polnische Jugendschriftstellerin.

Bächlein gerieth, das klar und silberhell war, wie man sie in Feenmärchen beschreibt. Wir hatten rechts und links Felsenwände und fanden uns nicht aus diesem Labyrinth heraus, bis gegen neun Uhr Abends zwei Landleute des Weges kamen und so freundlich waren, uns zu Herrn *Jndyk* zu führen.

Durchnässt und erschöpft kamen wir endlich in dem ersehnten Hause an, wo wir freundliche Aufnahme fanden. Obgleich *Jndyk* nicht so spät noch Gäste erwartet hatte, wies er uns doch bereitwillig ein Zimmer in dem für Touristen erbauten Häuschen an. Schwesterchen Isabella,[1] dort hat ebenfalls Fräulein *Tańska* gewohnt! Meine Kameraden kleideten sich um und stellten sich an das Kamin, in welchem Frau *Jndyk* unterdessen ein helles Feuer angezündet hatte. Ich duckte mich in einen Winkel, nass bis über die Kniee, und überlegte — als ich bemerkte, dass die Hausfrau in das anstossende Kämmerchen ging, um für uns Bettwäsche zu holen — was nun zu thun sei. Instinctiv folgte ich ihr, gewahrte auf einem Tisch eine Menge wollener Krakauer Mützen (dieselben sind doppelt gewirkt), kaufte mir eine solche, riss sie in zwei Theile, wickelte meine Füsse hinein, setzte mich an das Kaminfeuer, nachdem ich einen kleinen Becher Rothwein geleert, und entging auf diese Weise einer sicheren Erkältung. Wir scherzten und lachten noch eine Weile über unser Abenteuer; dann gingen wir zur Ruhe und schliefen vortrefflich.“ —

Weiter beschreibt Friedrich, der für Alles, was um ihn her vorging und zu sehen war, ein offenes Ohr

[1] *Chopin's* zweite Schwester, später an Herrn *Barciński* verheirathet; lebt noch in Warschau.

und einen hellen Blick hatte, den Ort Ojców, die seltsam gebildeten Sandfelsen, die schwarze und die Königsgrotte, in welcher nach der Volkssage der König *Lokietek*[1] sich zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts vor seinen Feinden verborgen hielt.

Friedrich begeisterte sich förmlich für Alles, was er gesehen hatte, besonders aber für Ojców und dessen Umgebungen, die für ihn einen eigenen Zauber gehabt haben müssen. Auch über die Wiener Gemäldegalerie, welche er aber bis dahin nur flüchtig gesehen hatte, berichtet er in diesem ersten Schreiben.

Die folgenden Briefe geben wir ohne Kürzungen, genau wie er sie an die Seinen geschrieben hat.

„Wien, 8. August 1829.

Ich bin gesund und wohlgemuth! Ich weiss nicht, was es zu bedeuten hat, aber man wundert sich hier über mich, und ich wundere mich über die Leute, dass sie Ursache finden, sich über mich zu wundern. Dem Empfehlungsschreiben des guten *Elsner* verdanke ich die überaus freundliche Aufnahme, die mir bei Herrn *Haslinger* zu Theil wurde. Er wusste vor Liebenswürdigkeit garnicht, wo er mich placiren sollte. Sein Sohn musste mir sogleich etwas vorspielen; er entschuldigte sich, dass er mich nicht seiner Frau vorstellen könne, da sie ausgegangen sei, und zeigte mir Alles, was er an musikalischen Neuigkeiten besitzt. Ungeachtet dieser grossen Artigkeit hat er meine Composition noch nicht drucken lassen!!!

[1] Beiname, den der Fürst wegen seines ausserordentlich kleinen Wuchses erhielt; dessen ungeachtet war er einer der tüchtigsten polnischen Könige. In der neuesten Zeit haben die Archäologen gründliche Forschungen in der Königsgrotte unternommen und darin Thierknochen aus vorhistorischen Zeiten gefunden.

Ich fragte ihn nicht danach; als er mir aber eine seiner schönsten Ausgaben zeigte, sagte er zu mir, dass meine Variationen ganz in derselben Ausstattung in der nächsten Woche im „Odeon“ erscheinen würden. Das hatte ich nun garnicht erwartet.[1] Er redete mir lebhaft zu, mich öffentlich hören zu lassen, obgleich es Sommer ist: also keine günstige Zeit für Concerte.

Die hiesigen Künstler und Musikfreunde, die von meiner Anwesenheit wissen, behaupten, dass Wien viel verlieren würde, wenn ich es verliesse, ohne ein Concert gegeben zu haben!

Das sind alles Dinge, die ich nicht recht begreifen kann. *Schuppanzigh,* an den ich ebenfalls Empfehlungsschreiben habe, kündigte mir an, dass er, obgleich seine Quartettabende schon geschlossen seien, doch während meiner Anwesenheit in Wien womöglich noch einen zusammenbringen wolle. Bei Herrn *Hussarzewski* bin ich nur einmal gewesen. Der alte Herr war ganz enthusiasmirt über mein Spiel und lud mich zum Speisen ein. Viele Gäste aus der Wiener Gesellschaft waren bei diesem Diner, und Alle ohne Ausnahme, als hätte man sich verabredet, drangen in mich, öffentlich zu spielen.

Stein hat mir angeboten, mir eines seiner Instrumente zu schicken, und mich gebeten, es in meinem Concerte zu benutzen; *Graff,* dessen Flügel ich vorziehe, hat mir denselben Vorschlag gemacht. *Würfel*[2] be-

[1] *Chopin* hatte *Haslinger* schon früher die Variationen über: „La ci darem la mano“ Op. 2 und die Sonate Op. 4 zum Herausgeben geschickt.

[2] *Wilhelm Würfel*, geboren in Böhmen, war einige Jahre Clavierlehrer am Warschauer Conservatorium. 1826 ging er als Capellmeister an das Kärnthnerthortheater zu Wien, wo er 1832 starb.

hauptet, wenn man etwas Neues componirt hat und damit Aufsehen erregen wolle, müsse man es durchaus selbst vorführen. Ein hiesiger Journalist, Herr *Blahetka*, den ich bei *Haslinger* traf, redete mir auch zu, ein Concert zu geben; meine Variationen fanden bei Denen, die sie gehört, grossen Beifall. *Haslinger* ist gleichfalls der Ansicht, dass die Wiener meine Compositionen von mir hören sollten. Alle, deren Bekanntschaft ich bis jetzt gemacht, versichern mir, dass die Zeitungen nur Schmeichelhaftes über mich sagen würden. *Würfel* meinte, da meine Compositionen jetzt erscheinen würden, wäre es sehr klug von mir, ein Concert zu veranstalten: ich müsste sonst noch einmal kommen. Jetzt sei für mich die beste Zeit, weil die Wiener sich nach etwas Neuem sehnten. Er nennt es unverzeihlich von einem jungen Musiker, eine solche Gelegenheit unbenutzt vorübergehen zu lassen, und ich träte ja in doppelter Eigenschaft auf: als Pianist und Componist; ich solle nicht allzu bescheiden von mir denken u. s. w. u. s. w.

Er wünscht, dass ich zuerst die Variationen, dann das Rondo Krakowiak vortrage, um mit Novitäten zu imponiren, und dass ich schliesslich improvisiren soll. Noch weiss ich nicht, wie sich Alles gestalten wird.

Stein ist sehr freundlich und liebenswürdig gegen mich, aber ich werde doch statt eins von seinen Instrumenten ein *Graff*'sches wählen. Die Herren *Haslinger, Blahetka* und *Würfel* theilen meine Ansicht.

Wo ich mich nur zeige, bestürmt man mich mit der Bitte, mich hören zu lassen. An Bekannten in der musikalischen Welt fehlt es mir nicht, nur Herrn *Czerny* kenne ich noch nicht; aber *Haslinger* will mich mit ihm bekannt machen.

Im Theater, welches unter Leitung des Grafen

Gallenberg steht, habe ich bis jetzt ausser einigen mittelmässigen Concerten drei Opern gehört: „Die weisse Dame", „Cenerentola" und „Crociato" von *Meyerbeer*. Orchester und Chor finde ich vorzüglich; heute wird „Joseph in Aegypten" aufgeführt. In der musikalischen Akademie habe ich *Mayseder* zweimal als Solisten bewundert.

Die Stadt ist hübsch, lebhaft und gefällt mir sehr; man sucht mich zu überreden, den Winter über hier zu bleiben. Eben tritt *Würfel* ein, um mich zu *Haslinger* abzuholen.

P. S.

Ich habe mich entschieden. *Blahetka* behauptet, dass ich Furore machen würde, da ich, wie er sich ausdrückt, „Künstler ersten Ranges sei und neben *Moscheles, Herz* und *Kalkbrenner* einen würdigen Platz einnähme."

Würfel ist wirklich sehr gütig gegen mich, er hat mich dem Grafen *Gallenberg*, dem Capellmeister *Seyfried* und überhaupt jedem seiner Bekannten vorgestellt, der irgend Einfluss hat oder sich für Musik interessirt, und er behauptet, dass er mich nicht von Wien fortlasse, bevor ich ein Concert gegeben hätte. Graf *Gallenberg* ist auch sehr erfreut darüber, denn ich werde in seinem Theater spielen, und — da es sich diesmal hauptsächlich darum handelt, mir in der Musikstadt Lorbeer zu verdienen — ohne Honorar.

Alle Journalisten sehen mich schon mit grossen Augen an; die Orchestermitglieder grüssen mich sehr unterthänig, weil ich mit dem Director der italienischen Oper (die aber jetzt geschlossen) Arm in Arm gehe. *Würfel* hat sich unendlich viele Mühe meinetwegen gemacht; er wird auch der Probe beiwohnen. Schon

in Warschau war er sehr freundlich gegen mich, und ich freue mich besonders darüber, dass er sich mit vielem Vergnügen *Elsner's* erinnert.

Man wundert sich hier, dass *Kessler*, *Ernemann* und *Czapek* in Warschau sitzen, während ich doch auch da sei; aber ich erklärte ihnen, dass ich keinen Unterricht ertheile, sondern nur aus Kunstenthusiasmus spiele.

Ich habe mich für *Graff's* Instrument entschieden; *Stein* darf aber nicht beleidigt werden, also werde ich ihm so verbindlich und höflich danken, dass er mir verzeihen muss.

Ich hoffe auf Gottes gnädigen Beistand; seid unbesorgt, meine Theuersten. Adieu!

Euer

Euch zärtlich liebender

Friedrich.

Wien, Mittwoch, den 12. August 1829.

Aus meinem letzten Briefe wisst Ihr, meine innig Geliebten, von meinem Vorhaben. Gestern, d. h. Dienstag um 7 Uhr Abends, bin ich also in dem kaiserlichen Opernhause vor dem Wiener Publicum zum ersten Male aufgetreten!

Diese Abend-Concerte im Theater nennt man hier eine musikalische Akademie. Da ich kein Honorar beansprucht hatte, beschleunigte Graf *Gallenberg* mein Auftreten.

Das Programm lautete:

Ouverture von *Beethoven*.

Meine Variationen.

Gesang von Fräulein *Veltheim.*[1]
Mein Krakowiak.
Zum Schlusse ein kleines Ballet.

Bei der Probe begleitete das Orchester so fehlerhaft, dass ich mich gezwungen sah, das Rondo durch „freie Phantasie" zu ersetzen. Als ich auf der Bühne erschien, wurde ich mit Bravorufen begrüsst; nach jeder Variation wiederholte das Publicum dieses angenehme Wort so stürmisch, dass ich das Orchestertutti nicht zu hören vermochte. Als ich das Instrument verliess, wurde ich so lebhaft gerufen, dass ich zweimal erscheinen musste, um mich zu bedanken.

Ich gestehe, dass ich mit meiner freien Phantasie nicht ganz zufrieden war; aber dem Publicum muss sie gefallen haben, denn ich wurde mit Beifallsbezeugungen wahrhaft überschüttet. Ein Grund dafür mag sein, dass die Deutschen die freien Improvisationen zu schätzen wissen. Ich bin jetzt *Würfel* doppelt verbunden, denn ohne seine Bemühungen und sein Zureden würde ich niemals das Wagestück vollbracht haben, das nun so gut gelungen ist. Mündlich werde ich meine Erlebnisse und Eindrücke besser mittheilen, als ich es jetzt im Stande bin. Ausgepfiffen wurde ich nicht, also seid unbesorgt um meine Künstlerehre!

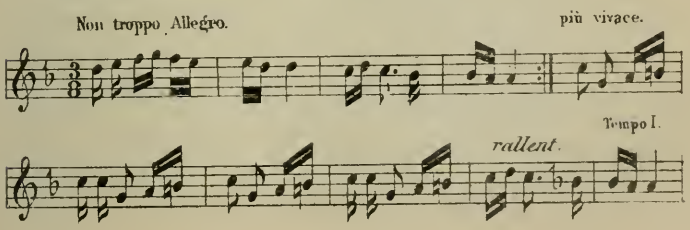
Die Journalisten sind sehr freundlich gegen mich; einige werden mir vielleicht etwas am Zeuge flicken, aber darauf bin ich gefasst. Meine Compositionen haben den ungetheilten Beifall des Grafen *Gallenberg* gehabt. Der Theaterregisseur, Herr *Demar*, war gegen

[1] *Charlotte Veltheim* war zu ihrer Zeit, von 1821—1840 eine der berühmtesten Coloratursängerinnen und ein hochgeschätztes Mitglied des Dresdner Hoftheaters. Sie war durch und durch musikalisch und spielte auch schön Clavier.

mich sehr artig und freundlich; ehe ich auftrat, war er bemüht, mich zu ermuthigen; so ging ich denn ohne grosse Angst zu meinem Flügel. Meine Freunde hatten sich auf verschiedene Plätze vertheilt, um die Aeusserungen der Kritiker und die verschiedenen Meinungen im Publicum zu hören. *Celiński* kann Euch sagen, dass er nichts Ungünstiges vernommen hat; nur *Hube* berichtete mir den grössten Tadel, der mir je zu Theil wurde und noch dazu aus dem Munde einer Dame kam: „Schade um den Jungen, dass er so wenig Tournüre hat."

Wenn nur diese Art von Tadel über mich laut wird, kann ich mich nicht beklagen. Meine Freunde schwören, dass sie nur Lob gehört, und dass Keiner eher applaudirt oder Bravo gerufen hätte, bis das Publicum seinen Beifall selbst geäussert habe. Dem Regisseur hat mein Rondo so sehr gefallen, dass er nach dem Concert auf mich zukam und mir unter Händedrücken viel Schmeichelhaftes sagte. Ich improvisirte über ein Thema aus der „weissen Dame" und wählte, um auch ein polnisches Thema zu haben, „Chmiel".[1]

[1] Chmiel ist ein Lied im Mazurka-Tempo, welches vom polnischen Volke bei Hochzeitsfeierlichkeiten in dem Augenblicke gesungen wird, wo die Schwestern der Braut der jungen Frau feierlich die Haube aufsetzen. Es klingt wie folgt:



Das Publicum, dem derartige Nationalmelodien fremd, war wie elektrisirt. Meine Parterre-Spione sagten, dass man förmlich auf den Bänken zu tanzen angefangen hätte.

Wertheim war erst gestern mit seiner Frau aus Carlsbad hier angekommen und trotzdem gleich ins Theater gegangen; er konnte sich aber gar nicht erklären, wie ich dazu gekommen bin, dort zu spielen. Er war schon heute bei mir, um zu dem schönen Erfolg zu gratuliren. Den Capellmeister *Hummel*, der sich meiner sehr freundlich erinnern soll, hat er in Carlsbad gesehen; er schreibt heute an ihn und wird ihm über mein Auftreten Bericht erstatten.

Haslinger druckt meine Werke; das Concertprogramm habe ich aufbewahrt. Höchst interessant war es mir, die persönliche Bekanntschaft von *Gyrowetz, Lachner, Kreutzer* und *Seyfried* zu machen; besonders mit *Mayseder* habe ich mich lange unterhalten. Es ist fast eine Stimme, dass ich zu leise oder vielmehr zu zart für das hiesige Publicum gespielt habe. Man ist nämlich an das Pauken der hiesigen Claviervirtuosen gewöhnt. Ich fürchte, dass die Zeitungen mir denselben Vorwurf machen werden, besonders, da die Tochter eines Redacteurs fürchterlich trommeln soll. Aber das schadet nichts; da es nun einmal der Fall, so ist es mir schon lieber, dass man sagt: ich hätte zu zart, als zu roh gespielt.

Graf *Dietrichstein*, eine dem Kaiser nahestehende Persönlichkeit, kam gestern zu mir auf die Bühne und hat sich lange mit mir französisch unterhalten, mir Complimente gemacht und mich aufgefordert, noch länger in Wien zu verweilen.

Das Orchester verwünschte meine schlecht ge-

schriebenen Noten und war mir gar nicht geneigt bis zum Augenblicke der Improvisation; dann aber fing es übereinstimmend mit dem Publicum lebhaft zu applaudiren an. Daraus ersehe ich, dass es eine gute Meinung von mir hat. Von den anderen Künstlern wusste ich es noch nicht; aber warum sollten sie eigentlich gegen mich sein? Sie sehen doch, dass ich nicht des materiellen Vortheils halber spiele. Daher ist mein erstes Auftreten, wie unverhofft es auch gekommen, so glücklich abgelaufen. *Hube* behauptet, dass man auf gewöhnlichem Wege und nach vorausgemachtem Plane niemals etwas ausrichten könne; man müsse auch dem Zufall vertrauen. So habe ich auf mein gutes Glück gebaut und mich überreden lassen, das Concert zu geben.

Wenn die Zeitungen mich so heruntermachen, dass ich mich nicht mehr vor der Welt sehen lassen darf, dann habe ich mich schon entschieden, Stubenanstreicher zu werden; es ist doch mit das Leichteste und man bleibt wenigstens immerhin Künstler!

Ich bin neugierig, zu erfahren, was Herr *Elsner* zu all' diesem sagen wird. Vielleicht missbilligt er, dass ich aufgetreten bin? Aber man hatte mich so von allen Seiten bestürmt, dass ich keine Ausrede mehr fand, und es scheint mir doch, dass ich keine Dummheit damit begangen habe.

Nidecki[1] war gestern besonders freundlich gegen mich; er sah die Orchesterstimmen durch, corrigirte

[1] ***Thomas Nidecki***, einer der besten Schüler des Warschauer Conservatoriums, war auf Staatskosten 1822 zu seiner weiteren Ausbildung nach Wien geschickt worden; später wurde er Capellmeister am Leopoldstädter Theater. Von 1841 an war er Capellmeister am grossen Theater in Warschau; er starb dort 1852.

sie und freute sich aufrichtig über den mir zu Theil gewordenen Beifall. Ich habe auf einem *Graff*'schen Flügel gespielt.

Jetzt bin ich wenigstens um vier Jahre klüger und erfahrener.

Ihr habt Euch gewiss gewundert, dass ich meinen letzten Brief mit fremdem Petschaft versiegelt hatte: aber ich war zerstreut und nahm das erste beste, welches mir gerade zur Hand war.[1] Adieu!

Euer

Euch zärtlich liebender

Friedrich.

Donnerstag, den 13. August 1829.

Wenn je, so wünsche ich jetzt, mit Euch zusammen sein zu können. Heute habe ich die Bekanntschaft des Grafen *Lichnowski* gemacht. Er wusste nicht, was er Alles zu meinem Lobe sagen sollte: so entzückt war er von meinem Spiel. *Würfel* hat mich zu ihm begleitet. Es ist derselbe, der *Beethoven's* bester Freund war und dem dieser grosse Meister viel zu verdanken hat.

Allgemein sagt man, dass ich der hiesigen Noblesse ausserordentlich gefallen habe. *Schwarzenberg's*, *Wrbna's* u. s. w. waren von der Zartheit und Eleganz meines Vortrages ganz enthusiasmirt; als Beweis diene Euch, dass Graf *Dietrichstein* mich auf der Bühne aufgesucht hat. Die Gräfin *Lichnowska* und ihre Tochter, bei denen ich heute zum Thee war,

[1] Das Petschaft gehörte einem Kellner und enthielt das Wort Madeira.

freuen sich unendlich, dass ich nächsten Dienstag ein zweites Concert geben werde. Sie forderten mich auf, sie zu besuchen, wenn ich über Wien nach Paris reisen sollte; dann wollten sie mir einen Brief an eine gewisse Comtesse, die Schwester des Grafen *Lichnorski,* mitgeben. Viel zu viel Freundlichkeit. *Czerny* hat mir viel Complimente gesagt, wie auch *Schuppanzigh* und *Gyrowetz.*

Heute im Antikencabinet bemerkte mich ein mir unbekannter Herr, fragte *Celiński*, ob ich *Chopin* sei, und kam mit grossen Sprüngen auf mich zu. Er drückte seine Freude aus, einen solchen Künster näher kennen zu lernen, und sagte mir: „Sie haben mich vorgestern wahrhaft entzückt und begeistert!“ Es war derselbe, der neben *Maciejowski* sass und sich so über die Massen freute, als ich über „Chmiel“ improvisirte.

Ein drittes Concert würde ich auf keinen Fall geben; schon das zweite hätte ich nicht veranstaltet, wenn ich nicht dazu gezwungen worden wäre, und dann dachte ich mir, in Warschau könnte man sagen: „Ein Concert hat er nur gegeben und dann Wien wieder verlassen; wahrscheinlich hat er nicht besonders gefallen.“ Ich bin heute schon bei einem Recensenten gewesen, der sehr gut für mich disponirt war und gewiss eine günstige Kritik schreiben wird.

Ich kann es garnicht beschreiben, wie gut und gefällig *Würfel* gegen mich ist. Das zweite Mal spiele ich übrigens auch unentgeltlich; es geschieht, um mir den Grafen *Gallenberg* zu verbinden, mit dessen Geldbeutel es nicht besonders gut bestellt ist. (Aber dieses unter dem Siegel der Verschwiegenheit.) Ich werde das Rondo spielen und dann improvisiren.

Im Uebrigen bin ich gesund und munter, esse und trinke gut. Wien gefällt mir, und an Landsleuten fehlt's mir hier auch nicht; sogar im Ballet ist Einer, der während meines Auftretens sich meiner sehr angelegentlich annahm, mir Zuckerwasser brachte u. s. w.

Ich bitte, Alles, was ich Euch schreibe, Herrn *Elsner* zu erzählen und ihn um Verzeihung zu bitten, dass ich an ihn selbst nicht schreibe; aber meine Zeit ist mir wirklich knapp zugemessen, ich kann kaum über Augenblicke verfügen.

Herrn *Skarbek,* der mich hauptsächlich überredete, ein Concert zu geben, bitte ich zu danken, denn das ist schon der erste Künstlerschritt vor der Welt.

Euer

Euch stets liebender

Friedrich.

Wien, den 19. August 1829.

Wenn mich das Publicum bei meinem ersten Auftreten gut aufgenommen hatte, so war der gestrige Empfang ein noch viel herzlicherer. Als ich auf der Bühne erschien, wurde ich mit einem dreimaligen, langanhaltenden Bravo begrüsst. Das Publicum hatte sich bedeutend zahlreicher versammelt, als im ersten Concert. Der Theater-Financier, Baron . . . . . — auf dessen Name ich mich nicht besinnen kann —, dankte mir für die „recette" und sagte: „wenn der Besuch stark sei, so wäre es nicht in Folge des Ballets, welches man schon oft gegeben habe."

Mit meinem Rondo habe ich alle Musiker von Fach für mich gewonnen; vom Capellmeister *Lachner*

bis zum Clavierstimmer loben alle die Composition. Ich weiss, dass ich den Damen und den Musikern gefallen habe. *Gyrowetz,* der neben *Celiński* sass, hat ungeheuer gelärmt und Bravo gerufen. Nur die Stockdeutschen scheinen nicht ganz befriedigt zu sein. Gestern kam einer von ihnen aus dem Theater, während ich schon am Tische sass und ass; seine Bekannten fragten ihn, wie es ihm im Theater gefallen habe. „Das Ballet ist hübsch", war die Antwort. „Aber die Akademie, wie ist es damit?" drang man in ihn. Der Angekommene, anstatt zu antworten, fing ein anderes Gespräch an. Daraus glaube ich schliessen zu dürfen, dass ich, obgleich ich den Rücken gegen ihn kehrte, von ihm erkannt worden war. Ich fühlte mich verpflichtet, ihn durch meine Gegenwart nicht in seinem Gefühlserguss zu hindern, und ging schlafen, indem ich mir sagte: „Noch ist Der nicht geboren, der es Allen recht gemacht hat." [1]

Mit meiner Beliebtheit geht es hier crescendo, und das freut mich gerade.

Da ich heute Abend um neun Uhr Wien verlasse, muss ich den ganzen Vormittag zu Abschieds-Visiten benutzen. Gestern sagte mir *Schuppanzigh,* ich müsste, da ich so schnell abreiste, bald einmal wiederkommen. Ich antwortete, dass ich gern zu meiner weiteren Vervollkommnung nach Wien zurückkehren würde, worauf jener Baron erwiederte: „Aus solchem Grunde brauchte ich nicht hierher zu kommen, da ich nichts mehr zu lernen hätte." Diese Meinung wurde von den Anderen bestätigt. Das sind freilich nur Complimente, und doch hört man sie nicht ungern.

[1] Ein altes polnisches Sprichwort.

Niemand will mich hier mehr für einen Schüler ansehen. *Blahetka* sagte mir, dass man sich am meisten darüber wunderte, dass ich dies Alles habe in Warschau lernen können. Ich erwiederte, dass bei den Herren *Zywny* und *Elsner* selbst der grösste Esel etwas lernen müsse!

Es ist mir sehr fatal, dass ich noch durch kein Zeitungsurtheil das Euch Mitgetheilte beweisen kann. Ich weiss, dass die Recension sich in den Händen des Redacteurs befindet, auf dessen Blatt ich abonnirt habe und welches *Bäuerle*[1] nach Warschau nachsenden wird. Ich vermuthe, dass man erst mein zweites Auftreten abwarten wollte, ehe man eine Kritik brachte. Das genannte Blatt erscheint zwei Mal wöchentlich, Dienstags und Sonnabends: es ist daher möglich, dass Ihr früher als ich Günstiges oder Ungünstiges über mich lesen werdet. Die Gelehrten und die poetischen Naturen habe ich für mich eingenommen. Wir werden über Vieles zu plaudern haben.

Ich wollte eigentlich über etwas ganz Anderes schreiben, aber der gestrige Tag sitzt mir so im Kopfe, dass es mir ganz unmöglich ist, meine Gedanken zu sammeln. Meine Finanzen sind noch in bester Ordnung. Soeben habe ich meine Abschiedsbesuche bei

[1] Vom Jahre 1828 bis gegen 1848 war die „Wiener Theaterzeitung", herausgegeben von *Adolph Bäuerle*, ein für jeden Künstler bedeutungsvolles, gefürchtetes Blatt. Es gab damals nur wenig Zeitungen, die über Kunstleistungen berichteten, und in jeder Stadt Deutschlands war in den Gesellschaften und Kaffeehäusern diese Zeitung zu finden. Wessen Name in der „Wiener Theaterzeitung" rühmlich genannt war, der war ein gemachter Mann. *Bäuerle* ist auch der Verfasser von „Staberl, Staberl's Hochzeitstag", „Aline, Königin von Golconda, oder: Wien in einem andern Welttheile", „Die falsche Catalani", Stücke, die unzählige Male aufgeführt wurden.

Schuppanzigh und *Czerny* gemacht. *Czerny* war wärmer als alle seine Compositionen!

Meine Sachen habe ich schon eingepackt, muss aber nochmal zu *Haslinger* und dann in's Café vis-à-vis dem Theater, wo ich mit *Gyrowetz, Lachner, Kreutzer, Seyfried* und Anderen zusammenkommen werde. Nach zwei Nächten und einem Tage werden wir in Prag sein; um neun Uhr geht der Eilwagen ab. Es wird in so gemüthlicher Gesellschaft eine angenehme Reise werden.

Euer

Friedrich.

Prag, Sonnabend, 22. August 1829.

Nach einem rührenden Abschied — es war wirklich ein rührender Abschied, da mir Fräulein *Blahetka*[1] zum Andenken ihre Compositionen mit eigener Unterschrift gegeben hat und ihr Vater Dich, mein guter Papa, und Dich, meine liebe Mama, herzlich grüssen und Euch beiden zu einem solchen Sohne gratuliren liessen; da der junge *Stein* weinte und *Schuppanzigh*, *Gyrowetz*, mit einem Worte alle Künstler sehr ergriffen waren — also nach diesem rührenden Abschied und dem gegebenen Versprechen, bald wiederzukommen, bestieg ich die Diligence.

Nidecki begleitete uns mit noch zwei anderen Polen, die eine halbe Stunde später nach Triest abreisen

[1] *Leopoldine Blahetka*, geboren in Wien am 15. November 1811, eine ausgezeichnete Claviervirtuosin, Schülerin von *Czerny* und *Moscheles*. Sie hat viele Kunstreisen gemacht, überall den reichsten Beifall geerntet, und zeichnete sich auch durch persönliche Liebenswürdigkeit in hohem Grade aus.

sollten, ein Stück Wegs. Einer von ihnen heisst *Niegolewski* aus Gross-Polen und reiste mit seinem Erzieher oder vielmehr Reisegefährten *Kopytowski,* einem Warschauer Universitäts-Studenten; wir haben uns in Wien oft getroffen und gesprochen. Die Gräfin *Hussarzewska* (eine sehr würdige Dame, wie auch ihr Gemahl ein würdiger Herr), bei welcher ich meinen Abschiedsbesuch machte, wollte mich zu Tisch behalten, aber ich hatte keine Zeit, da ich noch zu *Haslinger* musste. Nach vielen herzlichen Wünschen eines baldigen Wiedersehens versprach er mir auf das Feierlichste, dass meine Variationen in fünf Wochen herauskommen würden, um im Herbst der musikalischen Welt etwas Neues zu bieten. Er lässt sich Dir, mein lieber Vater, unbekannter Weise herzlich empfehlen.

Als wir uns in den Eilwagen setzten, stieg noch ein junger Deutscher zu uns ein. Da wir zwei Nächte und einen Tag nebeneinander sitzen sollten, so machten wir mit ihm Bekanntschaft. Er ist ein Kaufmann aus Danzig, kennt *Pruszak's, Sierakowski* aus Waplew, *Jawurek, Ernemann, Gresser* und noch Andere. Vor zwei Jahren war er in Warschau; er heisst *Normann.* Dieser Herr war ein sehr angenehmer, vortrefflicher Reisegefährte; er kam eben aus Paris. Wir wohnen in einem Hôtel mit ihm und haben beschlossen, nachdem wir Prag zusammen angesehen, miteinander nach Teplitz und Dresden zu reisen. Es wäre unverzeihlich, die Gelegenheit unbenutzt zu lassen und Dresden, wenn man schon so nahe ist, nicht kennen zu lernen, besonders, da unsere finanziellen Verhältnisse es erlauben, und die Reise zu vier Personen bequem und nicht theuer ist.

Nach vielem Rütteln im Eilwagen sind wir gestern

um die Mittagsstunde in Prag angekommen und gleich zur Table d'hôte gegangen. Hierauf besuchten wir *Hanka,*[1] an den *Maciejowski* ein Empfehlungsschreiben hatte; es thut mir nachträglich leid, dass ich nicht auch *Skarbek* um ein Empfehlungsschreiben an diesen berühmten Gelehrten gebeten habe. Da wir uns in der Cathedrale und auf dem Schlosse ziemlich lange aufgehalten hatten, fanden wir *Hanka* nicht mehr zu Hause. Im Allgemeinen ist die Stadt schön und, wie man vom Schlossberge sehen kann, gross und alterthümlich; vor Zeiten war sie auch von Bedeutung.

Vor der Abreise aus Wien habe ich sechs Empfehlungsschreiben bekommen, fünf von *Würfel* und eines von *Blahetka* an *Pixis,* damit er mir das hiesige Conservatorium zeige. Sie wollten, dass ich mich auch hier hören lasse; aber da ich mich nur drei Tage aufhalte, habe ich keine Lust, hier an Ruf einzubüssen, was ich mir in Wien erworben habe. Da man selbst *Paganini* hier mitgenommen hat, werde ich mich hüten, hier aufzutreten.

Die fünf Briefe von *Würfel* sind an den hiesigen Theaterdirector, den Capellmeister und andere musikalische Grössen. Die Briefe werde ich abgeben, da er mich darum sehr angelegentlich gebeten hat; aber auftreten werde ich nicht. Der würdige *Würfel* hat mir auch einen Brief an *Klengel* in Dresden mitgegeben.

Ich muss nun schliessen, da es höchste Zeit ist, zu *Hanka* zu gehen; ich werde mich ihm als Pathe

[1] *Wacław Hanka*, berühmter Philolog, Linguist der slavischen Sprachen, erster Begründer des wiederauflebenden czechischen nationalen Volkslebens, geboren 1791, gestorben 1861 in Prag.

des Grafen *Skarbek* vorstellen und hoffe, dass keine weitere Empfehlung nöthig sein wird.

Euer

Friedrich.

Dresden, den 26. August 1829.

Ich bin gesund und fidel. Vor einer Woche in Wien träumte mir nicht, dass ich heute in Dresden sein würde. Blitzschnell und dennoch nicht ohne Nutzen haben wir uns Prag angesehen. Herr *Hanka* war sehr erfreut über die Nachrichten, die ich ihm von *Skarbek* brachte. Wir haben uns in ein dazu bestimmtes Buch, wie alle Besucher des Prager Museums, denen *Hanka's* besondere Aufmerksamkeit zu Theil wird, einschreiben müssen, und fanden dort unter Anderen auch die Namen *Brodziński, Morowski*[1] etc.

Ein Jeder von uns schrieb, was ihm eben einfiel, in Versen oder Prosa. Was sollte ich, der Musiker, hier Lesenswerthes schreiben? Glücklicher Weise verfiel *Maciejowski* auf den Gedanken, vier Strophen Mazurka zu dichten, ich habe dazu die Musik gemacht; so denke ich, haben wir uns Beide auf möglichst originelle Weise verewigt.

Hanka war über diesen Einfall erfreut, da die Mazurka auf ihn und sein Verdienst um die Hebung des Slaventhums Bezug hatte. Er hat mir mehrere Ansichten von Prag an *Skarbek* mitgegeben. Ich kann Euch unmöglich brieflich erzählen, was Herr *Hanka* uns Alles gezeigt hat. Die reizenden Ansichten, die majestätische Cathedrale mit dem heiligen Johannes

[1] Zwei berühmte polnische Dichter.

aus Silber, die schöne Capelle des heiligen Wenzel, mit Amethysten und anderen Edelsteinen ausgelegt, und vieles Andere werde ich Euch mündlich beschreiben.

Den Briefen von *Blahetka* und *Würfel* habe ich diese freundliche Aufnahme bei *Pixis* zu verdanken. Er sagte seine Stunden ab, behielt mich bei sich und fragte mich über Vieles aus. Auf seinem Tische bemerkte ich die Visitenkarte von *Klengel* und fragte, ob sie von einem Verwandten des berühmten Dresdner *Klengel* sei. „*Klengel* ist selbst hier", erwiederte *Pixis*, „hat mir seinen Besuch machen wollen und mich nicht zu Hause gefunden."

Die Aussicht, diesen Künstler, an welchen ich doch einen Brief aus Wien hatte, schon in Prag kennen zu lernen, freute mich sehr. Ich sprach mich darüber gegen *Pixis* aus, worauf dieser mich einlud, ihn, wenn ich mit *Klengel* zusammenkommen wolle, Nachmittags zu besuchen, da er ihn zu dieser Zeit bestimmt erwarte. Zufälliger Weise trafen wir Nachmittags auf der zu *Pixis'* Wohnung führenden Treppe zusammen und machten dort die erste Bekanntschaft. Ich habe ihn über zwei Stunden seine Fugen vorspielen hören; ich spielte nicht, da man mich nicht darum ersuchte. *Klengel's* Vortrag gefiel mir, aber ich hatte offen gestanden noch etwas Besseres erwartet; (doch ich bitte Euch, über diese meine Bemerkung nicht zu Anderen zu reden). Er gab mir einen Empfehlungsbrief mit folgender Adresse: „Al ornatissimo Signore Cavaliere *Morlacchi*, primo maestro della capella Reale"; in demselben bittet er diesen Herrn, mich mit dem ganzen musikalischen „Wesen" Dresdens bekannt zu machen und mich dem Fräulein *Pechwell* vorzustellen. Diese

Dame ist eine Schülerin von *Klengel* und seiner Ueberzeugung nach die erste Pianistin Dresdens. Er war gegen mich ungemein freundlich. Vor seiner Abreise — er geht nach Wien und Italien — bin ich zwei Stunden bei ihm gewesen, und es fehlte uns nicht an Unterhaltungsstoff.

Es war mir dies eine sehr angenehme Bekanntschaft, die ich höher schätzte, als die des Herrn *Czerny*; aber auch darüber sprecht nicht, meine Lieben.

Die drei in Prag höchst angenehm verlebten Tage waren vorüber, ehe wir es uns versahen. Ich bin, wie Ihr wisst, sehr zerstreut, und am Tage unserer Abreise gerathe ich plötzlich im Hôtel in ein fremdes Zimmer, ohne angeklopft zu haben. „Guten Morgen", ruft mir ein heiterer Reisender entgegen. „Verzeihen Sie, ich habe mich in der Nummer des Zimmers geirrt", entgegnete ich und machte mich schleunigst aus dem Staube.

Um zwölf Uhr Mittags verliessen wir Prag in einem Separatwagen, und gegen Abend waren wir in Teplitz. Den Tag darauf fand ich in der Badeliste den Namen von *Ludwig Lempicki;* ich ging gleich zu ihm, um ihn zu begrüssen. Er freute sich, mich zu sehen und erzählte mir, dass hier viele Polen anwesend seien; unter Anderen nannte er den alten *Pruszak, Joseph Köhler* und *Kretkowski* aus Kamionna. *Lempicki* theilte mir mit, dass sie gewöhnlich alle zusammen im „deutschen Saale" zu Mittag speisen, dass er aber heute auf dem Schlosse bei dem Fürsten *Clary* eingeladen sei. Diese Familie gehört zu den angesehensten fürstlichen des österreichischen Staates, ist sehr begütert und besitzt auch die Stadt Teplitz. Die

Fürstin *Clary* ist eine geborene Gräfin *Chotek*[1], Schwester des gegenwärtigen Oberstburggrafen von Böhmen. *Lempicki* erzählte mir, dass er im *Clary*'schen Hause ganz wie zu Haus sei, und mich des Abends, wo die Fürstin ihre Salons öffnet, vorstellen wolle. Er würde bei Tische schon von mir sprechen und meinen Besuch ankündigen. Da ich für den Abend nichts vorhatte, nahm ich diesen Vorschlag mit Vergnügen an.

Wir haben uns hier alles Sehenswerthe angesehen, sind auch in Dux, dem Wohnsitze des gräflichen Geschlechtes *Waldstein* gewesen. Man zeigte uns die Hellebarde, mit welcher *Albrecht Waldstein* (oder *Wallenstein*) erstochen worden ist, ein Stück von seinem Schädel und andere Denkwürdigkeiten. Abends kleidete ich mich für den Salon an und ging, statt in das Theater, mit *Lempicki* nach dem Schlosse. Ich zog meine weissen Handschuhe an, die schon bei dem Wiener Concerte geglänzt hatten.

Wir fanden bei der Fürstin eine nicht zahlreiche, aber sehr gewählte Gesellschaft. Ein österreichischer Fürst, ein österreichischer General, deren Namen ich nicht behalten habe, ein englischer Schiffscapitän, einige elegante Stutzer (ich glaube, es waren ebenfalls österreichische Fürsten oder Grafen) und der sächsische General *von Leiser*, letzterer ungemein decorirt, mit einer Narbe im Gesicht. Ich habe mich am

1 Die Fürstin *Aloysia von Clary* war eine höchst liebenswürdige Dame. Sie spielte meisterhaft Clavier und vereinigte mit seltener Weltbildung ächte Herzensgüte. Künstler und Dichter fanden in ihrem gastfreien Hause die freundlichste Aufnahme, und bis in ihr hohes Alter verfolgte die Fürstin Alles, was sich auf dem Gebiete der Literatur und Kunst ereignete, mit warmem Interesse

meisten mit dem Fürsten *Clary* unterhalten. Nach dem Thee bat mich die Mutter der Fürstin, Gräfin *Chotek*, dass ich doch etwas auf dem Clavier vortragen möchte. Das Instrument war gut; es war von *Graff*. Ich nahm vor dem Flügel Platz und bat, die Herrschaften möchten die Güte haben, mir ein Thema zum Improvisiren zu geben. Sogleich hörte ich die Damen, die sich an einem Tische niedergelassen hatten, unter sich flüstern: „un thème, un thème."

Drei junge hübsche Fürstinnen beriethen sich, bis sich endlich eine an Herrn *Frätsche*,[1] den Erzieher des einzigen Sohnes des Fürsten *Clary*, wandte, welcher mir mit allgemeiner Zustimmung zurief: „Das Hauptthema aus *Rossini's* „Moses". Ich habe improvisirt und — wie es scheint, recht glücklich, da der General *von Leiser* sich nachher lange mit mir unterhielt. Als er hörte, dass ich nach Dresden reisen wollte, schrieb er sogleich an den Baron *von Friesen* Folgendes:

„Monsieur *Frédéric Chopin* est recommandé de la part du Général *Leiser* à Monsieur le Baron *de Friesen*, Maître de Cérémonie de S. M. le Roi de Saxe, pour lui être utile pendant son séjour à Dresde et de lui procurer la connaissance de plusieurs de nos premiers artistes". Unten drunter auf Deutsch: „Herr *Chopin* ist selbst einer der vorzüglichsten Pianospieler, die ich bis jetzt kenne".

Dies, meine Theuersten, habe ich für Euch, die sich daran erfreuen, Wort für Wort nach dem mit Bleistift hingeworfenen Billet des General *von Leiser*

[1] Verfasser mehrerer kleiner Lustspiele, die in den Jahren 1836—1848 mit Glück im Wiener Hofburgtheater, in Prag, Brünn und auch auf der Dresdner Hofbühne gegeben wurden.

abgeschrieben. Viermal musste ich mich zum Spielen ans Instrument setzen. Das fürstliche Paar forderte mich auf, länger in Teplitz zu verweilen und den folgenden Tag bei ihm zu speisen. *Lempicki* wollte mich sogar nach Warschau mitnehmen, wenn ich mich entschlösse, etwas länger hier zu bleiben; aber ich wollte mich auf keinen Fall von meinen Kameraden trennen, daher dankte ich verbindlichst und schlug beide Anerbieten aus.

Gestern Morgen um 5 Uhr verliessen wir Teplitz mit einem für zwei Thaler gemietheten Gefährt und langten um 4 Uhr Nachmittags in Dresden an. Hier begegneten wir gleich *Lewiński* und *Labęcki*. Auf dieser Reise trifft sich Alles sehr gut für mich. Heute wird der erste Theil von *Goethe's* „Faust" gegeben und Sonnabend ist italienische Oper, wie mir schon *Klengel* sagte.

Gestern Abend begann ich diesen Brief, um ihn heute zu beenden. Jetzt will ich mich schicklich kleiden, um zu Baron *von Friesen* und *Morlacchi* zu gehen, denn ich habe keine Zeit zu verlieren. Nach einer Woche denken wir von hier abzureisen, doch wollen wir uns vorher — wenn das Wetter günstig ist, — die sächsische Schweiz ansehen. Wir hoffen uns einige Tage in Breslau aufzuhalten und von da aus direct nach Hause zu reisen. Ich habe so mächtige Sehnsucht, Euch, meine vielgeliebten Eltern, wiederzusehen, dass ich garnicht erst zu *Wiesiołowski's* hinfahren möchte.

O wie viele Geschichtchen und Abenteuer werde ich Euch zu erzählen haben, wovon eins immer interessanter als das andere ist.

P. S.

Maître de cérémonie, Baron *von Friesen*, hat mich sehr freundlich empfangen und gefragt, wo ich wohne. Er bedauerte, dass der Kammerherr, unter dessen Direction die königliche Capelle steht, augenblicklich nicht in Dresden sei, doch wolle er sich erkundigen, wer diesen Herrn gegenwärtig vertritt, und, obgleich mein Aufenthalt nur ein kurzer sei, würde er sein Möglichstes thun, um mir wenigstens irgend etwas Angenehmes zu erweisen. Hierauf meinerseits viel Dankesstammeln und Verbeugungen. Das Uebrige soll Euch mein nächster Brief von Breslau aus mittheilen.[1] Die hiesige weltberühmte Gemälde-Galerie habe ich besucht, bin in der Fruchtausstellung gewesen, habe mir die Dresdner Gärten angesehen, einige Besuche abgestattet und jetzt will ich in das Theater gehen. Ich darf wohl hoffen, dass dieses genug für einen Tag ist!

Zweite Nachschrift.

Es ist Nacht geworden. Ich komme aus dem Theater, wo ich „Faust" sah. Der Zudrang zu dieser Vorstellung[2] war so gross, dass ich mit vielen Andern schon vor 5 Uhr vor der Kasse des Theaters „Queue" machen musste, um überhaupt noch ein Billet zu bekommen. Die Vorstellung begann um 6 und dauerte

[1] Wir haben aber keinen aus Breslau datirten Brief gefunden; wahrscheinlich drängte er sehr dem Ziele seiner Reise zu, um alles Weitere mündlich zu berichten.

[2] An diesem Abend wurde der erste Theil des *Goethe*'schen „Faust" zum ersten Male auf der Dresdner Hofbühne dargestellt. Die nöthigen Kürzungen hatte *Ludwig Tieck* gemacht.

bis 11 Uhr. *Devrient*,[1] den ich schon in Berlin gesehen hatte, gab den „Faust".

Eine fürchterliche, aber grossartige Phantasie! In den Zwischenacten wurden Stellen aus *Spohr's* Oper „Faust" gespielt. Es wurde heute der 80. Geburtstag *Goethe's* gefeiert.

Jetzt gehe ich schlafen. Morgen früh erwarte ich *Morlacchi* und mit ihm werde ich zu Fräulein *Pechwell* gehen. Das heisst: ich gehe nicht zu ihm, sondern er kommt zu mir.

Ja, ja, ja!

Gute Nacht.

Euer

Friedrich."

[1] *Carl Devrient*, der älteste der drei berühmten Brüder, Neffen des grossen *Ludwig Devrient*.

Sechstes Kapitel.

Einfluss der letzten Reisen auf Chopin. Abschiedsconcerte in Warschau. Chopin verlässt seine Vaterstadt.

Die harmlose, jugendliche Heiterkeit, welche Friedrich's Seele auf allen Reisen begleitet hatte, blieb noch lange seine treue Gefährtin. Der glänzende Erfolg, den er in Wien bei zweimaligem Auftreten davongetragen, erweckte in ihm die Ueberzeugung, dass er wirklich Talent besitze, und dass seine Eltern nicht Unrecht gethan, ihn sich ganz der Künstlerlaufbahn widmen zu lassen. Mit ernsterem Blick, mit gereifterem Urtheil kehrte er von seiner zweiten Reise zurück, und fühlte mit herzinniger Freude, dass ihn die Schwingen seines Geistes jetzt höher trugen, als vor Jahresfrist.

Bescheiden wie er von Natur war, wundert er sich, dass bedeutende Musiker sich über sein Spiel „wunderten"; er hat schon den Muth, seine eigene Meinung zu verfechten, wenn sie von der Meinung anderer Musiker abweicht; aber er spricht sich stets mit Artigkeit und einer gewissen Zurückhaltung aus, ohne zu verletzen

und ohne zu vergessen, welche Rücksicht der jüngere Mann dem älteren schuldig ist. „Dass Wien viel verlieren würde, wenn er abreise, ohne dass man ihn gehört habe", war dem Bescheidenen, sich seiner Begabung noch nicht ganz Bewussten unbegreiflich.

Charakteristisch ist es, dass Friedrich jeden seiner Briefe in klarer zierlicher Handschrift begann, bis ihn die Mittheilungslust übermannte und er immer flüchtiger in grösseren Buchstaben seine Worte nur noch auf das Papier hinwarf. Die Ausdrucksweise ist in seinen polnischen Briefen kernig und natürlich, auch findet man häufig Gedanken von überraschender Originalität; in der deutschen Uebersetzung lässt sich leider Manches kaum wiedergeben.

Friedrich's gute Laune zeigte sich oft schon in der Aufschrift eines Briefes. So sandte er z. B. durch einen Freund einen Brief an seinen Vater mit der Adresse: „Sr. Hochwohlgeboren Herrn *Chopin,* Professor in Warschau, und den geliebten Eltern des in Dresden weilenden Sohnes." Die Schwestern nannte er oft aus Zärtlichkeit „meine lieben Kinder" (moje kochane dzieci) und fügte scherzhafte Liebesworte hinzu. Nie vergass er seinen hochverehrten Lehrern *Zywny* und *Elsner* Grüsse zu senden; nie vergass er, seine Collegen und näheren Freunde durch herzliche Worte zu erfreuen und sich in ihre Erinnerung zurückzurufen.

Bei den meisten Schriftstellern, die über *Chopin* geschrieben haben, ward es nach und nach zur Gewohnheit, von seiner schwächlichen, erschöpften Gesundheit zu erzählen. In dieser Beziehung passirten die ärgsten Uebertreibungen, und wie fast immer, so war es auch hier der Fall: man schenkte diesen Uebertreibungen mehr Glauben, als der Wahrheit.

Mit Recht sagt *Goethe:* „Die Leute glauben deshalb an das Wahre so wenig, weil die Wahrheit so einfach ist."

Man erzählte von *Chopin,* dass er schon seit seinen ersten Jünglingsjahren an einer unheilbaren Krankheit gelitten, die jeden Augenblick seinen Tod hätte herbeiführen können.

Dadurch mag wohl *Franz Liszt* auf den Gedanken gekommen sein, ihn in seinem Buche als 15—16jährigen Jüngling sehr kränklich zu schildern: er sagt u. A.: „ . . . vielmehr schien *Chopin* als etwas jenen idealen Wesen Verwandtes, welchen sich die Poesie des Mittelalters zur Ausschmückung christlicher Gotteshäuser bediente. Ein Engel von schönem Antlitz, gleich einem schlanken Weibe, von reinen, geschmeidigen Formen, wie ein jugendlicher Gott des Olymps, und, um das Gesammtbild zu krönen, mit einem gleichzeitig zärtlichen und strengen, keuschen und leidenschaftlichen Geistesstempel begabt. . . . Tagtäglich pflegte er sich einzubilden, dass die Stunde seines Todes nahe sei, und von diesem Gedanken beherrscht, nahm er die sorgsame Pflege eines Freundes an, demselben verheimlichend, wie kurze Frist er noch auf Erden zu haben glaube. Er besass einen starken, äussern Muth, und wenn er nicht mit der heroischen Sorglosigkeit der Jugend sich mit dem Gedanken an den nahen Tod befreundete, so sprach er doch die Ueberzeugung von der Nähe des Todes mit einer Art von bitterer Wollust aus." (?!)

Diese hier angeführten Aeusserungen passen durchaus nicht auf jene Zeit von *Chopin's* Leben, da sie mit der Wahrheit nicht übereinstimmen. *Friedrich Chopin* sah „weder wie ein Engel von schönem Antlitz, gleich einem schlanken Weibe", noch „wie ein jugendlicher

Gott des Olymps“ aus. Ebensowenig bildete er sich täglich ein, „dass die Stunde seines Todes nahe sei.“ Im Gegentheil; schon seine heiteren, von Jugendlust durchwehten Briefe beweisen, dass er sich so wohl befand, wie irgend ein anderer junger Mann seines Alters. Er nahm auf seinen Reisen alles Sehenswürdige in Augenschein, gab innerhalb acht Tagen zwei Concerte, machte viele Besuche, wohnte langen Theatervorstellungen bei u. s. w., und schrieb dazwischen noch sehr ausführliche Briefe.

Es ist nicht zu leugnen, *Chopin* war von zartem Körperbau, dabei aber doch gesund und ziemlich kräftig, so dass er die anstrengenden Reisen im Postwagen vertrug. Erst zehn Jahre später drohte ihm Krankheit in Folge des aufregenden Lebens in Paris. Wie würden auch seine Eltern dem einzigen, zärtlich geliebten Sohne das Reisen in's Ausland gestattet haben, wenn er krank gewesen wäre? Würden sie ihre Einwilligung zu einer zwei Jahre lang dauernden Abwesenheit — die den ersten Reisen folgen sollte — gegeben haben, wenn der junge Künstler durch ein gefahrdrohendes Leiden gequält worden wäre?

Nur in seinen letzten Lebensjahren war seine physische Kraft oft sehr erschöpft, in Folge der sich immer mehr entwickelnden Krankheit, die seinen frühen Tod herbeiführte. Bis er in das Mannesalter trat, erkrankte er nur ein einziges Mal an einer Erkältung; so versicherte der im vorigen Sommer in Warschau gestorbene Spielgenosse und Mitschüler *Chopin's, Wilhelm von Kolberg.* Dass Mutter und Schwestern ihren lieben Friedrich nach der Weise liebevoller Frauenherzen sehr verwöhnten, ist allerdings wahr. An Ermahnungen, „Friedrich möge sich bei kaltem, feuchtem Wetter

sorgfältig einhüllen", fehlte es nicht: er lachte in der Regel gutmüthig dazu, folgte aber als gehorsamer Sohn ihrem Rathe.

Friedrich hatte oft Momente, in welchen er, in Gedanken vertieft, wenig Sinn für die Aussenwelt zeigte, wo er sogar seine besten Freunde mied. Im Allgemeinen jedoch liebte er Vergnügungen und freute sich, wenn er dazu beitragen konnte, dass auch Eltern, Geschwister und Freunde daran Theil nahmen. Niemals war er ein Spielverderber; im Gegentheil: Befand er sich in einer Gesellschaft Tanzlustiger, so setzte er sich, ohne sich lange nöthigen zu lassen, an's Clavier und spielte die reizendsten Mazurken und andere Tänze. Sass ein schlechter Spieler am Piano, so schob er ihn, immer höflich dabei, mit guter Manier bei Seite und spielte selbst. Auch in späteren Jahren, als *Chopin* in Paris lebte und schon einen europäischen Ruf besass, war er stets auf das Liebenswürdigste bereit, in polnischen Familien seine Landsleute mit ihren Nationaltänzen zu erfreuen. Er zeigte sich dann als Spieler ebenso unermüdlich, wie die Tänzer, welche in ihrem Vergnügen auch oft kein Ende finden konnten. —

Wie jeder junge, geistig begabte Mann, kehrte Friedrich, bereichert an Menschenkenntniss, von seinen Reisen in die Heimath zurück. Er erkannte wohl, dass nicht jeder Künstler, den er in der letzten Zeit persönlich kennen gelernt, so liebenswürdig und neidlos war, wie er sich denselben gedacht hatte; desto wärmer schloss er sich an die Edleren unter seinen Mitstrebenden an und bewahrte diesen sein ganzes Leben hindurch ein freundliches Andenken. Die Künstler Wiens sahen in *Chopin* einen jungen Mann von gründlicher und feinster musikalischer Bildung, der sich weder

eitel aufblähte, noch daran dachte, sich in der Kaiserstadt niederzulassen; daher zeigten sie sich auch dem Durchreisenden geneigt und waren ihm gern förderlich gewesen. An bitteren Enttäuschungen fehlte es ihm in späteren Jahren freilich nicht!

Wie jeden echten Künstler und Dichter, so quälten auch Friedrich mitunter Zweifel an der Höhe und Tragweite seines Talentes. Wohl äusserte Dieser und Jener, der *Chopin* in seinen in Wien gegebenen Concerten gehört, sein Spiel sei nicht kräftig genug; aber über seine Compositionen gab es nur eine Stimme des Lobes. Wahre Kenner des Clavierspiels, echt musikalische Seelen wussten die Ruhe, Sicherheit und Eleganz seines Spieles zu würdigen. Der wunderbare, tiefinnige, zuweilen melancholische Ausdruck desselben fand Wiederhall in allen poetischen Gemüthern. Ueberhaupt war dieser Künstler der Clavierspieler für die Poeten und konnte von der grossen Masse, die nur Technik und lautes Getöse von dem Pianoforte verlangt, nicht genügend gewürdigt werden; das Charakteristische, Originelle seiner Compositionen interessirte daher vor Allen die Musiker.

Zur Vervollständigung seiner Wiener Erlebnisse folgen hier zwei Briefe Friedrich's an seinen Freund *Titus Woyciechowsky*:

„Warschau, 12. September 1829.

Theuerster Titus!

Du würdest noch keine Nachricht von mir erhalten, wenn ich nicht *Vincentius Sk.* begegnet und somit daran erinnert worden wäre, dass Du am Ende dieses Monates in Warschau sein würdest. Ich dachte, dass ich Dir mündlich von meiner grossen Reise erzählen

könnte, was mir noch angenehmer gewesen wäre, denn ich möchte, aufrichtig gestanden, zu gern einmal wieder mit Dir plaudern. Da dies aber leider nicht möglich ist, so wisse, mein Lieber, dass ich in Krakau, Wien, Prag, Dresden und Breslau war.

Die erste Woche in Krakau verstrich, indem wir Spaziergänge machten und die Umgegend besuchten. Ojców ist sehr schön; aber ich werde Dir nichts davon erzählen, denn obgleich Du nicht dort warst, weisst Du aus der genauen Beschreibung der *Tańska*, wie und wo Alles ist. In lustiger Gesellschaft fuhr ich nach Wien, und wenn schon Krakau mich so sehr in Anspruch genommen hatte, dass ich nur wenige Augenblicke finden konnte, um an die Meinigen und Dich zu denken, so bethörte und betäubte mich Wien so vollkommen, dass, obwohl über zwei Wochen vergingen, ehe ich einen Brief von zu Hause erhielt, ich doch gar keine Sehnsucht nach den Meinigen empfand.

Was sagst Du dazu, dass man mich in so kurzer Zeit zweimal im k. k. Theater spielen liess? Die Sache war so: Mein Verleger *Haslinger* machte mich darauf aufmerksam, dass es für meine Compositionen vortheilhaft wäre, wenn ich in Wien aufträte, da mein Name noch unbekannt, meine Compositionen aber schwer zu spielen und nicht leicht fasslich seien. Dennoch dachte ich noch nicht ernsthaft an's Auftreten und sagte: dass ich zwei Wochen keinen Ton gespielt habe, also nicht vorbereitet sei, mich vor einem gewählten, kritischen Publikum zu produciren. Mittlerweile trat Graf *Gallenberg* hinzu, welcher schöne Ballets schreibt und in Wien an der Spitze des Theaters steht. Diesem stellte mich *Haslinger* als einen Feigling vor, der sich fürchte, öffentlich aufzutreten. Der Graf war so ge-

fällig, mir das Theater zur Verfügung zu stellen; ich aber war schlau genug, dankend abzulehnen. Am nächsten Tage tritt *Würfel* herein und beschwört mich, dass ich meinen Eltern, *Elsner* und mir selbst nicht die Schande anthun solle, die Gelegenheit, mich in Wien hören zu lassen, zu verschmähen.

Als ich auf vieles Drängen eingewilligt, übernahm *Würfel* sofort die nöthigen Einrichtungen. Am anderen Morgen sprachen schon die Anschlagzettel von meinem Concert. Jetzt war daher ein Rücktritt unmöglich, während ich noch garnicht wusste, wie und was ich spielen würde. Drei Fabrikanten erboten sich, mir Claviere zu schicken, wofür ich wegen der Beschränktheit meines Logis danken musste. Was würde es mir auch zwei Tage vor dem Concert geholfen haben, noch viel zu studiren?

An einem Tage lernte ich alle grossen Künstler Wiens kennen, darunter: *Mayseder, Gyrowetz, Lachner, Kreutzer, Schuppanzigh* etc. Die Orchestermitglieder zeigten mir auf der Probe saure Gesichter; am meisten verdross es sie, dass ich sofort mit neuen Compositionen auftreten wollte. Ich fing nun mit den Dir gewidmeten Variationen an, welchen das Rondo Krakowiak vorangehen sollte. Die Variationen gelangen gut, während das Rondo so schlecht ging, dass wir zweimal von vorne anfangen mussten, wobei die schlechte Schrift Schuld haben sollte. Ich hätte die Zahl der zu pausirenden Tacte nicht unter, sondern (wie es die Wiener Musiker gewöhnt waren) über den Pausenzeichen schreiben müssen. Genug, die Herren schnitten solche Grimassen, dass ich schon Lust bekam, mich für den Abend krank zu melden.

Regisseur *Demar* bemerkte die üble Stimmung

der Orchestermitglieder, die auch *Würfel* nicht hold sind. Letzterer wollte nämlich selbst dirigiren, und das Orchester weigerte sich (ich weiss nicht, aus welchem Grunde), unter seiner Leitung zu spielen. Herr *Demar* rieth mir, dass ich improvisiren sollte, über welchen Vorschlag das Orchester grosse Augen machte. Ich war durch das Vorausgegangene so sehr gereizt, dass ich in der Verzweiflung darauf einging; und wer weiss, ob nicht meine unglückliche Laune und seltsame Stimmung die Ursachen des grossen Erfolges waren, den ich durch mein Spiel errang.

Der Anblick des Wiener Publikums regte mich garnicht auf, und ich setzte mich, blass wie ich war, an ein wunderbares, zur Zeit vielleicht das allerbeste Wiener Instrument von *Graff*. Neben mir ein über und über geschminkter junger Mensch, der mir in den Variationen die Seiten umgewendet hat und sich damit brüstete, *Moscheles*, *Hummel* und *Herz* denselben Dienst geleistet zu haben. Glaube mir, dass ich in verzweifelter Stimmung gespielt habe; gleichwohl machten die Variationen so viel Effect, dass ich mehrmals gerufen wurde. Fräulein *Veltheim* sang sehr schön. Von meiner Improvisation weiss ich nur noch, dass ihr stürmischer Beifall und viele Hervorrufe folgten.

Die Wiener Zeitungen spendeten mir reiches Lob. Acht Tage später spielte ich auf allgemeines Begehren nochmals, sehr froh darüber, dass nun Niemand sagen kann, dass ich nur einmal hätte auftreten können. Besonders freute mich der Vortrag dieses Rondos, weil *Gyrowetz*, *Lachner* und andere Meister, ja selbst das Orchester — halte mir den Ausdruck zu gute — so entzückt waren, dass sie mich zweimal hervorriefen. Die Variationen musste ich (auf speciellen Wunsch der

Damen) wiederholen; sie gefielen auch *Haslinger* so gut, dass er sie im „Odeon“ abdrucken lassen will; eine grosse Ehre für mich. Nicht wahr?

Lichnowski ein ehemaliger Freund *Beethoven's*, wollte mir sein Clavier zum Concerte geben (das ist doch gewiss viel), da es ihm schien, als sei das meine zu schwach. Dies ist jedoch meine Art zu spielen, welche den Damen so sehr gefiel, und besonders dem Fräulein *Blahetka*. Sie mochte mir freundlich gesinnt sein (nebenbei gesagt, sie ist noch nicht zwanzig Jahre alt und ein geistreiches, selbst schönes Mädchen); bei meiner Abreise verehrte sie mir eine Composition mit eigenhändiger Unterschrift.

In einem Bericht über das zweite Concert sagte die Wiener Zeitung: „Herr *Chopin* ist ein junger Mann, welcher ganz eigene Wege wandelt und zu gefallen versteht. Sein Weg aber weicht wesentlich von allen anderen Concertformen ab.“ u. s. w. Ich hoffe, dass dies genügt, besonders da es zum Schlusse heisst: „Herr *Chopin* erfreute sich heute wiederum des allgemeinsten Beifalls.“

Verzeihe mir, dass ich genöthigt bin, eine solche Meinung über mich hier niederzuschreiben, aber ich thue es, weil sie mir mehr Freude macht, als — ich weiss nicht welches Lob — im „Warschauer Kurier.“

Mit *Czerny* bin ich sehr genau bekannt geworden; ich spielte mit ihm sehr oft auf zwei Clavieren. Es ist ein guter Mann, aber auch nichts weiter! Von allen Bekanntschaften, die ich mit Künstlern machte, erfreute mich am meisten die von *Klengel*, den ich in Prag bei *Pixis* kennen lernte. Er spielte mir seine Fugen vor, (man kann sagen, dass diese eine weitere Fortsetzung von *Bach* sind. Es giebt deren 48, und ebensoviel Kanons). Welch ein Unterschied mit *Czerny!*

Klengel gab mir einen Brief an *Morlacchi* in Dresden. Wir besuchten die an Naturschönheiten reiche sächsische Schweiz, in Dresden die herrliche Gemäldegalerie. Nur die italienische Oper wurde mir vor der Nase weggezogen. Ich musste leider an demselben Tage abreisen, an dem man „Crociato in Egitto" aufführen sollte. Mein einziger Trost war, dass ich dieses Werk schon in Wien gehört hatte.

Frau *Pruszak*, Alexandrine und Constantin (ihre Kinder) sind in Dresden. Am Tage meiner Abreise begegnete ich ihnen. Welche Freude! „Pan Frycek, pan Frycek!"[1] riefen sie. Es war so reizend, dass ich sicher noch geblieben wäre, wenn ich nicht an meinen Begleiter gebunden gewesen wäre.

Herr *Pruszak* ist in Teplitz, wo ich ihn auch sah. Teplitz ist wunderschön; ich war nur einen Tag dort, und trotzdem in einer Soirée bei dem Fürsten *Clary*.

Ich habe mich so sehr in's Schreiben vertieft, dass ich gar nicht zum Schluss kommen kann. Ich umarme Dich herzlich, und küsse Dich auf die Lippen, wenn Du es so erlaubst.

Dein

Friedrich.

Warschau, 3. October 1829.

Theuerster Titus!

Du schreibst mir, Du hättest in zwei Zeitungen etwas über meine Concerte gelesen; wenn dies polnische Blätter gewesen sind, wirst Du Dich gewiss nicht darüber gefreut haben, denn in diesen ist nicht nur die Uebersetzung schlecht, sondern man hat sich auch Mühe

[1] Der polnische Name für Fritz.

gegeben, die Worte der Wiener Kritiker zu meinen Ungunsten zu verdrehen. Der Wiener „Sammler“ und die „Zeitschrift für Literatur“, woraus mir *Hube* Auszüge brachte, haben speciell und sehr schmeichelhaft (verzeihe, dass ich Dir dieses schreibe) mein Spiel und meine Compositionen kritisirt und mich zum Schlusse: „Selbstständiger Virtuos, voll Zartheit und tiefster Empfindung“ genannt.[1]

Wenn Dir solche Auszüge in die Hände gefallen wären, hätte ich mich vor Dir nicht zu schämen gebraucht. Du willst von mir wissen, was ich diesen Winter zu unternehmen gedenke? Keinesfalls werde ich in Warschau bleiben; wohin mich das Schicksal führen wird, weiss ich selbst noch nicht. Fürst *Radziwill* und auch dessen Gemahlin haben mich äusserst höflich zu sich nach Berlin eingeladen und mir Wohnung in ihrem Palais angeboten; aber was hilft mir dies Alles, da ich so viel Werke angefangen habe, dass es wahrscheinlich das Klügste wäre, wenn ich hier bliebe. Ich habe auch versprochen, nach Wien zurückzukommen, und eine Wiener Zeitung sprach es ganz offen aus, dass ein Aufenthalt in der Kaiserstadt für mich sehr vortheilhaft und von bestem Einfluss auf meine Laufbahn sein würde. Du wirst vielleicht selbst dieser Ansicht sein; glaube aber nicht, dass ich dabei an Fräulein *Blahetka* denke, von welcher ich Dir geschrieben; ich habe — vielleicht zu meinem Unglück — schon mein Ideal gefunden, das ich treu und aufrichtig verehre. Ein halbes Jahr ist es schon her, und ich habe mit ihm, von dem ich allnächtlich träume, noch nie eine

[1] *Eduard Hanslick* in seinem Werke, betitelt: „Geschichte des Concertwesens in Wien.“ Er braucht dieselben Worte, die der „Sammler“ über *Chopin* gesprochen.

Sylbe gesprochen. In Gedanken bei diesem holden Wesen, componirte ich das Adagio in meinem neuen Concerte[1] und heute früh den Walzer, den ich Dir mitschicke.

Schenke der mit † bezeichneten Stelle Deine Aufmerksamkeit, davon weiss Niemand ausser Dir. Wie glücklich würde ich sein, wenn ich Dir meine neuesten Compositionen vorspielen könnte, mein Theurer!

In dem fünften Tacte des Trio müsste die Bassmelodie bis zum oberen „es" im Violinschlüssel dominiren, was ich Dir übrigens garnicht erst zu sagen brauche, da Du es schon selbst herausfühlen wirst.

Von musikalischen Neuigkeiten kann ich Dir weiter nichts mittheilen, als dass jeden Freitag bei *Kessler* musicirt wird. Gestern spielten sie unter anderen das Octett von *Spohr*, ein wundervolles Werk. *Brzezina*[2] besuche ich täglich; er hat auch nichts Neues ausser dem Concert von *Pixis*, das auf mich keinen bedeutenden Eindruck gemacht hat; das Rondo darin scheint mir noch das Beste zu sein.

Du glaubst nicht, wie traurig Warschau für mich ist; wenn ich mich nicht in meiner Familie glücklich fühlte, möchte ich nicht hier leben. O, wie bitter ist es, wenn man Niemand hat, mit dem man Trauer und Freude theilen kann; o, wie entsetzlich, wenn man sein Herz bedrückt fühlt und gegen keine Seele seine Klagen aussprechen kann. Du weisst schon, was ich damit sagen will. Wie oft erzähle ich meinem Piano Alles, was ich Dir mittheilen möchte!

Meinen Traum, mit Dir in das Ausland zu reisen, musst Du zur schönen Wahrheit machen, mein Freund.

[1] E-moll-Concert, Op. 11.

[2] Buch- und Musikalienhändler in Warschau.

Ich weiss nicht, was ich vor Freude angeben würde, wenn wir zusammen reisen könnten; aber unsere Wege gehen leider weit auseinander.

Von Wien hoffe ich zu meiner weiteren Ausbildung nach Italien zu reisen, und künftigen Winter soll ich mit *Hube* in Paris zusammentreffen; jedoch kann sich ja Alles noch ändern, da mein Vater mich gern nach Berlin schicken möchte, wozu ich, ehrlich gesagt, keine grosse Lust habe. Sollte ich, wie ich immer hoffe, nach Wien reisen, so würde ich vielleicht den Weg über Dresden und Prag wählen, um nochmals *Klengel* und die berühmte Gemäldegalerie in Dresden, dagegen in Prag das Conservatorium zu besuchen.

Jetzt muss ich aber aufhören, sonst langweile ich Dich mit meinen trockenen Nachrichten, und das möchte ich nicht. Wenn Du mir einige Zeilen schreiben wolltest, würdest Du mich dadurch für mehrere Wochen erfreuen.

Verzeihe, dass ich Dir den Walzer schicke, welcher Dich am Ende auf mich böse machen wird; meine Absicht aber ist, Dir dadurch eine kleine Freude zu bereiten.

Dein

Friedrich."

Die günstigen Kritiken der Wiener Zeitungen über Friedrich's Spiel erregten in Warschau allgemeine Theilnahme und veranlassten Vater *Chopin*, sich mit *Elsner* und anderen Hausfreunden über die weitere Ausbildung seines Sohnes zu berathen. Alle stimmten dafür, den jungen Künstler zu einem längeren Aufenthalte in das Ausland zu schicken.

In der That bot Warschau wenig künstlerische Anregung für Friedrich's aussergewöhnliches Talent;

er galt dort schon für einen vollendeten Künstler. Seine in Warschau entstandenen Compositionen können zu den besten gezählt werden, die er überhaupt geschrieben hat, und wenn auch seine schöpferische Begabung in späteren Jahren noch tiefer und reifer geworden ist, so trugen seine ersten Tondichtungen doch schon jenes allen *Chopin*'schen Werken eigenthümliche Gepräge. Auf *Elsner's* Rath sollte Friedrich zuerst nach Italien, dann nach Paris gehen, und so im Ganzen zwei Jahre der Heimath fern bleiben.

Aus den Briefen Friedrichs an seinen Freund *Titus Woyciechowski*, der noch auf seinem Besitzthum Poturzyn im Königreiche Polen lebt, erfahren wir von Friedrich selbst, wie er die nächsten Jahre verlebte, und können uns glücklich preisen, dass dieser Freund pietätvoll jede Zeile des genialen Künstlers als theures Andenken aufbewahrt hat.

„Warschau, 20. October 1829.

Mein theuerster Titus!

Du wirst garnicht begreifen können, warum mich mit einem Male eine solche Schreibwuth gepackt hat, dass ich Dir schon den dritten Brief in so kurzen Zwischenräumen sende.

Ich reise heute Abend um sieben Uhr per Diligence zu *Wiesiołowski's* in das Posen'sche, und deshalb schreibe ich Dir vorher, zumal ich selbst nicht weiss, wie lange ich mich dort aufhalten werde, obgleich ich nur eine Passkarte für einen Monat gelöst habe. Meine Idee ist, nach ungefähr vierzehn Tagen zurückzukehren; Grund meiner Reise: den Fürsten *Radziwill* zu sehen, der jetzt auf seinen Gütern nicht weit von Kalisz residirt. Er wünscht, dass ich nach

Berlin kommen, als Gast in seinem Palais wohnen soll u. s. w.; aber ich sehe keinen rechten, ich meine künstlerischen Nutzen dabei herauskommen, und denke: „Mit grossen Herren ist nicht gut Kirschen essen!“ Mein guter Papa will nicht glauben, dass diese Einladung nur „des belles paroles“ sind.

Verzeihung, wenn ich mich wiederhole; ich vergesse leicht, was ich geschrieben habe, und bilde mir daher oft ein, dass ich Dir Neuigkeiten erzähle, die keine mehr für Dich sind.

Kessler veranstaltet jeden Freitag eine musikalische Soirée; da kommen fast alle hiesigen Künstler zusammen und spielen, was gerade aufgelegt wird, prima vista; so kam z. B. vorigen Freitag zur Aufführung: Concert (Cis-moll) von *Ries* mit Quartettbegleitung, dann das Trio von *Hummel* (E-dur), das letzte Trio von *Beethoven*, das ich als herrlich und grossartig bewundern muss, ferner ein Quartett des Prinzen Louis Ferdinand von Preussen, alias *Dussek*,[1] und zum Schlusse Gesang.

Mein Concert-Adagio hat *Elsner* gelobt. Er sagte, es sei etwas Neues darin, und was das Rondo anbetrifft, so will ich da noch kein Urtheil hören, denn

[1] Hier erzählte *Friedrich Chopin* nach, was er mitunter gehört haben mochte, da bekanntlich die Welt den Hochgeborenen selten Talent zur Ausübung einer Kunst zutraut. Prinz Louis Ferdinand war allerdings der Schüler *Dussek's*; aber deshalb liess er sich bei seinen Compositionen nicht von dem Lehrer helfen. Prinz Ferdinand — in der Geschichte und auf den Titeln seiner Werke „Louis Ferdinand“ genannt — war eine genial angelegte Natur, und was er an Compositionen hinterlassen hat, ist wirklich sein geistiges Eigenthum. Voll von Vaterlandsliebe und Muth zog er in den Krieg, und fiel bei Saalfeld den 13. October 1806.

ich bin selbst noch nicht damit zufrieden. Neugierig bin ich, ob ich diese Arbeit vollenden werde, wenn ich zurückkomme.

Ich danke Dir schönstens für Deinen Brief, über den ich mich sehr gefreut habe. Du hast nun einmal die glückliche Gabe, die Menschen aufzuheitern und zu erfreuen. Du stellst Dir garnicht vor, wie missmuthig ich des Morgens war, und wie heiter mein Gemüth wurde, nachdem ich Deinen Brief empfangen hatte. Ich umarme Dich herzlich, so schreibt Mancher am Schlusse des Briefes; aber die Meisten denken kaum daran, dass sie das schreiben; jedoch mir kannst Du glauben, theuerster Freund, dass ich es aufrichtig thue, so wahr ich „Fritz" heisse.

Ich habe eine Etude nach meiner Art componirt; wenn wir uns wiedersehen, werde ich sie Dir vorspielen.

Dein treuer

Friedrich.

Warschau, Sonnabend, 14. November 1829.

Bester Titus!

Deinen letzten Brief habe ich in Antonin bei *Radziwill's* erhalten. Ich war dort eine Woche; Du glaubst nicht, wie schnell und angenehm mir dieselbe vergangen ist. Ich reiste mit der letzten Post zurück und hatte viel Mühe fortzukommen. Was mich betrifft, so wäre ich dort geblieben, bis man mich fortgejagt hätte; aber meine Beschäftigungen und vor allen Dingen mein Concert, welches noch ungeduldig auf sein Finale harrt, haben mich gezwungen, von diesem Paradiese Abschied zu nehmen.

Es waren, mein lieber Titus, zwei Eva's da, die jungen Fürstinnen, ausserordentlich liebenswürdige, musikalische, gemüthvolle Damen. Auch die Frau Fürstin, welche ganz genau weiss, dass nicht nur die Herkunft des Menschen dessen Werth bedingt, ist so liebenswürdig und fein im Umgange mit Jedermann, dass es unmöglich ist, sie nicht zu verehren. Du weisst, wie der Fürst die Musik liebt; er zeigte mir seinen „Faust", und ich habe Manches darin gefunden, das wirklich schön, ja sogar theilweise genial gedacht ist. Im Vertrauen, ich hätte solche Musik einem Statthalter garnicht zugetraut! Unter Anderm fiel mir eine Scene auf, in welcher Mephistopheles durch Gesang und Guitarrenspiel unter Gretchens Hause das Mädchen an's Fenster lockt, während man gleichzeitig einen Choral aus der nahe gelegenen Kirche hört; dies wird sicher bei der Aufführung grossen Effect machen. Ich führe das nur an, damit Du eine Idee von seiner musikalischen Empfindungsweise bekommst. Er ist z. B. auch ein grosser Verehrer von *Gluck*.

Die theatralische Musik hat bei ihm nur soviel Bedeutung, dass sie die Situation und das Gefühl malt; deshalb hat die Ouverture auch keinen Schluss und geht gleich in die Introduction über. Das Orchester ist stets unsichtbar hinter der Bühne placirt, damit die Andacht nicht durch Aeusserlichkeiten, wie Dirigiren, Bewegungen der ausübenden Musiker u. s. w. abgezogen werden kann.

Ich habe während meines Besuches bei dem Fürsten *Radziwill* „Alla Polacca" mit Violoncell geschrieben. Es ist dies nichts weiter als ein brillantes Salonstück so recht für Damen! Ich möchte gern, dass die Fürstin Wanda sie einstudirte. Es soll so heissen, als ob ich

ihr Stunde gegeben hätte. Sie ist erst 17 Jahre alt, schön, und es wäre eine Wonne, ihre zierlichen Finger auf die Tasten setzen zu dürfen. Doch Scherz bei Seite, in ihrer Seele wohnen wahrhaft musikalische Empfindungen, und man braucht ihr nicht zu sagen, ob sie crescendo, piano oder pianissimo spielen soll.

Ich konnte nicht abschlagen, meine Polonaise (F-moll) kommen zu lassen, welche die Fürstin Elise sehr interessirt; ich bitte Dich also, schicke mir dieselbe mit umgehender Post; ich möchte nicht für unhöflich gelten, und aus dem Kopfe möchte ich sie nicht gern noch einmal schreiben, mein Liebster, denn ich würde vielleicht Manches anders machen, als es im Original steht. Du kannst Dir den Charakter der Fürstin danach ausmalen, dass sie sich alle Tage die Polonaise von mir vorspielen lässt. Ganz besonders gefiel ihr immer das Trio in As-dur. [1]

Sie wünscht sehr, dass ich im Mai nach Berlin kommen soll; also steht mir nichts im Wege, im Winter nach Wien zu reisen. Wie es mir scheint, werde ich vor December nicht fortkommen. Am 6. ist Papas Namenstag; diesen feiere ich jedenfalls bei ihm und gedenke erst in der zweiten Hälfte des December aufzubrechen. Ich habe also die Hoffnung, Dich noch zu sehen.

Du glaubst nicht, wie mir in Warschau jetzt überall etwas fehlt! Ich habe Niemanden, mit dem ich nur zwei Worte sprechen, dem ich wirklich vertrauen kann. Du wolltest eins von meinen Portraits; wenn

[1] Diese Polonaise ist in der Sammlung der Nachlasswerke *Chopin's* als Op. 71 erschienen.

ich nur eins der Fürstin Elise hätte entwenden können, so hätte ich es Dir gewiss zugeschickt, denn in ihrem Stammbuch befindet sich mein Portrait zwei Mal, und, wie man mir versichert, sehr ähnlich gezeichnet; aber Du, mein Liebster, brauchst ja kein Bild von mir! Glaube mir, dass ich stets bei Dir bin und Dich bis an mein Lebensende nicht vergessen werde.

Ich erinnere Dich nochmals an die Polonaise; sende mir dieselbe, ich bitte, umgehend. Ich habe einige Etuden geschrieben; in Deiner Gegenwart würde ich dieselben gut vortragen. *Kessler* spielte am vorigen Sonnabend in der Ressource das *Hummel*'sche E-dur Concert Am nächsten Sonnabend spiele ich vielleicht; dann würde ich die Dir gewidmeten Variationen wählen.

Dein treuer

Friedrich.

Warschau, 27. März 1830.

Noch nie hast Du mir so gefehlt, als jetzt; ich habe Niemanden, dem ich so ganz mein Herz ausschütten kann. Ein einziger Blick von Dir nach dem Concert wäre mir mehr werth, als die ganzen Lobpreisungen der hiesigen Kritiker. Gleich nach Empfang Deines Briefes wollte ich Dir mein erstes Concert schildern; aber ich war so zerstreut und mit den Vorbereitungen zum zweiten, welches ich schon am Montag darauf gegeben habe, beschäftigt, dass ich nicht fähig war, meine Gedanken zu sammeln. Allerdings bin ich heute in nicht viel besserer Verfassung, aber ich kann nun nicht mehr länger mit der Absendung dieser Zeilen warten, da die Post abgeht, und wer weiss, wann sich mein Gemüth wieder beruhigen wird!

Das erste Concert — zu dem schon drei Tage vorher weder Loge noch Parquet zu bekommen war — machte im Ganzen nicht den Eindruck, den ich erwartet hatte. Das erste Allegro vom F-moll-Concert (nicht für Alle verständlich) wurde zwar mit Bravo belohnt, aber ich glaube, dies geschah mehr, weil das Publikum zeigen wollte, dass es ernste Musik versteht und zu schätzen weiss. Es giebt ja in allen Ländern genug Leute, welche gern die Kennermiene annehmen! Das Adagio und Rondo haben sehr viel Effect gemacht. Nach diesem kam der Applaus und der Bravoruf schon aus dem Herzen; allein das Potpourri über polnische Lieder[1] hat seinen Zweck vollständig verfehlt. Man applaudirte zwar, aber offenbar nur, um dem Spieler zu zeigen, dass man sich nicht gelangweilt habe. *Kurpiński*[2] glaubte an jenem Abend neue Schönheiten in meinem Concerte zu entdecken; *Ernemann* war vollständig befriedigt; *Elsner* bedauerte, dass mein Flügel nicht stark genug gewesen sei, so dass man, wie er meint, die Basspassagen nicht deutlich genug habe hören können. An diesem Abend schienen Diejenigen, die auf der Galerie sassen, und Die, welche im Orchester standen, am meisten befriedigt, während man sich im Parterre über zu leises Spiel beklagte. Ich möchte wohl wissen, was man im „Kopciuszek“[3] Alles über mich geschwatzt haben mag.

In Folge der im Parterre geäusserten Bemerkungen räth mir *Mochnacki* im „Polnischen Kurier“, nachdem

[1] Grande Fantaisie sur des airs polonais. Op. 13.

[2] *Carl Kurpiński*, Capellmeister und Componist vieler Nationalopern, geboren 1785, gestorben 1857 in Warschau.

[3] Ein Kaffeehaus, in dem die meisten Literaten verkehrten; auf Deutsch „Aschenbrödel“.

er mich über alle Maassen gelobt (namentlich das Adagio), in Zukunft mehr Energie und Kraft aufzuwenden. Ich wusste ganz genau, wo diese Kraft steckt, und in dem zweiten Concert habe ich nicht auf meinem, sondern auf einem Wiener Instrumente gespielt. Von diesem war das noch zahlreicher versammelte Publikum völlig befriedigt. An jenem Abend wollte der Applaus kein Ende nehmen, und man versicherte mir, dass jede Note wie eine Glocke geklungen hätte, und dass ich auf dem zweiten Instrumente viel schöner gespielt hätte, als auf dem ersten. Als ich auf den Hervorruf erschien, rief man mir entgegen: „Noch ein Concert geben!“

Der Krakowiak machte einen colossalen Effect: vier Mal erschallten Beifallssalven. *Kurpiński* bedauerte, dass ich die polnische Phantasie nicht auf dem Wiener Flügel gespielt hatte, was den andern Tag von *Grzymała* im „Polnischen Kurier“ wiederholt wurde. *Elsner* sagte, dass man mich erst nach dem zweiten Concerte beurtheilen könne: ich gestehe Dir aber offen, dass ich lieber auf meinem Instrumente gespielt hätte. Im Allgemeinen fand man, dass der Wiener Flügel dem grossen Raume angemessen war.

Das Programm des ersten Concertes ist Dir bekannt.[1] Das zweite ist mit einer Symphonie von

[1] Es fand im Warschauer Theater am 17. März 1830 statt und hatte nachstehendes Programm:

Erster Theil.

1. Ouverture zur Oper „Leszek Biały“ von *Elsner*.
2. Allegro aus dem F-moll-Concert, componirt und vorgetragen von Herrn *F. Chopin*.
3. Divertissement für Waldhorn, componirt und vorgetragen von Herrn *Görner*.

Nowakowski[1] (par complaisance) eröffnet worden, worauf wieder das I. Allegro aus meinem Concerte folgte. Darauf spielte der Theater-Concertmeister *Bielawski* ein Air varié von *Bériot*, dann ich wieder mein Adagio und Rondo. Den zweiten Theil eröffnete ich mit dem Rondo Krakowiak; die *Meier* sang eine Arie aus der Oper „Helene und Malwina" von *Soliva*, und zum Schluss improvisirte ich über das Volkslied „Wmieście dziwne obyczaje" (In der Stadt sind besondere Sitten), was den Leuten im ersten Range sehr gefallen hat. Wenn ich aufrichtig sein soll, muss ich sagen, dass ich nicht so improvisirte, wie ich es im Sinne hatte; aber das wäre für das anwesende Publikum vielleicht garnicht einmal angebracht gewesen. Trotzdem wundere ich mich, dass das Adagio so allgemein gefallen hat; überall, wo ich hinhöre, sagt man mir gerade über dieses die grössten Schmeicheleien.

Gewiss hast Du die Zeitungen gelesen, aus denen Du ersehen kannst, dass mein Publikum sehr befriedigt war. Es wurde mir ein grosses Bouquet mit einem an mich gerichteten Gedicht in meine Wohnung geschickt. Nach den Hauptthemen meines Concerts werden jetzt Mazurken und Walzer arrangirt! *Brzezina* bat mich um mein Bild, aber das habe ich abgelehnt.

4. Adagio und Rondo aus dem F-moll-Concert, componirt und vorgetragen von Herrn *Chopin*.

Zweiter Theil.

Ouvertüre zur Oper „Cecylja Piaseczynska" von *Kurpiński*.

2. Variationen von *Paër*, gesungen von Madame *Meier*.
3. Potpourri über Nationallieder von *Chopin*.

[1] Studiengenosse *Chopin's*, geboren 1800, gestorben 1865 in Warschau.

Es wäre dies zu viel auf einmal; übrigens habe ich auch kein Vergnügen an der Aussicht, dass man Butter in das Papier einwickelt, auf welchem ich abgebildet bin, wie das mit dem Portrait von *Lelewel* der Fall war.

Allenthalben werden Wünsche laut, dass ich noch ein drittes Concert geben soll, aber ich habe keine Lust dazu. Du glaubst gar nicht, welche Aufregungen man einige Tage vor dem Auftreten zu überstehen hat. Ich hoffe, noch vor den Feiertagen das erste Allegro zum zweiten Concert zu vollenden, und deshalb würde ich jedenfalls bis nach den Festtagen warten, obgleich ich überzeugt bin, dass ich diesmal ein noch grösseres Publikum haben würde, als früher; denn die „haute volée" hat mich noch wenig gehört. Im letzten Concert rief mir eine wahre Stentorstimme aus dem Parterre zu: „Im Rathhause spielen," aber ich bezweifle, dass ich diesem Rathe folgen werde: spiele ich noch einmal, so geschieht es wieder im Theater. Mir ist es ja nicht um die Einnahme zu thun, denn auch das Theater hat mir nicht viel eingebracht. (Der Cassirer, dem Alles anvertraut war, that, was ihm beliebte.) Von beiden Concerten hatte ich nach Abzug der Unkosten noch nicht einmal 5000 Gulden,[1] obwohl *Dmuszewski*, Redacteur des „Warschauer Kurier", berichtet, dass noch kein Concert so überfüllt gewesen sei, wie die meinen. Schliesslich würde ich es im Rathhause, wo die Sorgen und Umstände doch nicht geringer sind, auch nicht allen Leuten recht machen.

Dobrzyński ist auf mich böse, dass ich seine Symphonie nicht spielen liess;[2] Frau W. hat es mir übel

[1] Gegen 2500 Mark.

[2] *Felix Ignaz Dobrzyński*, Pianist und Componist, geboren 1807, gestorben 1867 in Warschau.

genommen, dass ich für sie keine Loge reservirt hatte u. s. w. u. s. w.

Ich trenne mich ungern von diesem Schreiben, weil es mir scheint, als hätte ich Dir noch nichts mitgetheilt, was Dich interessiren könnte. Alles habe ich zum Dessert aufbewahrt; doch ist dieses kein anderes, als eine herzliche Umarmung für Dich.

Dein

Friedrich.

Warschau, 10. April 1830.
(Todestag von Emilie).[1]

Schon seit einigen Wochen wollte ich Dir schreiben, kam aber nicht dazu. Ich weiss nicht, woher es kommt, dass mir die Zeit jetzt so schnell vergeht. Du musst wissen, dass unsere musikalische Saison jetzt auf ihrem Höhepunkt angekommen ist; man hat nicht einmal die Charwoche respectirt! Vorigen Montag war eine grosse Soirée bei *Philippeus*, wo Frau *Sauran* ein Duett aus „Semiramis" sehr schön sang; ich accompagnirte den Herren *Solica* und *Gresser* ein Buffo-Duett aus *Rossini's* „Der Türke in Italien", welches auf allgemeines Verlangen wiederholt werden musste. Zur Soirée bei *Lewicki*, in welcher unter Anderen der Fürst *Galizin* ein Quartett von *Rode* spielen wird, habe ich schon das Programm entworfen. Ich werde La Sentinelle von *Hummel* und zum Schluss meine Polonaise mit Violoncell wählen, zu der ich noch ein Adagio als Introduction componirt habe. Ich habe es bereits probirt, es macht sich nicht schlecht. Das wäre das musikalisch Neueste aus den Salons; jetzt komme ich zu den Zeitungs-Neuigkeiten, welche mir nicht minder wichtig sind, da sie über mich ein recht freundliches

[1] Emilie war die jüngste Schwester *Chopin's*.

Urtheil fällen; — ich möchte sie Dir gern schicken! In einem zwei Seiten langen Artikel der „Warschauer Zeitung“ müssen viele Sticheleien auf *Elsner* sein. *Soliva*[1] hat mir gesagt, dass er nur deshalb den Zeitungsstreit vermeide, weil nächstens zwei Schülerinnen von ihm öffentlich auftreten sollen, sonst würde er sicherlich auf diese Angriffe geantwortet haben. Est ist schwer, Dir in wenigen Worten den ganzen Sachverhalt zu schildern; wenn ich könnte, würde ich Dir die Zeitung schicken, um Dir die Sache ganz anschaulich zu machen. Ein kluger Kopf begreift es mit einem Wort: ich will Dir daher kurz andeuten, um was es sich handelt.

Nach meinen Concerten erschienen viele Recensionen; wenn mir darin (hauptsächlich im „Polnischen Kurier“) schon reichliches Lob gespendet wurde, so war es doch immer noch nicht zu arg. Das amtliche Blatt hat meinem Lob auch einige Spalten gewidmet; unter anderen enthält eine seiner Nummern — obwohl gut gemeint — solche Dummheiten, dass ich bis zu dem Moment ganz verzweifelt war, wo ich die Antwort in der „Gazeta Polska“ gelesen hatte, die mir gerechter Weise wieder abnimmt, was die andere mir in ihrer Uebertreibung angedichtet hatte. Es wird nämlich in diesem Artikel behauptet, dass, wie die Deutschen auf *Mozart*, so einstens die Polen auf mich stolz sein werden, offenbarer Unsinn! Aber noch mehr; er sagt weiter: „dass, wenn ich einem Pedanten oder Rossinisten

[1] *Soliva*, geborener Italiener, fungirte vom Jahre 1821 ab als Gesanglehrer am Warschauer Conservatorium. Als dieses Institut von der russischen Regierung geschlossen wurde, übersiedelte er zuerst nach Petersburg und später nach Paris, wo er 1851 starb. *Soliva* componirte die Opern: „La Testa di bronzo,“ „Elena e Malwina“ und mehrere kleinere Werke.

(dieser dumme Ausdruck!) in die Hände gefallen wäre, ich das nie hätte werden können, was ich so zu sagen jetzt bin.“ Obwohl ich nun zwar noch nichts bin, so hat der Kritiker doch insofern Recht, dass, wenn ich nicht bei *Elsner* studirt hätte, noch weniger leisten würde, als ich in der That leiste. Diese Stichelei „Rossinist“ und das Lob für *Elsner*, welcher, wie gesagt, schon einen Schüler ausgebildet, hat, wie Du weisst, schon einmal Jemand sehr empört,[1] und zwar so, dass man in der „Warschauer Zeitung“ mit der Comödie „Die Freunde“ von *Fredro* angefangen, mit dem „Grafen Ory“ geendigt, und in der Mitte anführt: Woher soll Dankbarkeit für *Elsner* kommen, da er die Schüler doch nicht aus den Aermeln schütteln kann,“ und (in meinem zweiten Concert hat man nämlich die Symphonie von *Nowakowski* gespielt) „dass nicht einmal der Teufel aus Nichts etwas machen könne!“ Vor 35 Jahren hat *Elsner* ein Quartett geschrieben, welches den Titel führt: „Dans le meillenr goût polonais“; diesen hat nämlich der Verleger dem darin enthaltenen Menuet, welches einen polnischen Charakter hat, ohne Wissen *Elsner's* beigelegt. Jetzt macht der Recensent dies Quartett, ohne den Verfasser zu nennen, lächerlich. *Soliva* sagt ganz richtig, dass man mit demselben Recht die „Cäcilie“[2] schlecht machen könnte, besonders deshalb, weil sie mir in dem Artikel mit aller Güte und Feinheit einige Seitenhiebe zukommen lassen und den guten Rath geben, dass ich *Rossini* wohl anhören,

[1] Den Capellmeister *Kurpiński*, der, weil er fast nur *Rossini*'sche Opern gegeben hat, von Vielen Rossinist genannt wurde. Obengenannter anonymer Artikel in der „Gazeta Warszawska“ war jedenfalls von ihm verfasst.

[2] „Cäcilie Piaseczynska“, eine polnische Nationaloper von *Kurpiński*.

aber nicht copiren solle. Jedenfalls geschah dies aber des Artikels wegen, in dem gesagt ist, dass ich viel Originalität besässe.

Uebermorgen bin ich zu *Minasowicz*[1] zum Osterfrühstück geladen; *Kurpiński* wird auch dort sein; ich bin wirklich begierig, wie er sich gegen mich benehmen wird. Du glaubst garnicht, wie liebenswürdig er mich stets begrüsst. Ich habe ihn noch Mittwoch vor acht Tagen im Concert des kleinen *Leśkiewicz* gesehen. Letzterer spielt nicht übel, indessen merkt man ihm doch immer noch den Schüler an. Wie mir scheint, wird er ein besserer Spieler als *Krogulski* werden; ich habe es jedoch noch nicht gewagt, dies Urtheil auszusprechen, wenn ich auch schon öfter dazu aufgefordert worden bin . . . .

Ach, der Briefträger! Ein Brief . . . . von Dir! O, mein Lieber, wie gut bist Du! Es ist kein Wunder, denn ich denke ja auch stets an Dich; Soviel ich aus Deinem Briefe ersehe, ist Dir nur der „Warschauer Kurier“ zu Gesicht gekommen; wenn Du kannst, so lies doch auch den „Polnischen Kurier“ und Nr. 91 der „Warschauer Zeitung.“ Dein Rath ist gut; ich habe deswegen schon einige Einladungen zum Abend abgeschlagen, als wenn ich es geahnt hätte, denn ich denke Deiner fast bei Allem, was ich nur vornehme. Ich weiss nicht, ob es darin liegt, dass ich bei Dir fühlen und empfinden lernte; aber wenn ich etwas componire, so möchte ich gern wissen, ob es Dir gefällt, und ich glaube, dass mein zweites Concert (E-moll) so lange keinen Werth für mich haben wird, bis Du es gehört und für gut befunden hast . . . .

[1] Polnischer Poet, gestorben 1849.

Was mein drittes Auftreten anbetrifft, auf welches man hier rechnet, so wird dies vorläufig noch nicht stattfinden, sondern erst kurz vor meiner Abreise; ich gedenke das neue Concert, welches noch nicht fertig ist, zu spielen, dann auf Verlangen die Fantasie über polnische Lieder und die Variationen, die ich Dir gewidmet habe und auf die ich mit Ungeduld warte, weil die Leipziger Messe bereits begonnen und *Brzezina* jetzt einen grossen Transport Noten erhalten soll. Der Franzose aus Petersburg, welcher mich nach meinem zweiten Concert mit Champagner tractiren wollte und den man für *Field* gehalten, ist ein Schüler des Pariser Conservatoriums und heisst *Dunst*. Er hat mehrere Concerte in Petersburg gegeben, die grossen Anklang gefunden haben, muss also doch aussergewöhnlich gut spielen. Das erscheint Dir gewiss sonderbar: ein Franzose aus Petersburg, der dazu noch einen deutschen Namen hat! A propos, zu den traurigen Neuigkeiten gehört noch die, das *Orlowski*[1] aus meinen Themen Mazurken und Walzer gemacht hat; ich habe ihn aber gebeten, sie nicht drucken zu lassen."

„Warschau, den 17. April 1830.
(Papa's Geburtstag).

Ich fühle mich bei der unerträglichen Sehnsucht schon wohler, wenn ich nur einen Brief von Dir erhalte; gerade heute war mir dieser Trost nothwendiger als je. Ich möchte gern die Gedanken verscheuchen, die mir die Lustigkeit vergiften; aber trotz alledem ist

[1] *Anton Orlowski*, Studiengenosse *Chopins's*, talentvoller Musiker, später Capellmeister in Rouen. Geboren zu Warschau 1811, gestorben 1861.

es mir angenehm, mit ihnen zu tändeln; ich weiss selbst nicht, was mir fehlt . . . . vielleicht werde ich nach Beendigung dieses Briefes ruhiger.

Du erwähnst, dass Du vielleicht kommen wirst; das freut mich sehr, weil ich noch zum Landtag bleiben will. Du weisst gewiss schon aus den Zeitungen, dass derselbe den 28. d. M. eröffnet wird und einen ganzen Monat dauert. Der „Warschauer Kurier“ hat schon die Ankunft von Fräulein *Sonntag* angezeigt. Der Redacteur *Dmuszewski* ist unverbesserlich: er erfindet irgend welche Abenteuer und druckt sie stets mit dem Zusatz: „Aus sicherer Quelle erfahren wir“ etc. etc. Als ich ihm gestern begegnete, erzählte er mir, dass er ein Sonnett an mich in den Kurier aufnehmen wolle. Ich bat ihn um Gotteswillen, diese Dummheit zu unterlassen. „Schon gedruckt!“ erwiderte er mit Lächeln, indem er glaubte, dass ich mich sehr freuen und geehrt fühlen würde. O! diese Freundschaftsdienste! Jetzt werden meine Neider wieder etwas zu schimpfen haben. Was die Mazurken über meine Concertmotive betrifft, so hat die kaufmännische Gewinnsucht das Uebergewicht behalten: man hat sie wirklich veröffentlicht! Ich mag garnicht mehr lesen, was die Menschen jetzt über mich schreiben werden.

Vorige Woche hatte ich die Idee, Dich auf einige Tage zu besuchen; aber es ist nichts daraus geworden, weil mich die begonnene Arbeit davon abhielt; ich muss mich mit aller Macht dazuhalten, dass ich meine Compositionen beendige. Wenn Du während des Landtages in Warschau bist, kommst Du zu meinem Concert — ich habe so eine Ahnung, und wenn ich es nun noch träume, werde ich es ganz fest glauben. Wie oft halte ich die Nacht für den Tag und den Tag

für die Nacht; wie oft lebe ich im Traume und schlafe am Tage, schlimmer als wenn ich schliefe, weil ich immer dasselbe fühle; — und anstatt in dieser Betäubung sowie im Schlafe Erquickung zu finden, quäle und martere ich mich ab, sodass ich nicht recht zu Kräften komme.

Bitte, behalte mich lieb . . . .“

„Warschau, 15. Mai 1830.

Es hat Dich gewiss gewundert, dass Fritz Deinen Brief nicht umgehend beantwortet hat; aber ich vermochte nicht, auf Deine Anfragen sofort Auskunft zu geben, und deshalb schreibe ich erst heute.

Also höre, mein Liebster: *Henriette Sonntag* wird wahrscheinlich im Juni oder vielleicht schon Ende Mai nach Warschau kommen. Ich denke doch, dass Du die Gelegenheit nicht versäumen wirst, sie zu hören. O wie dankbar bin ich ihr dafür! Sie soll jetzt in Danzig sein, und von dort kommt sie zu uns. Es stehen uns hier viele Concerte bevor. Der kleine *Worlitzer,* Pianist des Königs von Preussen, hält sich schon zwei Wochen hier auf. Er spielt sehr schön und ist, da jüdischer Abstammung, von Natur sehr befähigt. Er war bei mir; der Junge ist erst 16 Jahre alt. Einige Sachen, die er bei uns vortrug, spielte er ganz famos. Seine beste Leistung sind die Variationen von *Moscheles* über den Alexander-Marsch. Er spielt sie wahrhaftig excellent. Wenn Du ihn hören solltest, wirst Du mit seiner Art und Weise zu spielen einverstanden sein, obwohl — nur zu Dir gesagt — ihm noch viel fehlt, um den Titel, den er führt (Kammer-Virtuos) zu verdienen. Ausserdem ist noch ein französischer Pianist

hier, Herr *Standt*. Er hatte auch die Absicht, hier ein Concert zu geben, scheint aber neuerdings von dieser Idee abgekommen zu sein. Eine erfreuliche musikalische Kunde ist die, dass Herr *Blahetka*, Vater der Pianistin aus Wien, mir geschrieben hat, er würde hierherkommen, falls ich ihm rathen könnte, zur Zeit des Landtages einige Concerte zu veranstalten. Ich befinde mich da in einer fatalen Lage: der Mann will Geld machen, und wenn durch Zufall seine Hoffnung nicht in Erfüllung gehen sollte, wird er auf mich böse sein. Ich habe ihm sofort geantwortet, dass ich schon oft gefragt worden sei, ob er nicht einmal hierher käme, und dass viele Musikliebhaber und Musiker gern seine Tochter hören möchten; aber ich habe ihm auch nicht verschwiegen, dass die *Sonntag* hier sei, dass *Lipiński* kommt, dass wir nur ein Theater haben, und dass sich die Kosten eines Concerts auf mindestens hundert Thaler belaufen. Jetzt kann er nicht sagen, dass ich ihn über die hiesigen Verhältnisse nicht genügend instruirt hätte! Es ist leicht möglich, dass er kommt; ich würde mich freuen, und für seine Tochter thun, was in meiner Macht steht, ihr einen vollen Saal zu verschaffen. Gern würde ich auch mit ihr auf zwei Flügeln spielen, denn Du glaubst garnicht, wie liebenswürdig sich dieser Deutsche meiner in Wien angenommen hat.

Wann ich meine Reise antreten werde, weiss ich noch nicht. In den heissen Monaten werde ich wahrscheinlich noch hier sein. Die italienische Oper beginnt in Wien erst im September; ich habe keinen Grund zur Eile. Das Rondo zu dem neuen Concert ist noch immer nicht fertig, da mir die richtige, begeisterte Stimmung dafür bis jetzt noch gefehlt. Habe ich nur

erst das Allegro und das Adagio ganz beendet, so bin ich ohne Sorgen wegen des Finale. Das Adagio ist in E-dur, in romantischer, ruhiger, theilweise melancholischer Stimmung gehalten. Es soll den Eindruck machen als ob der Blick auf einer liebgewordenen Landschaft ruht, die schöne Erinnerungen in unserer Seele wachruft, z. B. in einer schönen, vom Mondlicht durchleuchteten Frühlingsnacht. Ich habe dazu Violinen mit Sordinen als Begleitung geschrieben. Ob sich das gut ausnehmen wird? Nun — die Zeit wird's ja lehren!

Schreibe mir also, wann Du nach Warschau kommst; denn es würde mir noch schrecklicher sein, als das erste Mal, wenn ich ohne Dich mein Concert geben müsste. Du weisst garnicht, wie lieb ich Dich habe; wenn ich es Dir nur beweisen könnte! Was würde ich nicht darum geben, könnte ich Dich wieder einmal so recht herzlich umarmen!"

„Warschau, den 5. Juni 1830.

Mein Lieber!

Du hast nun schon fünf Concerte von Fräulein *Sonntag* versäumt! Aber wenn es wahr ist, dass Du den 13. kommst, kannst Du sie doch noch einige Male hören. Der 13. scheint ein Sonntag zu sein; Du wirst gerade eintreffen, wenn ich zu Hause das Allegro des zweiten Concerts probiren werde. Ich benutze nämlich die Zeit, wo Fräulein *Sonntag* abwesend sein wird; sie hat mir mit ihren schönen Lippen gesagt, dass sie auf Einladung des Königs von Preussen nach Fischbach reist, von dort aber wieder zu uns zurückkehren wird.

Ich kann Dir nicht beschreiben, welch' grosses Vergnügen mir die nähere Bekanntschaft dieser „Gott-

gesandten“ (wie sie einige Enthusiasten mit Recht nennen) gemacht hat. Fürst *Anton Radziwill* hat mich ihr vorgestellt, wofür ich ihm herzlich dankbar bin. Von ihrem achttägigen Aufenthalt bei uns profitirte ich leider wenig, und ich habe gesehen, wie sie mit langweiligen Besuchen von Senatoren, Woiewoden, Kastellanen, Ministern, Generälen und Adjütanten belästigt wurde, welche nur dasassen und in ihre Augen stierten, während sie von ganz gleichgültigen Dingen sprachen. Sie empfängt diese Alle sehr freundlich, weil sie von Herzen so gut ist, dass sie gegen Niemand unliebenswürdig sein kann. Gestern musste sie sich, als sie den Hut aufsetzen wollte, um in eine Probe zu fahren, factisch in ihrem Zimmer einschliessen, weil der Diener im Vorsaal die grosse Zahl der sich anmeldenden Personen nicht abwehren konnte. Ich wäre nicht zu ihr gegangen, hätte sie mich nicht holen lassen, weil mich *Radziwill* gebeten hatte, einen Gesang, den er für sie arrangirt, niederzuschreiben. Es sind Variationen über ein ukrainisches Volkslied (Dumka). Das Thema und Finale sind schön, aber der Mittelsatz gefällt mir nicht (und dem Fräulein *Sonntag* noch weniger); ich habe ihn zwar etwas geändert, aber er taugt noch immer nichts. Ich bin froh, dass sie nach dem heutigen Concert abreist, weil ich dann diese Sorge los bin, und unterdessen kommt *Radziwill* zum Schluss des Landtages, und verzichtet vielleicht auf seine Variationen.

Fräulein *Sonntag* ist nicht schön, aber im höchsten Grade fesselnd; sie bezaubert Alle mit ihrer Stimme, die zwar nicht sehr gross, aber prachtvoll ausgebildet ist. Ihr diminuendo ist das non plus ultra, was man hören kann; ihr portamento wunderschön, ihre

chromatische Tonleiter hauptsächlich nach der Höhe zu unerreicht. Sie hat uns eine Arie von *Mercadante* vorgesungen: sehr, sehr schön; die Variationen von *Rode,* besonders die letzten Rouladen, mehr wie vorzüglich. Die Variationen über ein Schweizer-Thema haben so gefallen, dass sie sich entschliessen musste, nachdem sie für den Beifall mehrere Male gedankt, dieselben da capo zu singen. Aehnlich erging es ihr gestern mit der letzten Variation von *Rode.* Ferner hat sie auch die Cavatine aus dem „Barbier", sowie einige Arien aus der „diebischen Elster" und dem „Freischütz" vorgetragen; nun, Du wirst Dich ja selbst überzeugen, welcher Unterschied zwischen dieser Leistung und denjenigen ist, die man bis jetzt hier gehört hat. Ich war einmal bei ihr, als *Soliva* mit den Fräuleins *Gładkowska* und *Wołków* kam, die ihr sein Duett vorsingen mussten, welches mit den Worten „barbara sorte" schliesst; Du erinnerst Dich dessen wohl? Fräulein *Sonntag* äusserte sich gegen mich im Vertrauen dahin, dass beide Stimmen ganz schön, aber schon etwas ausgeschrieen seien, und dass die Damen ihre Gesangsmethode ganz ändern müssten, wenn sie nicht riskiren wollten, binnen zwei Jahren die Stimme vollkommen zu verlieren. In meiner Gegenwart sagte sie zu Fräulein *Wołków,* dass sie viel Leichtigkeit und Geschmack besässe, aber „une voix trop aigue" hätte. Beide lud sie auf's Freundlichste ein, sie doch häufiger zu besuchen, indem sie versprach, Alles aufzubieten, um ihnen ihre eigene Gesangsmanier zu zeigen und beizubringen. Das ist doch eine ganz ungewöhnliche Höflichkeit! Ja, ich glaube sogar, es ist eine so grosse Coquetterie, dass es auf mich den Eindruck der Natürlichkeit und einer gewissen Naivetät machte; denn

man kann doch kaum glauben, dass ein Mensch so natürlich sein kann, wenn er nicht alle Ressourcen der Coquetterie kennt. Im Négligé ist Fräulein *Sonntag* hundertmal schöner und angenehmer, als im Galakleid des Abends; indessen sind Die, welche sie Morgens nicht gesehen, auch im Concert von ihrer schönen Erscheinung entzückt. Wenn sie zurückkommt, wird sie bis zum 22. d. M. Concerte geben; dann gedenkt sie nach Petersburg zu gehen, was ich von ihr selbst weiss. Deshalb beeile Dich, mein Lieber, und komme sofort, damit Du nicht mehr als die fünf Concerte, die sie schon gegeben, versäumst.

Man spricht viel davon, dass die *Pasta* kommen und beide Künstlerinnen zusammen singen werden; es hält sich hier auch eine Französin, Fräulein *Belleville,* auf, welche sehr schön Clavier spielt: sehr leicht, sehr elegant und zehnmal besser, als *Worlitzer;* künftigen Mittwoch giebt sie ein Concert. Sie nahm an der berühmten „Soirée musicale" bei Hofe Theil, in welcher Fräulein *Sonntag* sang; *Worlitzer* hat auch dort gespielt, hat aber nicht sehr gefallen, was ich von *Kurpiński* weiss, der Fräulein *Sonntag* am Clavier accompagnirte. Viele wunderten sich darüber, dass ich nicht zum Spielen eingeladen war, aber ich war darüber nicht erstaunt . . . .

Aber noch etwas über Fräulein *Sonntag.* Sie hat in ihrem Vortrag manche ganz neue broderie, mit der sie grossen Effect macht, aber nicht so wie *Paganini.* Vielleicht hat es darin seinen Grund, dass es eine kleinere Art ist. Es scheint, als ob sie den Duft eines frischen Blumenbouquets auf das Parterre haucht und ihre eigene Stimme bald liebkost, bald mit ihr scherzt; aber selten rührt sie bis zu Thränen. *Radziwiłł* meint

dagegen, dass sie die letzte Scene der Desdemona im „Othello“ so spielt und singt, dass Niemand im Stande ist, die Thränen zurückzuhalten. Heute früh bat ich sie, ob sie uns nicht einmal diese Scene im Costüm vorsingen will (sie soll eine vorzügliche Schauspielerin sein); sie antwortete mir, es sei wahr, dass sie oft Thränen in den Augen der Zuschauer gesehen, aber das Spielen auf der Bühne griffe sie an, und sie hätte sich vorgenommen, so selten wie irgend möglich auf der Bühne aufzutreten. Komm nur hierher, um von Deinen ländlichen Sorgen auszuruhen; Fräulein *Sonntag* wird Dir etwas vorsingen, und Du wirst zum Leben erwachen, Du wirst neue Kräfte zu Deiner Arbeit sammeln. Schade, dass ich statt dieses Briefes mich nicht selbst schicken kann . . . .

Fräulein *Belleville* hat meine gedruckten Variationen in Wien gespielt; eine davon kann sie auswendig. Fräulein *Sonntag* singt heute etwas aus „Semiramis“. Ihre Concerte sind kurz; sie singt in denselben meist vier Nummern, dazwischen spielt nur das Orchester. In der That muss man nach ihrem Gesang ausruhen, so grossen Eindruck macht derselbe, so interessirt sie als Künstlerin!“

„Warschau, 21. August 1830.

Das ist der zweite Brief, den ich an Dich schreibe. Du wirst das kaum für möglich halten, und doch ist es, wie Du siehst, wahr.

Von Euch glücklich nach Warschau zurückgekehrt, schrieb ich gleich an Dich; aber weil die Eltern in Żelazowa Wola beim Grafen *Skarbek* verweilten, musste ich natürlich auch dorthin, und vergass in der Eile den Brief auf die Post zu geben.

Es giebt jedoch nichts Schlimmes in der Welt, das nicht auch zu Etwas gut ist. Vielleicht werde ich Dich mit dem heutigen Briefe nicht so sehr langweilen, als mit dem vorigen, wo ich, erst von Dir zurückgekehrt, beständig das Bild Deines ländlichen Stilllebens vor Augen hatte. Ich muss offen gestehen, dass ich mit grossem Vergnügen daran zurückdenke; ich empfinde immer eine gewisse Sehnsucht nach Deinem schönen Landsitze. Die Trauerweide kommt mir nicht aus dem Sinn; jene Arbaleta! o ich erinnere mich ihrer so gern! Nun, Du hast mich so viel mit ihr geneckt, dass ich dadurch für alle meine Sünden bestraft bin. Lass Dir erzählen, was ich, seit ich von Dir fort bin, gethan habe, und was über meine Abreise festgesetzt ist.

Vor Allem interessirte mich die Oper „Agnese“ von *Paër*, weil Fräulein *Gladkowska* darin zum ersten Male auftrat. Sie nimmt sich auf der Bühne besser aus, als im Salon. Ihr ausgezeichnetes, tragisches Spiel lässt nichts zu wünschen übrig, und auch ihr Gesang ist bis auf das hohe Fis und G ganz vortrefflich. Sie nüancirt wundervoll, und wenn die Stimme auch anfangs vor Aufregung etwas vibrirte, so sang sie doch später sicher und ruhig. Die Oper war gekürzt, vielleicht ist sie mir deshalb nicht so langweilig vorgekommen. Die Harfenromanze, welche Fräulein *Gladkowska* im zweiten Act sang, ward sehr schön ausgeführt. Ich war ganz entzückt! Nach dem Schluss der Oper wurde Fräulein *G.* hervorgerufen und mit nicht endenwollendem Beifall überschüttet.[1]

1 Fräulein *Gladkowska* war die Verwirklichung von *Friedrich Chopin*'s Ideal. Der Gedanke an sie ist durch alle Compositionen

In acht Tagen tritt in der Rolle der Fiorilla in der Oper „Il Turco in Italia“ Fräulein *Wolków*[1] auf, die dem Publicum gewiss mehr gefallen wird, weil die Oper „Agnese“ sehr viele Gegner hat, die selbst nicht wissen, weshalb sie die Musik tadeln. Ich will nicht bestreiten, dass *Soliva* etwas Besseres für die *Gładkowska* hätte wählen können; vielleicht wäre die „Vestalin“ günstiger gewesen, aber die „Agnese“ ist auch schön; die Musik hat viele Vorzüge, welche von der jungen Debutantin vortrefflich zur Geltung gebracht wurden.

Und was werde ich nun thun?

Nächsten Monat reise ich ab; zuerst muss ich noch mein Concert probiren, denn das Rondo ist nun fertig.“

„Warschau, den 31. August 1830.

Es war die höchste Zeit, dass Dein Brief eintraf, denn nachdem ich ihn erhalten, habe ich sofort den Katarrh verloren. Möchten doch meine Schreiben dieselbe Wunderkraft ausüben!

Ich sitze noch immer hier, und es zieht mich wahrlich nicht ins Ausland. Im nächsten Monat aber gehe ich ganz bestimmt fort. Freilich nur, um meinem Berufe und meiner Vernunft zu folgen, um die es sehr schlecht bestellt sein müsste, wenn sie nicht stark

gewebt, welche er in jener Zeit schrieb. Von ihr schwärmend, dichtete er das Adagio des E-moll-Concerts; sie benahm ihm die Lust, Warschau zu verlassen, sie erfüllte ganz die Seele des zwanzigjährigen, leidenschaftlichen Jünglings. — *Constantia Gładkowska*, Schülerin *Soliva's*, heirathete 1832 und verliess zum grössten Bedauern aller Kunstkenner die Bühne.

[1] Fräulein *Wolków*, Mitschülerin der *Gładkowska*, verliess, als sie sich 1836 verheirathete, gleichfalls das Nationaltheater.

genug wäre, alle anderen Neigungen in mir zum Schweigen zu bringen.

In dieser Woche muss ich das ganze E-moll-Concert mit Quartettbegleitung probiren, um mich damit vertraut zu machen, denn sonst würde, wie *Elsner* sagt, die erste Orchesterprobe nicht gut von Stapel laufen. Das Trio habe ich am vorigen Sonntag versucht und war, vielleicht weil ich es lange nicht gehört hatte, mit mir selbst zufrieden. „Ein glücklicher Mensch", wirst Du sagen, nicht wahr? Etwas ist mir dabei aufgefallen, und zwar, dass man statt der Violine besser die Viola verwenden könnte, denn bei der Violine dominirt am meisten die Quinte, während in meinem Trio diese fast gar nicht gebraucht wird. Die Viola würde, glaube ich, zum Violoncell in richtigerem Verhältniss stehen. Dann ist das Trio druckfertig. So viel von mir; jetzt noch Einiges über die andern Musikanten. *Soliva* führte vorigen Sonnabend seine zweite Schülerin, Fräulein *Wołków,* ins Treffen, die mit ihrer natürlichen Grazie, ihrem guten Spiele, sowie mit ihren schönen Augen und Perlenzähnchen das ganze Haus bezauberte. Sie war auf der Bühne so reizend, wie keine von unsern Schauspielerinnen; aber im ersten Acte konnte ich ihre Stimme beinahe nicht wieder erkennen, so aufgeregt war sie. Fräulein *Wołków* spielte aber so vortrefflich, dass Niemand in ihr eine Debutantin vermuthet hätte. Ungeachtet des riesigen Beifalls und der Hervorrufe streifte sie ihre Befangenheit erst im zweiten Acte ab, wo sich ihre Stimme vollständig entwickelte, jedoch immer noch nicht so, wie in der Probe und in der vorgestrigen Vorstellung. An Stimmmitteln wird die *Wołków* von Fräulein *Gładkowska* weit übertroffen. Hätte ich die Erstere nicht

selbst gehört, so würde ich nicht geglaubt haben, dass zwischen beiden Sängerinnen ein so grosser Unterschied ist. *Ernemann* theilt unsere Ansicht, dass so leicht keine Sängerin der *Gladkowska* gleichzustellen ist, besonders in Bezug auf glockenreine Intonation und die ächte Gefühlswärme, welche erst auf der Bühne zum Durchbruch kommt und die Hörer hinreisst. Die *Wolkow* machte mehrmals kleine Fehler, während die *Gladkowska* nicht das kleinste zweifelhafte Nötchen hören liess, obgleich sie erst zweimal in der „Agnese" aufgetreten ist.

Als ich vorgestern beide Sängerinnen sah und ihnen Deine Complimente brachte, waren sie sichtlich erfreut und trugen mir auf, Dir ihren Dank zu sagen. Der Empfang, den die *Wolkow* erhielt, war wärmer als der, welcher der *Gladkowska* zu Theil wurde, was *Soliva* nicht lieb zu sein schien, denn er sagte mir gestern, er wünsche nicht, dass die *Wolkow* mehr gefiele, als deren Mitschülerin. Ich glaube, dass ein grosser Theil des Beifalls *Rossini* zugeschrieben werden muss, dessen Musik auf unser Publicum (welches noch dazu von der Schönheit des jungen Mädchens bezaubert wurde) mehr wirkt, als das tragische Element, der Schmerz der unglücklichen Tochter in *Paër's* Oper.

Die *Gladkowska* soll binnen Kurzem in der „diebischen Elster" auftreten; aber diese Kürze wird so lange dauern, bis ich schon über alle Berge sein werde. Vielleicht bist Du zu dieser Zeit in Warschau und theilst mir Deine Meinung über die Leistung der vortrefflichen Sängerin mit. Ihre dritte Rolle soll die Vestalin sein."

Warschau, ich glaube den
4. September 1830.

Ich sage Dir, ich habe immer tollere Einfälle. Ich sitze noch hier — und kann mich nicht entschliessen, den Tag meiner Abreise definitiv festzustellen. Mir ahnt immer, als verliesse ich Warschau, um nie wieder nach Hause zurückzukehren; ich trage die Ueberzeugung in mir, dass ich meiner Heimath für immer Lebewohl sage. O wie traurig muss es sein, wo anders, und nicht da, wo man geboren ist, zu sterben! Wie würde es mir schwer fallen, statt der mir so theuren Gesichter meiner Anverwandten einen gleichgültigen Arzt und einen bezahlten Diener an meinem Sterbebett zu sehen! Glaube mir, lieber Titus, ich käme manchmal gern zu Dir, um dort Ruhe für mein beklommenes Herz zu suchen; aber da das nicht möglich ist, so eile ich oft, ohne zu wissen weshalb, auf die Strasse. Aber auch dort wird meine Sehnsucht durch nichts gestillt oder abgelenkt: ich kehre wieder nach Hause zurück, um mich . . . . von Neuem namenlos zu sehnen . . . .

Ich habe mein Concert noch nicht probirt; jedenfalls will ich vor Michaeli alle meine Schätze zurücklassen.[1] In Wien werde ich zu ewigem Seufzen und Schmachten verdammt sein! Das kommt davon, wenn man kein freies Herz mehr hat! Du kennst diese unbeschreibliche Macht so gut; erkläre mir doch das eigenthümliche Gefühl des Menschen, dass er vom kommenden Tag stets Besseres erwartet, als ihm der verflossene bescheert hat? „Sei nicht so thöricht," das ist die ganze Antwort, die ich mir geben kann; wenn Du eine bessere weisst, so sage sie mir, bitte, bitte . . . .

[1] Anspielung auf seine Neigung zu Fräulein *Gladkowska*.

Meine Pläne für den Winter sind folgende: In Wien gedenke ich zwei Monate zu bleiben, dann nach Italien zu gehen und, wenn es nicht anders sein kann, den Winter in Mailand zuzubringen. *Soliva* dirigirt jetzt immer die Opern, in denen seine Schülerinnen auftreten; mit der Zeit wird er, glaube ich, *Kurpiński* aus dem Sattel heben; er hat schon einen Fuss im Bügel und wird von einem bärtigen Cavalleristen unterstützt. [1]

Heute endige ich den Brief mit nichts, ja mit noch weniger als nichts, d. h. mit dem, was ich bereits geschrieben habe; es ist schon $^1/_2$12 Uhr und ich sitze noch hier im tiefsten Négligé, während *Mariolka* sicherlich schon auf mich wartet, um mit mir zu *C.* zum Diner zu gehen; dann habe ich *Magnuszewski* versprochen, ihn zu besuchen. Ich würde also vor 4 Uhr nicht dazu kommen, diese Zeilen zu vollenden, und das leere Papier ärgert mich. Ich will mich aber nicht unnöthig aufregen, denn sonst würde ich wieder kein Ende finden und schliesslich gar noch *Mariolka* verfehlen. Wie Du weisst, erweise ich mich gern gegen die Menschen gefällig und dankbar, von deren Wohlwollen ich überzeugt bin. Ich bin nach meiner Rückkehr noch nicht bei ihr gewesen und muss Dir ganz offen gestehen, dass ich oft die Ursache meines Kummers auf sie schiebe; es kommt mir vor, als ob die Leute diese Auffassung mit mir theilen, und das gewährt mir wenigstens eine gewisse äussere Genugthuung. Der Vater lächelt dazu; aber wenn er Alles wüsste, würde er vielleicht weinen. Ich bin scheinbar auch ganz vergnügt, während mein Herz . . . .

[1] Hiermit ist der General *Rożniecki*, damaliger Präses des Nationaltheaters in Warschau, gemeint.

Heute über vier Wochen wirst Du, mein Lieber, keinen Brief aus Warschau von mir erhalten; vielleicht auch nicht von einem andern Ort, — vielleicht wirst Du so lange nichts von mir hören, bis wir uns wiedersehen. Alles, was ich Dir jetzt schreiben kann, ist ja dummes Zeug; nur der Gedanke. Warschau zu verlassen . . . .

Warte nur: Dir wird's dereinst auch nicht besser gehen! Der Mensch ist nicht immer glücklich: manchmal sind ihm nur wenige Augenblicke des Glücks in diesem Leben beschieden: also warum sich dieser Schwärmerei entziehen, die nicht lange dauern kann? So wie ich einerseits den Verkehr mit der Aussenwelt für eine heilige Pflicht erachte, so halte ich es andererseits für eine teuflische Erfindung, und es wäre besser, wenn die Menschen . . . . aber es ist genug . . . . Die Zeit vergeht, ich muss mich waschen . . . . küsse mich jetzt nicht . . . . aber Du würdest mich ja doch nicht küssen, selbst wenn ich mich mit byzantinischen Oelen einsalbte — es sei denn, dass ich Dich mit magnetischen Mitteln dazu zwänge!

Lebe wohl!"

„Warschau, den 18. September 1830.

Ich weiss nicht, weshalb ich eigentlich noch immer hier bin; aber mir ist hier so wonnig zu Muth, und die Eltern sind damit ganz einverstanden. Ich habe vorigen Mittwoch mein Concert mit Quartettbegleitung probirt, war aber nicht recht damit zufrieden. Diejenigen, welche der Probe beigewohnt, sagen, dass das Finale der gelungenste Satz sei (wahrscheinlich, weil

es leicht verständlich ist!). Wie es sich nun mit vollem Orchester ausnehmen wird, kann ich Dir erst nächste Woche schreiben, da ich es Mittwoch zum ersten Male in dieser Fassung spielen werde. Morgen will ich noch eine Probe mit dem Quartett halten, dann fahre ich nach — wohin? es zieht mich eigentlich nirgends hin. In Warschau gedenke ich aber jedenfalls nicht zu bleiben. Wenn Du etwa den Verdacht hast, dass mich hier etwas Theures fesselt, so irrst Du Dich, wie Viele. Ich versichere Dir, dass ich gern jedwedes Opfer zu bringen bereit wäre, wenn es sich nur um mein eigenes Ich handelte und ich — obwohl ich verliebt bin — noch einige Jahre länger diese unglückseligen Gefühle in meinem Innern verborgen halten müsste.

Ich möchte nicht mit Dir zusammen reisen, denn auf den Augenblick, in welchem wir uns zum ersten Male im Auslande treffen und umarmen werden, freue ich mich von ganzem Herzen; er wird für mich werthvoller sein, als tausend einförmige, mit Dir auf der Reise zusammen verlebte Tage.

Ich beabsichtige eine Polonaise mit Orchester zu schreiben; zunächst habe ich sie aber nur im Kopfe skizzirt. Wann sie das Licht der Welt erblicken wird, weiss ich noch nicht. Die „Wiener Zeitung" enthielt eine gute Kritik über meine Variationen, kurz aber üppig, und dazu so philosophisch gehalten, dass sie fast unmöglich zu übersetzen ist. Zum Schlusse heisst es darin, dass dieses Werk ausser dem äusserlichen Schmuck einen bedeutenden inneren Werth hat, der nicht der Mode unterworfen sei, sondern ewig bleiben wird. Das ist doch gewiss ein schönes Compliment, für welches ich mich bei dem Herrn Recensenten, so-

bald ich ihn sehe, bedanken werde. Ich habe mich über diesen Artikel, der nichts Uebertriebenes enthält, herzlich gefreut, weil man mir darin meine Selbstständigkeit zugesteht. Wenn Du es nicht wärest, so würde ich mich nicht so offen aussprechen; aber da wir uns so nahe stehen, so darf ich mich schon einmal selbst loben, wie es die Kaufleute mit ihren Waaren zu thun pflegen.

Heute wird das neue Ballet, zu welchem *Orłowski* die Musik geschrieben, zum ersten Male gegeben. Man spricht viel von den Eigenthümlichkeiten desselben; staunenerregend sollen die dazu erfundenen Maschinerien sein.

Gestern war ich bei dem dicken *C* . . . . . zum Namenstag; ich habe das Quintett von *Spohr* für Clavier, Clarinette, Fagott, Waldhorn und Flöte[1] gespielt. Wunderschön, aber nicht so recht claviermässig. Alles, was *Spohr* für Piano geschrieben hat, ist sehr schwer, und manchmal kann man in der That keinen Fingersatz für seine Passagen ausfindig machen.

Das Quintett sollte um sieben Uhr beginnen; wir haben aber erst um elf angefangen. Du bist gewiss erstaunt, dass ich nicht eingeschlafen bin! Das hatte indessen seinen guten Grund: es war nämlich unter den Gästen ein sehr schönes Fräulein, die mich lebhaft an mein Ideal erinnerte. Stelle Dir vor: bis drei Uhr Nachts bin ich dort geblieben!

Ich sollte schon heute über acht Tage mit der Krakauer Diligence nach Wien fahren, aber schliesslich habe ich diese Idee aufgegeben, — Du verstehst mich, warum! Du kannst fest überzeugt sein, dass ich kein

[1] Dies ist genau die von *Chopin* angegebene Reihenfolge.

Egoist bin, sondern, so wie ich Dich liebe, auch gern für andere Menschen irgend welches Opfer bringe. Für die Menschen, sage ich; aber nicht etwa für den äusseren Schein, denn die öffentliche Meinung, die viel bei uns gilt, mich aber wahrhaftig nicht beeinflusst, nennt es z. B. schon ein Unglück, wenn man einen zerrissenen Rock oder abgeschabten Hut trägt, und dergleichen mehr. Wenn meine Carrière verfehlt sein und ich vielleicht eines schönen Tages nichts zu essen haben sollte, so musst Du mich als Schreiber in Poturzyn[1] anstellen. Ich werde dort in einer Stallwohnung ebenso glücklich sein, als vorigen Sommer in Deinem Schloss. So lange ich frisch und gesund bin, will ich gern mein ganzes Leben hindurch arbeiten. Ich habe öfter darüber nachgedacht, ob ich wirklich faul bin, oder ob ich mehr arbeiten könnte, ohne meine körperlichen Kräfte zu überanstrengen. Ohne Scherz, ich habe mich überzeugt, dass ich noch nicht der grösste Faullenzer bin, und dass ich doppelt so viel als jetzt zu arbeiten im Stande bin, wenn es die Nothwendigkeit erfordert.

Es kommt häufig vor, dass Jemand, der die einmal über ihn gefasste Meinung verbessern will, sie verschlimmert: aber ich denke, dass ich sie bei Dir weder verbessern noch verschlechtern kann, selbst wenn ich mich ab und zu selbst lobe. Die Sympathie, die ich für Dich habe, zwingt auch Dein Herz zu denselben sympathischen Gefühlen mir gegenüber. Du bist nicht Herr Deiner Gedanken, aber ich beherrsche die meinigen: wenn ich mir einmal einen solchen in den Kopf

[1] So heisst die Besitzung des Herrn *Wojciechowski*, die er heut noch bewohnt.

gesetzt habe, so lasse ich ihn mir nicht nehmen, ebensowenig als die Bäume sich ihres grünen Schmuckes, der ihnen den Reiz der Lebensfrische verleiht, berauben lassen. Bei mir wird's auch im Winter grün sein, d. h. nur im Kopf; aber — Gott steh' mir bei — im Herzen die grösste Gluth, da braucht man sich nicht zu wundern, wenn auch die Vegetation so üppig ist. Genug . . . . . Dein auf immer . . . . . Jetzt merke ich erst, dass ich zu viel Unsinn geschwatzt habe. Du siehst, dass der gestern erhaltene Eindruck noch nicht erloschen ist, dass ich nicht ausgeschlafen, dass ich noch müde bin, weil ich viel Mazurka getanzt habe!

Deine Briefe umschlinge ich mit einem Bändchen, das mir einst mein Ideal geschenkt. Es freut mich, dass sich zwei leblose Dinge, Briefe und Band, so gut vertragen; wahrscheinlich, weil, wenn sie sich auch nicht kennen, sie doch fühlen, dass sie beide von für mich theurer Hand herrühren."

„Warschau, den 22. September 1830.

Ich muss Dir heut zunächst erklären, wie es zusammenhängt, dass ich noch hier bin. Mein Vater hat vor vierzehn Tagen meine Abreise nicht gewünscht, und zwar deshalb, weil in ganz Deutschland Unruhen herrschen; in den Rheinprovinzen, Darmstadt, Braunschweig, Cassel und Sachsen, wo der neue König den Thron bereits bestiegen hat. Man hörte auch schon bei uns, dass in Wien Tausende von Menschen über die Mehlangelegenheit unruhig waren; was sie mit dem Mehl eigentlich wollten, weiss ich nicht; dass sie sich aber über diesen Punkt stritten, ist sicher. In Tyrol ist's auch unruhig. In Italien kocht es bis zum Siede-

punkt und man erwartet jeden Moment von dort wichtige Nachrichten. Ich habe mich noch nicht um einen Pass bemüht, aber man glaubt, dass ich einen solchen nur nach Oesterreich oder Preussen erhalten würde; an Italien und Frankreich ist nicht zu denken, und ich weiss, dass Einigen überhaupt jedweder Pass verweigert worden ist. Ich werde wahrscheinlich in einigen Wochen über Krakau nach Wien gehen, denn dort hat man sich meiner wieder erinnert, und — man muss das Eisen schmieden, so lange es glühend ist!

Gestern ist *P.* bei mir gewesen; morgen früh reist er zeitig ab, und da ich heute mit dem ganzen Orchester (ausser Trompeten und Pauken) mein zweites Concert probire, so habe ich ihn dazu eingeladen, um Dir eine Freude zu machen. Er mag Dir berichten, wie und was es ist. Ich weiss, dass Dich in dieser Beziehung die kleinsten Einzelheiten interessiren. Ich bedauere sehr, dass Du nicht hier bist; *Kurpiński, Soliva* und die auserwählteste musikalische Welt wird zugegen sein; indessen habe ich zur musikalischen Urtheilsfähigkeit derselben — *Elsner* natürlich ausgenommen — nicht viel Vertrauen.

Begierig bin ich übrigens, wie der Capellmeister den Italiener, *Czapek* den *Kessler, Philippeus* den *Dobrzyński, Molsdorf* den *Kaczyński, Ledoux* den *Soltyk* und Herr *P.* uns Alle ansehen wird.[1] Es ist noch nicht vorgekommen, dass man alle diese Herren an einem Orte versammelt hätte; mir allein wird dies gelingen, und ich thue es nur der Curiosität halber!

Ich bedaure sehr, dass ich an einem solchen Tage

[1] *Molsdorf* und *Kaczyński* Cellisten); *Ledoux* und Graf *Soltyk* (Geiger) waren vortreffliche Dilettanten in Warschau.

schreiben muss, wo ich meine Gedanken nicht recht beisammen haben kann. Wenn ich über mich nachdenke, so werde ich traurig gestimmt und könnte fast den Verstand verlieren; wenn ich in Gedanken versunken bin — was bei mir nicht selten vorkommt —, so können mich die Pferde zertreten, was mir vorgestern beinahe auf der Strasse passirt wäre, ohne dass ich es bemerkte. In der Kirche von einem Blicke meines Ideals getroffen, in einem Moment angenehmer Erstarrung, bin ich sofort auf die Strasse gelaufen und gebrauchte beinahe $^1/_4$ Stunde, ehe ich wieder zum vollen Bewusstsein kommen konnte; ich bin mitunter so verrückt, dass ich vor mir selbst erschrecke.

Ich möchte Dir gern einige unbedeutende Sachen schicken, die ich eben erst componirt habe; aber ich weiss nicht, ob ich heute dazu kommen werde, sie abzuschreiben.

Ich bitte Dich herzlich um Entschuldigung wegen meines heutigen flüchtigen Briefes; ich muss noch schnell zu *Elsner* laufen, um mich zu versichern, dass er zur Probe kommt. Dann muss ich auch noch die Pulte und die Sordinen besorgen, die ich gestern total vergessen habe; ohne diese wäre das Adagio gänzlich bedeutungslos und sein Erfolg zweifelhaft. Das Rondo ist effectvoll, das erste Allegro kräftig.

Verdammte Eigenliebe! Und wenn Jemand daran schuld ist, dass ich eingebildet bin, so bist Du es, Egoist; wer mit einem solchen Menschen umgeht, wird selbst so! Aber in einem Punkte bin ich Dir noch unähnlich: ich kann nämlich nie einen schnellen Entschluss fassen; ich habe indessen den festen Willen und die heimliche Absicht, Sonnabend über acht Tage, ohne pardon, trotz aller Lamentos, des Weinens und Klagens, wirk-

lich abzureisen. Die Noten im Koffer, das bewusste Bändchen auf dem Herzen, die Seele mit Besorgniss erfüllt: und so geht's in den Postwagen.

Sicherlich werden überall in der Stadt die Thränen stromweise fliessen: vom Kopernikus bis zur Quelle, von der Bank bis zur Säule König Sigismund's; aber ich werde kalt und gefühllos wie ein Stein sein und alle Menschen, die solchen herzzerreisenden Abschied von mir nehmen wollen, auslachen! . . . ."

„Warschau, den 5. October 1830.

Ich sehnte mich schon sehr nach einem Briefe von Dir, der mich in Etwas beruhigt hat; Du kannst Dir kaum vorstellen, wie ungeduldig mich hier Alles macht und langweilt in Folge einer inneren Erschütterung, gegen die ich nicht ankämpfen kann. Nach der Orchesterprobe meines zweiten Concertes wurde beschlossen, dass ich damit Montag, am 11. d. M. im Theater auftreten sollte. Obwohl mir dies einerseits nicht ganz recht ist, so bin ich doch andererseits neugierig, welche Wirkung diese Composition auf das Publicum ausüben wird. Ich hoffe, dass das Rondo im Allgemeinen einen guten Eindruck machen wird; denn bei diesem Satze sagte mir *Solira*: „il vous fait beaucoup d'honneur", *Kurpiński* wollte darin Originalität entdecken und *Elsner* einen besonders pikanten Rhythmus. Um jedoch ein im wahren Sinne des Wortes schönes Concert zu veranstalten und die unglücklichen Clarinetten- und Fagott-Solonummern zu vermeiden, werden die Damen *Gladkowska* und *Wolków* einige Gesangsvorträge übernehmen. Von Ouverturen lasse ich weder die zu „Leszek noch zu „Lodoiska" sondern die zu „Wilhelm Tell" spielen.

Was ich für Noth hatte, ehe ich für die Damen die Erlaubniss bekam, dass sie singen dürfen, kannst Du Dir kaum vorstellen. Der Italiener gestattete es ganz gern, aber ich musste mich noch höher versteigen: bis zum Minister *Mostowski*, welcher schliesslich auch einwilligte, denn es ist ihm doch Alles gleich. Was sie singen werden, weiss ich noch nicht; doch sagte mir *Soliva*, dass zu einer von den Arien Chor nöthig sei.

Acht Tage nach dem Concert bin ich sicherlich nicht mehr in Warschau. Mein Koffer ist schon gekauft, die ganze Ausstattung fertig, die Partituren corrigirt, die Taschentücher gesäumt, die neue Hose und der neue Frack probirt u. s. w. Nur noch Abschiednehmen, und das ist — das Schrecklichste!"

„Warschau, den 12. October 1830.

Mein Lieber!

Das gestrige Concert ist vollständig gelungen; ich beeile mich, Dir dies mitzutheilen. Ich habe mich nicht im Geringsten geängstigt und spielte, als ob ich zu Hause wäre. Der Saal war überfüllt. Die Symphonie von *Görner* eröffnete den Reigen; dann spielte ich das erste Allegro aus dem E-moll-Concert, welches ich wie leicht hingerollt auf dem *Streicher*'schen Flügel vortrug. Rauschender Applaus ertönte dafür. *Soliva* war sehr zufrieden: er dirigirte seine Arie mit Chor, von Fräulein *Wolków* sehr gut vorgetragen. In ihrem hellblauen Gewande sah sie aus wie eine Fee. Auf diese Arie folgte mein Adagio und Rondo und hierauf die übliche Pause. Kenner und Musikfreunde kamen

zu mir auf die Bühne, um mir über mein Spiel die schmeichelhaftesten Complimente zu machen.

Der zweite Theil begann mit der Tell-Ouverture. *Solica* dirigirte ausgezeichnet, und der Eindruck, den sie hervorbrachte, war mächtig und nachhaltig. Der Italiener war wirklich gegen mich so liebenswürdig, dass ich ihm stets dafür dankbar sein muss. Er dirigirte nachher die Cavatine aus „La Donna del lago" welche Fräulein *Gladkowska* sang. Sie trug ein weisses Kleid und Rosen im Haar und war reizend schön. So wie diesen Abend hatte sie (die Arie in „Agnese" ausgenommen) noch nie gesungen! „O! quanto lagrime per te versai", das *„tutto detesto"* bis zum untern *h* kam so herrlich zu Gehör, dass *Zielinski* erklärte, dieses *h* allein sei tausend Ducaten werth.

Nachdem ich die Dame von der Bühne heruntergeführt, spielte ich meine Phantasie über die polnischen Lieder. Diesmal habe ich mich selbst verstanden, das Orchester verstand mich, und das Parterre verstand uns. Am Schluss machte der letzte Mazur grossen Effect und ich wurde stürmisch gerufen, so dass ich mich viermal bedanken musste. Ich that dies, glaube mir, gestern Abend mit gewisser Grazie, denn *Brandt* hatte mir's ordentlich beigebracht. Wenn *Solica* meine Partituren nicht nach Hause genommen hätte, um sie zu corrigiren, und wenn er nicht, sobald ich durchgehen wollte, mich durch seine Direction zurückgehalten hätte, so weiss ich nicht, was daraus geworden wäre. Er wusste uns alle so prächtig im Zaume zu halten, dass ich noch niemals so ruhig mit Orchester gespielt habe. Der *Streicher*'sche Flügel soll sehr gut gefallen haben, aber noch mehr Fräulein *Wolków*.

Ich denke an garnichts mehr, als an das Einpacken der Sachen. Sonnabend oder Mittwoch gehe ich in die weite Welt.

Wie immer

in treuer Liebe

Friedrich."

So gab denn auch dieses letzte Concert Veranlassung zu den günstigsten und wärmsten Urtheilen über *Chopin*. Alle damals in Warschau erscheinenden Zeitschriften waren seines Lobes voll. Man verglich ihn mit den hervorragendsten Virtuosen in Europa und prophezeite ihm die glänzendste Zukunft, indem man sagte, dass Polen dereinst auf seinen grossen Pianisten und Componisten mit gerechtem Stolze blicken werde etc. etc.

Der traurige, im Leben eines jungen Künstlers so wichtige Tag — der Tag der Trennung vom Vaterhause — kam heran. Friedrich sollte von dem, was ihm das Theuerste war, Heimath, Eltern und Geschwister, auf lange Zeit scheiden und auch von jener holden jungen Künstlerin, welcher er in idealer, schwärmerischer Liebe ergeben war. Am zweiten November 1830 sagte er den geliebten, ihn segnenden Eltern Lebewohl und umarmte mit feuchten Augen seine zärtlichen Schwestern. Ein Kreis von Freunden, mit dem sich auch der ehrwürdige *Elsner* verband, begleitete Friedrich nach Wola (das erste Dorf hinter Warschau), wo die Schüler des Conservatoriums den Reisenden erwarteten und eine von *Elsner* eigens zu diesem Tage componirte Cantate sangen. Bei dem

Festmahle, welches man dort Friedrich zu Ehren veranstaltet hatte, wurde ihm ein kunstvoll gearbeiteter silberner Becher überreicht, der bis an den Rand mit heimathlicher Erde gefüllt war.

Beim Anblick dieses schönen und sinnreichen Geschenkes verschleierten Thränen innigster Rührung das strahlende Künstlerauge Friedrich's. „Mögest Du, wo immer Du wandern und weilen magst, nie Dein Vaterland vergessen, niemals aufhören, es mit warmem, treuem Herzen zu lieben", sprach der Freund, welcher ihm den Pokal im Namen Aller widmete. „Gedenke Polens, gedenke Deiner Freunde, die Dich mit Stolz ihren Landsmann nennen, die Grosses von Dir erwarten, deren Wünsche und Gebete Dich begleiten!"

Noch einmal drückte der junge Künstler Jedem die Hand, dann wandte er sich der Ferne zu. Italien, das Land des bis in unsere Zeit noch glänzenden Ruhmes, das Land der Liebe, die Wiege der Künste, war das Hauptreiseziel *Chopin's*. In der Heimath der grossen Meister, wo aus jedem Munde süsse Melodien tönen, gedachte er sich in der Ausübung seiner Kunst zu vervollkommnen, und sich neue Gedanken zu seinen Tonschöpfungen anzueignen. Vor ihm lag die bunte, weite, ihm noch wenig bekannte Welt, aber seine Reisegefährten waren: das Bewusstsein redlichen Strebens und die grüne, blühende Hoffnung! Dass er nun fern von der Heimath auch viele Stunden durchlebte, in denen ihn die Sehnsucht nach seinen Lieben quälte, ist natürlich; denn er gehörte nicht zu den oberflächlichen leichtlebigen Naturen, die schnell vergessen, was sie nicht vor Augen haben. Mit Innigkeit dachte er stets an seine Eltern und Schwestern, mit

aller leidenschaftlichen Gluth, deren ein poetisches Gemüth fähig ist, an seine von ihm angebetete *Constantia Gladkowska.* In seinem Ohr klang beständig ihre süsse Stimme, in seinen Träumen sah er ihre von Thränen verschleierten Augen, und der Ring, den sie ihm beim Abschied selbst an seinen Finger geschoben hatte, war ihm das theuerste Kleinod. Ach! er sollte weder die Geliebte jemals besitzen, noch Italien, das Land seiner Sehnsucht kennen lernen!

Siebentes Kapitel.

Chopin's Aufenthalt in Breslau, Dresden, Prag, Wien, München und Stuttgart. Das Zerstörungswerk in Warschau.

In Kalisz, wo Friedrich mit seinem Freunde *Titus Woyciechowski* zusammentraf, um mit diesem weiterzureisen, war er der Gast eines liebenswürdigen Arztes, Doctor *Helbich*. In Breslau machten die Freunde Halt, und von hier aus schrieb *Chopin* wie folgt:

„Breslau, Dienstag, den 9. November 1830.

Meine vielgeliebten Eltern und Schwestern!

Sehr bequem und bei hellem, freundlichem Herbstwetter sind wir am Sonnabend Abend um 6 Uhr hier angelangt. Wir wohnen im Gasthofe „zur goldenen Gans" und gingen, nachdem wir Toilette gemacht und uns etwas gestärkt hatten, gleich in das Theater, wo der „Alpenkönig" von *Raimund* aufgeführt wurde. Ihr werdet dieses Stück später auch sehen. Das

Publicum bewunderte die Decorationen; wir hatten weniger Ursache dazu. Die Darsteller fand ich ziemlich gut. Vorgestern wurde hier „Maurer und Schlosser" gegeben, aber nicht besonders gut. Heute will ich mir das „unterbrochene Opferfest" anhören; ich bin recht gespannt, wie es ausfallen wird. Es fehlt hier an tüchtigen Sängern, aber das Theater ist auch sehr billig; der Platz im Parterre kostet nur zwei polnische Gulden. Diesmal gefällt mir Breslau viel besser, als früher.

Den Brief an *Sowiński* gab ich ab, habe ihn jedoch kaum einmal gesehen, denn als er uns seinen Besuch machen wollte, waren wir leider nicht zu Hause. Wir befanden uns nämlich gerade in der hiesigen Ressource, wo ich auf Einladung des Capellmeister *Schnabel* der Probe des am Abend stattfindenden Concerts beigewohnt habe. Man veranstaltet deren drei in der Woche. Ich fand, wie das ja oft bei Proben der Fall ist, ein sehr schwach besetztes Orchester, sowie ein Clavier und einen gewissen Referendar *Hellwig*, der sich zum Vortrag des Es-dur-Concerts von *Moscheles* vorbereiten wollte. Bevor dieser Herr sich an das Instrument setzte, bat mich *Schnabel*, der mich seit vier Jahren nicht gehört, das Piano zu probiren. Ich konnte ihm diese Bitte nicht abschlagen, setzte mich also nieder und spielte einige Variationen. *Schnabel* überschüttete mich mit Lobes- und Freuden-Bezeugungen; Herr *Hellwig* wurde dadurch etwas ängstlich, und man drang lebhaft in mich, ihn am Abend zu remplaciren. Zuletzt legte *Schnabel* sein einflussreiches Wort in die Wagschale und bat mich so herzlich, dass ich es nicht über mich gewinnen konnte, dem lieben Alten diesen Wunsch zu versagen. Er ist ein grosser

Freund des Herrn *Elsner*, was für mich viel bedeutet; ich sagte aber *Schnabel* sogleich, dass ich nur seinetwegen spiele, da ich seit einigen Wochen kein Instrument angerührt hätte, es auch gar nicht in meinem Plane läge, mich in Breslau hören zu lassen. Der Alte erwiederte mir, dass er davon überzeugt sei: dennoch habe er mich schon gestern, als er mich in der Kirche erblickt, darum bitten wollen, habe es nur nicht gewagt u. s. w. u. s. w.

Was konnte ich thun? Ich fuhr also mit seinem Sohne nach meinem Hôtel, um Noten zu holen, und spielte Romanze und Rondo aus dem zweiten Concerte. Während der Probe bewunderten die Deutschen mein Spiel. „Was für einen leichten Anschlag hat er", hörte ich sie flüstern; aber über die Composition vernahm ich keine Sylbe. Titus, der sein Ohr überall hat und dessen Interesse für mich stets rege ist, hörte sogar von einem Herrn die Bemerkung: „Dieser junge Mann kann allerdings spielen, aber nicht componiren."

Erzählen muss ich Euch noch, dass ich gestern an der Table d'hôte mit einem mir gegenübersitzenden Herrn von liebenswürdigem Aeussern bekannt geworden bin. Im Laufe des Gespräches erfuhr ich, dass derselbe — sein Name ist *Scharff* — mit *Scholtz* in Warschau gut bekannt und sehr befreundet mit den Herren ist, an die ich Empfehlungsbriefe abzugeben hatte. Dieser Herr *Scharff* ist ausserordentlich artig und zuvorkommend gegen Titus und mich. Er führte uns in ganz Breslau herum, fuhr mit uns in die Umgegend der Stadt, schrieb uns als Gäste in der Ressource ein und besorgte uns Fremdenkarten zu dem gestrigen Concerte, die er uns noch vor der Probe zuschickte. Wie mag sich dieser freundliche Herr und der andere,

der die Karten besorgt hatte, gewundert haben, als sie in dem Fremden schliesslich die Hauptperson des musikalischen Abends erblickten!

Ausser dem Vortrag des Rondo improvisirte ich den Kennern zu Liebe über ein Thema aus: „Die Stumme von Portici". Zum Schlusse wurde eine Ouverture gespielt und dann getanzt. *Schnabel* wollte mir durchaus ein feines Abendessen auftischen lassen, aber ich nahm nur eine Tasse Bouillon an. Natürlich habe ich auch mit dem ersten Organisten Breslau's, Herrn *Köhler*, Bekanntschaft gemacht; er versprach mir seine Orgel zu zeigen; ferner lernte ich einen Baron *Nesse* oder *Neisse* kennen[1], der famos geigen soll und ein Schüler von *Spohr* ist. Ein anderer hier lebender Musiker, ein Herr *Hesse*[2], machte mir auch Complimente: aber ausser *Schnabel*, aus dessen Antlitz die wahre Freude strahlte und der mich alle Augenblicke auf die Schulter klopfte, wusste keiner von den anderen Deutschen so recht, was er aus mir machen sollte.

Titus hatte seine Freude am Beobachten. Weil ich noch keinen Ruf habe, so war man nicht mit sich im Klaren, ob man mich loben oder tadeln sollte. Die Musikkenner wussten nicht recht, ob die Composition wirklich gut sei oder nur so schien. Ein Herr kam

[1] Baron *von Nuss* (nicht Neisse), eine in der musikalischen Welt damals sehr bekannte Persönlichkeit.

[2] *Adolf Friedrich Hesse*, geb. zu Breslau 1809, gest. daselbst 1863, war einer der bedeutendsten Organisten und Componisten für die Orgel. Er war ein Schüler von *Köhler* und später dessen Nachfolger. *Hesse* machte sich durch grosse Kunstreisen später einen glänzenden Ruf. 1844 wurde er nach Paris eingeladen, die grosse Orgel in der Kirche St. Eustache einzuweihen.

auf mich zu und lobte die Form als etwas ganz Neues. Ich weiss seinen Namen nicht, glaube aber, dass er unter allen Hörern derjenige ist, der mich am besten verstanden hat.

Schnabel stellte mir mit der grössten Liebenswürdigkeit einen Wagen zur Verfügung; aber wir gingen, als gegen 10 Uhr der Tanz begann, still nach Hause. Ich freue mich wirklich, dass ich dem lieben Alten eine Freude bereiten konnte. Nach dem Concert stellte mich *Schnabel* einer Dame vor, welche für die erste Pianistin Breslau's gilt. Sie dankte mir sehr für „die schöne Ueberraschung", wie sie sich ausdrückte, und bedauerte ausserordentlich, dass ich mich nicht entschliessen wolle, öffentlich aufzutreten. Der Referendar tröstete sich und sang die Arie des Figaro aus dem „Barbier von Sevilla", aber — sehr mittelmässig.

Ueber *Elsner* wurde gestern sehr viel gesprochen, und seine Echo-Variationen für Orchester erhielten viel Lob. Ich sagte, wenn sie seine Krönungsmesse gehört hätten, würden sie erst beurtheilen können, welch ein Componist *Elsner* ist.

Morgen um zwei Uhr reisen wir nach Dresden. Ich küsse und umarme Euch. Den Herren *Elsner*, *Zywny*, *Matuszyński*, *Kolberg*, *Marylski* und *Witwicki* meine freundschaftlichen Grüsse.

Euer

Friedrich."

„Dresden, den 14. November 1830.

Bisher fand ich kaum einen Augenblick, um Euch einige Worte zu schreiben. Ich kehre soeben von

einem polnischen Diner zurück, d. h. aus einer Tischgesellschaft, die aus lauter Polen bestand. Ich habe mich fortgeschlichen, um Euch schreiben zu können, denn die Post geht um sieben Uhr ab, und ich möchte noch sehr gern im Theater die „Stumme von Portici“ sehen.

Von Breslau schieden wir ungern; die nähere Bekanntschaft mit den Herren, an welche uns *Scholtz* Briefe gegeben hatte, machte uns den Aufenthalt in der Hauptstadt Schlesiens sehr angenehm.

Mein erster Besuch in Dresden war bei Fräulein *Pechwell*. Sie spielte Freitag hier in einer musikalischen Soirée bei Hofrath *Kreyssig* und vermittelte für mich den Eintritt zu dieser Gesellschaft. Für denselben Abend war im Theater die „Stumme“ angesetzt; die Wahl wurde mir schwer; allein, da man gegen Damen stets artig sein muss, so entschied ich mich für die Soirée. Ein zweiter wichtiger Grund, der mich zu dieser Wahl bestimmte, war die Nachricht, dass auch Signora *Palazzesi*, die erste Sängerin an der hiesigen italienischen Oper, diesen Abend zu hören sein würde. Nachdem ich mit vieler Sorgfalt Toilette gemacht, liess ich mir eine Porte-Chaise holen, setzte mich in diesen merkwürdigen, aber bequemen Kasten hinein und liess mich von den costumirten Chaisenträgern bis in das Haus tragen, wo diese musikalische Abendunterhaltung stattfand. Der jugendliche Muthwille überkam mich; ich hatte grosse Lust, den Boden der Porte-Chaise einzustampfen, unterliess aber schliesslich diesen Unsinn.

Im Hause des Dr. *Kreyssig* angelangt, liess ich mich bei Fräulein *Pechwell* anmelden, worauf der Herr vom Hause erschien, mich mit vielen Complimenten

empfing und in einen Saal führte, in dem an acht grossen Tischen eine Menge Damen sassen. Das Funkeln von Brillanten fiel mir nicht in die Augen, dagegen flimmerten im bescheideneren Glanze eine Menge von stählernen Stricknadeln, die sich unaufhörlich in den fleissigen Händen dieser Damen bewegten. Die Zahl der Damen und Stricknadeln war so gross, dass, wenn sie einen Aufstand gegen die anwesenden Herren beabsichtigt hätten, die Letzteren jedenfalls in eine üble Lage gekommen sein würden. Sie hätten höchstens ihre Brillen als Waffen gebrauchen können, denn an Augengläsern fehlte es ebenso wenig wie an Kahlköpfen. Das Klirren der Stricknadeln und der Theetassen wurde plötzlich von der Musik, welche aus dem anstossenden Saale ertönte, unterbrochen.

Zuerst wurde die Ouverture zu „Fra Diavolo“ gespielt; hierauf sang Signora *Palazzesi* mit glockenreiner, herrlicher Stimme und grosser Bravour. Ich liess mich der Sängerin vorstellen und lernte bei dieser Gelegenheit auch Herrn Musikdirector *Rastrelli* kennen, der sie begleitet hatte. Mit ächt künstlerischer Liebenswürdigkeit machte *Rastrelli* mich mit Signor *Rubini*, dem Bruder des berühmten Tenoristen, bekannt, welcher mir mit vieler Zuvorkommenheit einen Brief an den Letzteren versprach. Mehr brauche ich für Mailand nicht. *Rubini* war auch so freundlich, mich gestern in die katholische Kirche zu führen, wo eine Messe von *Morlacchi* (der hier erster Hofcapellmeister ist) aufgeführt wurde. Dieser feine und liebenswürdige Mann besann sich sogleich auf mich, wies mir einen Platz neben sich an und unterhielt sich lange mit mir. Ich hörte in dieser Vesper die beiden berühmten neapolitanischen Sopranisten *Sassaroli* und *Tarquinio*; die

obligate Violine spielte der hiesige Concertmeister, der unvergleichliche *Rolla*, an den ich eine Empfehlungskarte von *Solica* erhalten hatte.

Rolla begrüsste mich mit grosser Liebenswürdigkeit und sagte mir, dass er mir einen Brief an seinen Vater, den Director der Oper in Mailand, geben wolle. Ich hatte mich, nachdem ich an jenem musikalischen Abend noch Fräulein *Pechwell* Clavierspielen gehört, heimlich fortgeschlichen, um in die Oper zu gehen; doch kam ich erst, als der fünfte Act begann, enthalte mich also jedes Urtheils. Heute Abend werde ich sie ganz hören.

Als ich zur Dresdner Besuchszeit zu *Klengel* wollte, traf ich ihn vor seinem Hause; er erkannte mich sogleich und empfing mich mit einer wahrhaft herzlichen Artigkeit. Ich schätze ihn sehr hoch. *Klengel* fragte mich nach meiner Wohnung und bat mich, ihn morgen früh zu besuchen, weil er jetzt nicht mit mir umkehren könne. Er rieth mir, öffentlich aufzutreten, aber ich habe ihm auf das Freundlichste erwiedert, dass ich dazu nicht lange genug in Dresden bleiben würde. Ich glaube, Dresden kann mir weder viel Ruf noch viel Geld einbringen, und ich habe keine Zeit zu verlieren.

Der General *Kniaziewicz*, den ich bei Frau *von Pruszak* gesehen, redete ebenfalls von einem Concerte, meinte aber auch, dass ich wahrscheinlich keine grosse Einnahme haben würde.

Gestern hörte ich „Tancred", kann aber im Ganzen die Aufführung nicht loben. Das Solo, welches *Rolla* wundervoll spielte, und der Gesang des Fräulein *von Hähnel* vom Wiener Hofoperntheater, welche den Tancred sang, mussten für das Mangelhafte der

sonstigen Aufführung entschädigen. Der König, umgeben von seinem Hofstaat, wohnte der Aufführung bei; ebenfalls denselben Morgen dem Gottesdienste in der Kirche, wo eine Messe vom Baron *Miltitz* unter Direction von *Morlacchi* zu Gehör kam. Die Stimmen der Herren *Sassaroli*, *Muschetti*, *Babnigg* und *Zezi* klangen herrlich. Die Composition konnte ich nicht originell finden, aber gut gearbeitet; die königlichen Kammermusiker *Dotzauer* und *Kummer*, berühmte Violoncellisten, führten ihre Soli sehr schön aus.

Ausser meinem lieben *Klengel*, dem ich sicher morgen etwas vorspielen werde, kenne ich keinen bedeutenden Künstler näher. Mit *Klengel* unterhalte ich mich gern, denn von ihm kann man etwas lernen.

Das grüne Gewölbe habe ich früher gesehen, dieses eine Mal ist genug für mich: aber die Gemäldegalerie habe ich mit grossem Interesse wieder besucht: lebte ich hier, ich würde alle Wochen hingehen, denn es giebt da Bilder, bei deren Anblick ich Musik zu hören meine. Lebt wohl für heute.

Euer

Friedrich."

„Prag, den 21. November 1830.

In Dresden ist mir die Woche dahingeschwunden, dass ich es kaum bemerkte. Des Morgens verliess ich in bester Stimmung mein Hôtel und kehrte erst zur Nacht dahin zurück. Nachdem mich *Klengel* als Musiker näher kennen gelernt, d. h. nachdem ich ihm mein Concert vorgetragen hatte, äusserte er, dass er durch mein Spiel lebhaft an *Field* erinnert worden sei,

dass ich eine ganz eigenthümliche Art des Anschlags habe, und obgleich er vorher schon viel über mich gehört, hätte er doch nicht gedacht, dass ich ein solcher Virtuos sei, als welchen er mich jetzt betrachten müsse! Ich sah — und warum sollte ich es leugnen? — mit Freuden, dass ihm diese Complimente von Herzen kamen, und er bewies es mir auch durch die That, dass er etwas von mir hält: denn kaum hatte ich ihn verlassen, so ging er zu *Morlacchi* und zum Geheimrath *von Lüttichau*, der Generaldirector der königlichen Schauspiele ist, um sich zu erkundigen, ob ich, wenn ich binnen vier Tagen, die ich noch in Dresden verweilen wollte, ein Concert geben könne, ohne durch zu umständliche Vorbereitungen belästigt zu werden. *Klengel* hat mir später versichert, dass er dies nicht für mich, sondern für Dresden gethan habe, ja, dass er mich zu einem Concerte zwingen möchte.

Den nächsten Morgen besuchte er mich und erzählte mir, dass er alle Schritte selbst gethan habe, dass aber vor nächstem Sonntag (und es war Mittwoch) kein Abend disponibel sei. Für Freitag war bereits die erste Aufführung von „Fra Diavolo" angesetzt; für Sonnabend „La donna del lago" von *Rossini*, in italienischer Sprache.

Ich habe *Klengel* herzlich willkommen geheissen, denn ich habe ihn in Wahrheit so lieb, als ob ich ihn seit meiner frühesten Jugend kenne. Er zeigte auch für mich lebhafte Sympathie, bat mich um die Partitur meiner Concerte und nahm mich mit in die Soirée bei Frau *Niesiołowska*; an diesem Abend wurde ich auch bei der Frau *Szczerbinin* empfangen; aber ich hatte mich so lange bei Frau *Niesiołowska* auf-

gehalten, dass die eingeladene Gesellschaft nicht mehr anwesend war, als ich in den Salon trat. Ich wurde dafür den nächsten Tag zum Diner gebeten. Den Nachmittag ging ich zur Gräfin *Dobrzycka*, der Oberhofmeisterin der Prinzessin Augusta, die mich zu sich invitirt hatte. Die Gräfin feierte ihren Geburtstag, und kaum hatte ich ihr meine Glückwünsche dargebracht, als zwei sächsische Prinzessinnen eintraten, nämlich Prinzessin Augusta, einzige Tochter des letztverstorbenen Königs Friedrich August, der den Beinamen „der Gerechte" hat, und Prinzessin Maximilian, Schwägerin des jetzt regierenden Königs, eine noch junge, liebenswürdige Dame, geborene Prinzessin von Lucca. Ich habe in Gegenwart dieser Damen gespielt, worauf mir Briefe nach Italien versprochen wurden; Beweis, dass ihnen mein Spiel gefallen haben muss.

In Wahrheit wurden mir auch schon am andern Tage zwei Briefe in das Hôtel geschickt; die übrigen will mir Frau Gräfin *Dobrzycka* nach Wien zukommen lassen, ich musste ihr meine dortige Wohnung angeben. Die Briefe sind an die Königin beider Sicilien in Neapel und an die Fürstin *Ulasino* in Rom adressirt. Auch an die regierende Herzogin von Lucca und an die Vicekönigin von Mailand wurden mir Empfehlungsschreiben zugesagt, die ich durch *Kraszewski's* freundliche Besorgung erhalten soll. *Klengel* gab mir ebenfalls einen Brief nach Wien, wohin er später selbst zu kommen gedenkt. Bei der Frau *Niesiołowska* brachte er mein Wohl mit Champagner aus. Die Frau vom Hause neckte mich viel und wollte mich durchaus „*Szopski*" nennen.

Rolla ist ein vorzüglicher Geiger; das muss Jeder sagen, der etwas vom Violinspiel versteht.

Lebt wohl bis auf Weiteres aus Wien, wo wir Dienstag früh um neun Uhr einzutreffen hoffen. Dem General *Kniaziewicz* habe ich sehr gefallen; er sagte mir, dass noch kein Pianist einen so angenehmen Eindruck auf ihn gemacht hätte, und ich schreibe Euch dies, weil ich weiss, dass es Euch Freude macht.

Euer

Friedrich."

„Wien, den 1. December 1830.

Recht innig, meine Theuersten, habe ich mich über Euern Brief gefreut, den ersten, den ich seit vier Wochen, also seit ich von Euch getrennt bin, erhalten. Mein Appetit stieg gleich um hundert Procent. „Der wilde Mann" — so heisst nämlich die vorzügliche Restauration, in welcher ich zu Mittag speise — hat für die vortrefflich zubereiteten Strudel einen Gulden und einige Kreuzer bekommen; was wollt Ihr mehr?

Die Freude war allgemein, denn auch Titus hatte Briefe von den Seinigen empfangen. *Celiński* danke ich für den beigelegten Zettel; er versetzte mich lebhaft in die Zeit, wo ich noch in Eurer Mitte war; es war mir zu Muthe, als sässe ich am Clavier und *Celiński* stünde mir gegenüber, auf Herrn *Zywny* schauend, der soeben *Linowski* mit einer Prise tractirte. Es fehlt nur noch *Matuszyński*, um die Gruppe vollständig zu machen. Hat er noch das Fieber?

In Wien giebt es viele reizende Mädchen, das muss ich zugestehen!

Von *Haslinger* wurde ich sehr freundlich aufgenommen; aber trotzdem wollte er weder die Sonate, noch die zweiten Variationen drucken; indessen er soll

dafür schon büssen! Von ihm erfuhr ich auch, dass Fräulein *Blahetka* mit ihren Eltern in Stuttgart ist, und dass sie diesen Winter vielleicht garnicht zurückkehren.

Ich habe mit Titus zusammen eine Wohnung in einer der Hauptstrassen, nämlich auf dem Kohlmarkt, gemiethet. Für die drei eleganten Zimmer in der dritten Etage zahlen wir Beide fünfzig Gulden für den Monat, was man hier billig findet. Ein englischer Admiral bewohnt jetzt noch dieselbe, aber er zieht heute noch aus. Admiral! Und ich empfange Admiration.[1] So verliert also die Wohnung nichts, um soviel weniger, als die Eigenthümerin derselben eine schöne, verwittwete Baronin, die noch ziemlich jung und — wie sie erzählte — lange Zeit in Polen gewesen ist und von mir schon in Warschau gehört hat. Sie kennt die Familie *Skarzyński*, bewegt sich in der vornehmen Welt und fragte den Titus, ob er nicht eine schöne junge Dame Namens *Rembielińska* kennt. Diese charmante, verständige Dame giebt der Wohnung schon einen Werth, um so mehr, da sie die Polen liebt; weniger hold ist sie den Oesterreichern, denn sie ist eine Preussin.

Sobald wir einziehen werden, schickt uns der Pianofortefabrikant *Graff* ein Instrument. Als ich Freund *Würfel* besuchte, sprach er sogleich vom Arrangement eines Concertes. Er ist ein merkwürdiger Mann: obgleich so krank, dass er nicht ausgehen kann, giebt er doch in seiner Wohnung Stunden. Er speit Blut, was ihn sehr geschwächt hat, und redet doch von einem Concert. Der arme, leidende Mann sagt mir,

[1] NB. Zeigt aber diesen Brief nicht, damit man mich nicht für eitel hält. (*Chopin's* eigene Anmerkung.)

dass die hiesigen Zeitungen über mein F-moll-Concert enthusiastisch geschrieben hätten, woran ich nicht im Entferntesten gedacht hatte. Ich werde also hier ein Concert geben; aber wann, wo, wie und was? das weiss ich noch nicht!

Die Luftveränderung hat mir eine geschwollene Nase gebracht, weshalb ich mich weder im russischen Gesandtschaftshôtel, noch der Frau Gräfin *Rzewuska* vorstellen konnte, bei welcher die ganze haute volée verkehrt. Diese Dame wohnt neben *Hussarzewski's*, bei denen ich ungeachtet meiner Nase schon einige Mal war. Sie theilt *Würfel's* Ansicht, welcher mir abräth, ohne Honorar zu spielen. Dr. *Malfatti*[1] hat mich so herzlich wie einen Verwandten empfangen. Als er meinen Namen auf der Visitenkarte gelesen hatte, eilte er auf mich zu, umarmte mich und sagte, dass der Herr *Wladislaw Ostrowski* schon an ihn über mich geschrieben hätte, und dass er, wenn er mir nur in irgend etwas behilflich sein könnte, Alles für mich thun würde. Er sagte mir ferner, dass er mich der Frau *Tatyszczew*, Gemahlin des kaiserlich russischen Gesandten, vorstellen und mir die nöthigen Bekanntschaften vermitteln wolle; leider habe der Hof wegen des Todes des Königs von Neapel Trauer, allein was möglich sei, würde er thun. *Malfatti* versprach mir auch, mich mit dem Baron *Dunoi* bekannt zu machen, welcher Vorstand des hiesigen musikalischen Vereins ist, und dieser wird wohl die nützlichste Persönlichkeit für mich sein.

Eine zweite ebenfalls sehr angenehme Bekannt-

[1] *Malfatti*, k. k. Leibarzt und seiner Zeit ein sehr berühmter Mediciner.

schaft brachte mir ein Empfehlungsbrief *Klengel's* an Herrn *Mittag*, der sich sehr lebhaft für mich interessirt und viel Einfluss zu haben scheint.

Czerny, bei dem ich auch schon gewesen bin, war wie stets (und gegen Jeden) sehr höflich und fragte: „Hat fleissig studirt?“ Er hat wieder eine Ouverture für acht Claviere und sechzehn Personen arrangirt und scheint darüber sehr glücklich zu sein! Ausser *Czerny* habe ich diesmal noch keinen hiesigen Pianisten gesehen.

Bei Frau *Weyberheim*, Schwester der Frau *Wolf*, war ich schon zweimal. Morgen bin ich dort zur Soirée eingeladen, „en petit cercle des amateurs.“ Nachher will ich einen Besuch bei der Gräfin *Rosalie Rzewuska* abstatten, die zwischen 9 und 10 Uhr empfängt. Sie ist durch *Hussarzewski* schon davon benachrichtigt; dort soll ich die berühmte Frau *Cibini*[1] kennen lernen, für welche *Moscheles* eine vierhändige Sonate geschrieben hat.

Vorgestern war ich im Comptoir bei *Stametz* und wurde mit meinen Briefen so empfangen, wie einer, der wegen Geld kommt. Er hat mir einen Zettel überreicht, der mich zur Empfangnahme der Aufenthaltskarte bei der Polizei auffordert und — basta. Aber es wird vielleicht später anders.

Gestern war ich bei Banquier *Geymüller*, wo Titus seine 6000 polnische Gulden zu erheben hat. Herr *Geymüller* sagte, nachdem er meinen Namen gelesen hatte, ohne von dem Briefe an ihn weiter Notiz zu

[1] Frau *Cibini* war eine Tochter von *Leopold Kozeluch*, der nach *Mozart's* Tode k. k. Hofcomponist wurde. Sie selbst spielte vorzüglich Clavier, war später erste Kammerfrau der Kaiserin Anna Maria, pflegte den Kaiser Ferdinand in seiner schweren Krankheit und starb, als treue Dienerin von dem kaiserlichen Paare hochgeschätzt, auf dem Hradschin 1860.

nehmen, es sei ihm sehr angenehm, einen Künstler von meiner Bedeutung kennen zu lernen; aber er könne mir nicht rathen, hier zu concertiren, indem es hier sehr viel gute Pianisten gäbe und man einen grossen Ruf haben müsse, um Geld zu machen. Schliesslich machte er noch die Bemerkung: „Ich kann Ihnen in Nichts helfen, denn die Zeiten sind zu schlecht!“

Diese erbauliche Predigt musste ich mit weit aufgesperrten Augen anhören. Als er mit derselben zu Ende war, entgegnete ich, dass ich überhaupt noch nicht sicher sei, ob es sich lohnen würde, hier öffentlich aufzutreten, da ich noch bei keiner einflussreichen Persönlichkeit gewesen, ja nicht einmal beim russischen Gesandten, an den ich einen Brief vom Grossfürsten Constantin habe u. s. w. Jetzt setzte Monsieur *Geymüller* plötzlich eine andere Miene auf; ich empfahl mich aber mit dem Bedauern, dass ich ihm einige Minuten von seiner kostbaren Zeit geraubt hätte, und dachte: „Warte Du . . . . . Jude!“

Beim Capellmeister *Lachner* war ich noch nicht, da es mir hier an Platz fehlt, Gegenbesuche empfangen zu können.

Von „Stadt London,“ wo wir eine grosse Rechnung zu bezahlen hatten, zogen wir in das „goldene Lamm“ in die Leopoldstrasse und wohnen hier bis jetzt in der Hoffnung, dass der Engländer die Wohnung der Baronin heute verlassen wird. „Sind wir nur erst in unseren eigenen vier Pfählen, so wollen wir einen aristokratischen Ton einführen,“ so sagt Titus, der mich durchaus zu einem übermüthigen Patron machen will. „Dann,“ fährt er fort, „wollen wir Besuche empfangen, musiciren, über Concerte sprechen, aber nicht ohne Honorar spielen!“

Bei Madame *Raszek*, Frau *von Elkan*, bei *Rothschild's*, in der Familie *Vogt*, sowie bei einigen anderen interessanten Persönlichkeiten war ich auch noch nicht. Heute gehe ich in das Gesandtschaftshôtel, wo ich den Baron *Meindorf* zu sehen hoffe, nach dem ich, wie *Hussarzewski* rieth, zuerst fragen soll, denn Baron *Meindorf* wird mir sagen, wann ich mich Herrn *Tatyszczew* am besten vorstellen kann. Von dem Gelde, welches ich von dem Banquier vorgestern erhielt, habe ich noch nichts angerührt; ich werde damit recht sparsam umgehen. Ungern thue ich es, aber ich muss Euch doch bitten, dass Ihr mir, beste Eltern, Ende dieses Monats noch etwas zu der Reise nach Italien schicken möchtet, d. h. nur für den Fall, dass meine Concerte schlecht ausfallen sollten.

Das Theater kostet mich am meisten; aber das bedauere ich nicht, denn Fräulein *Heinefetter* und Herr *Wild* singen fast alle Abende und sind über alle Beschreibung vortrefflich. In dieser Woche habe ich drei ganz neue Opern gehört: gestern „Fra Diavolo", vor drei Tagen „Titus" und heute „Wilhelm Tell." Ich ziehe die „Stumme von Portici" freilich „Fra Diavolo" vor.

Orlowski finde ich nicht beneidenswerth, weil er *Lafont* begleiten muss. Sollte wohl die Zeit kommen, wo *Lafont* mich begleiten würde? Klingt diese Frage arrogant? Aber so Gott will, kann dies dereinst geschehen.

Nidecki gedenkt den ganzen Winter hier zu bleiben.

Diese ganze Woche habe ich nichts weiter gethan, als meine Nase gepflegt, die Oper und *Graff* besucht, indem ich alle Tage Nachmittags spielte, um meine steifgewordenen Finger wieder etwas in Gang zu bringen.

Gestern habe ich *Graff* meinen Collegen *Nidecki* vorgestellt. In der That, ich weiss nicht, wie mir diese Woche verflossen ist, und noch immer habe ich keinen bestimmten Schritt zu einem Concerte gethan.

A propos rathet Ihr mir das F-moll Concert zu spielen, oder lieber das E-moll? *Würfel* behauptet, dass mein F-moll Concert schöner sei, als das in As-dur von *Hummel*, welches soeben bei *Haslinger* erschienen ist. Herr *Haslinger* ist schlau, indem er mich höflich, aber auf listige, feine Weise dazu bewegen will, ihm meine Compositionen gratis zu überlassen.

Klengel wundert sich, dass er mir für die Variationen kein Honorar gegeben hat.

Vielleicht denkt er, dass, wenn er meine Compositionen etwas en bagatelle behandelt, ich froh bin, wenn sie nur gedruckt werden; aber mit dem gratis ist es bei mir vorbei; jetzt heisst es „bezahle, Bestie!"

Graff rieth mir, ich solle doch den landständischen Saal, wo die Spirituel-Concerte abgehalten werden, weil derselbe das schönste und günstigste Local, für mein Concert wählen.

Dazu muss ich aber erst die Erlaubniss des Grafen *Dietrichstein* einholen, was mir durch *Malfatti* freilich nicht schwer fallen wird.

Gesund bin ich wie ein Löwe, und die Leute behaupten, dass ich dicker geworden sei.

Im Ganzen geht es mir gut, und ich hoffe mit Gott, der mir *Malfatti* zum Beistand geschickt — o prächtiger *Malfatti!* — dass es noch besser werden wird!"

Euer

Friedrich."

Inzwischen hatte die tyrannische Regierung des Grossfürsten Constantin, von der Nation volle fünfzehn Jahre mit unbeschreiblicher Geduld und Unterthänigkeit ertragen, eine Revolution herbeigeführt, und es erfolgte am 29. November 1830 der Aufstand in Warschau.

In Folge der ersten Nachrichten über die Polnischen Unruhen verlies *Titus Woycicchowski* sogleich Wien und kehrte heim, um in das Militär einzutreten. Friedrich wollte dasselbe thun, indem er die grosse Entfernung von seiner Familie und Freunden in solchen Verhältnissen nicht ertragen zu können glaubte. Nur die dringenden Bitten seiner Eltern, welche wussten, dass die Gesundheit ihres Sohnes zur Ertragung der Kriegsstrapazen nicht geeignet war, hielten ihn von der Ausführung der Idee zurück. Die Familie *Chopin* konnte nicht wünschen, dass der Sohn die einmal begonnene, mit so vielen Kosten verbundene Künstlerlaufbahn, auf welcher er schon so schöne Erfolge erzielt, plötzlich aufgeben sollte. Seine Besorgniss um Eltern und Schwestern war jedoch so gross, dass er Extrapost nahm und Titus nachfuhr; hätte Friedrich den Freund eingeholt, so wäre er sicherlich mit ihm nach Warschau gereist. Er musste aber, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, nach Wien zurückkehren. Nun fügte er sich dem Willen seines Vaters und nahm die Idee, ein eigenes Concert zu veranstalten, wieder auf. Ein solches liess sich indessen nicht so schnell arrangiren. Das früher von den Wiener Musikern für sein Talent gezeigte lebhafte Interesse war etwas erkaltet, und unter den neuangekommenen Künstlern besass er keine wohlwollenden und einflussreichen Freunde.

Als er das erste Mal ohne Honorar in Wien gespielt, hatte er sich schnell Sympathien erworben; jetzt

sah er sich von allen etwas vernachlässigt, nachdem er sich nicht mehr gratis wollte hören lassen. Es ist auch nicht unmöglich, dass sich die Leute aus Vorsicht zu *Metternich's* Zeiten von den Polen etwas zurückzogen.

Unter diesen Verhältnissen erlahmte Friedrich's Energie, welche nöthig war zur Bekämpfung von allerlei Hindernissen, die sich ihm in den Weg stellten. Einige seiner früheren Bekannten waren krank, andere verreist, und die übrigen befürchteten, dass der angenehme, gebildete und aussergewöhnlich begabte Künstler sich vielleicht in Folge seiner Triumphe in Wien für immer niederlassen und dadurch für sie ein gefährlicher Nebenbuhler werden könne. Selbst seine Erfolge in den Salons sahen Manche nicht gern. Die in seinem Vaterlande Schlag auf Schlag folgenden Kriegsereignisse schreckten den grössten Theil seiner Gönner ab, ihm nützlich zu sein; übrigens war seine Seele zu dieser Zeit mehr mit Politik, als mit Musik beschäftigt.

Viele Briefe Friedrich's, die er unter dem Einflusse der Begeisterung für sein Vaterland an seine Eltern geschrieben hatte, wurden von diesen vernichtet, denn sie enthielten Stellen, welche der russischen Regierung, die sich nicht scheute, Haussuchungen anzustellen, nicht vor Augen kommen durften. Manche seiner Schreiben sind während des Krieges auch garnicht nach Warschau befördert worden. Die traurigen Umstände seines Vaterlandes machten einen tiefen, schmerzlichen Eindruck auf das für Leid und Glück so empfängliche Gemüth des jungen Künstlers. Der fröhliche Jugendmuth, der früher aus seinen Briefen leuchtete und die Empfänger derselben herzlich erfreute, wich einer gewissen Unlust und Trauer; ja sein anmuthiger Spott verwandelte sich sogar, wie der Leser aus der folgenden

Correspondenz ersehen wird, sehr oft in bittern Sarkasmus.

„Wien, Mittwoch vor dem Christtag
(ich habe keinen Kalender zur Hand, weiss
daher das Datum nicht).

Liebste Eltern und Schwestern!

Gestern waren es sieben Wochen, dass ich Euch verlassen habe. Wozu? Es ist aber nun einmal geschehen!

Gerade gestern um dieselbe Stunde, als man mich nach Wola begleitete, war ich hier in der Familie *Weyberheim* zu einem Tanzkränzchen geladen. Es war dort viel Jugend, schön, aber nicht alterthümlich, nämlich nicht alttestamentarisch. Ich wurde dringend zum Cotillon genöthigt, drehte mich einige Male herum und ging dann nach Hause. Die Wirthin und ihre liebenswürdigen Töchter hatten viele musikalische Persönlichkeiten eingeladen, aber ich war nicht zum Clavierspielen gestimmt.

Herr *Likt*, den Louise kennt, wurde mir vorgestellt. Er ist ein guter, ehrlicher Deutscher, der mich für eine Grösse hält; deshalb wollte ich ihn durch mein Spiel, dem die glückliche Stimmung des Augenblicks gefehlt haben würde, nicht die gute Meinung von mir rauben. Dort habe ich auch den Neffen von *Lampi* gesprochen, den der Papa gut kennt. Ersterer ist ein hübscher, angenehmer junger Mann, der sehr schön malt. A propos vom Malen: Gestern war *Hummel* mit seinem Sohne bei mir. Der Letztere hat jetzt mein Portrait bald vollendet; es ist so ähnlich, dass man es sich besser nicht vorstellen kann. Ich sitze in meinem Schlafrocke mit einer inspirirten Miene,

weiss aber nicht, weshalb mir der Maler durchaus diese gegeben hat. Das Portrait ist mit Kreide gezeichnet, in Quartformat und sieht aus wie ein Stahlstich. Der alte *Hummel* war ausserordentlich höflich und stellte mir seinen guten Bekannten, Monsieur *Duport,* Director des Kärnthnerthor-Theaters, vor. Letzterer ist früher ein berühmter Tänzer gewesen, soll sehr knauserig sein, empfing mich jedoch äusserst zuvorkommend, denn er denkt vielleicht, dass ich ihm gratis spielen werde. Da irrt er sich! Es kam zu einer Art von Unterhandlung zwischen uns, aber es wurde nichts Bestimmtes ausgemacht. Wenn Herr *Duport* mir zu wenig bieten sollte, gebe ich mein Concert im grossen Redoutensaale.

Würfel befindet sich wohler; vorige Woche habe ich bei ihm einen tüchtigen Geiger, *Slawik*,[1] kennen gelernt. Er ist höchstens sechsundzwanzig Jahre alt und gefiel mir sehr. Als wir *Würfel* verliessen, fragte er mich, ob ich nach Hause ginge, was ich bejahte. „Kommen Sie doch lieber mit mir zu Ihrer Landsmännin, Frau *Beyer*," schlug *Slawik* vor. Ich willigte ein. Nun hatte mir *Kraszewski* von Dresden aus denselben Tag einen Brief an Frau *Beyer* gesandt, dem die Wohnungsangabe fehlte, und in Wien kommt der Name *Beyer* häufig vor. So beschloss ich schnell meinen Brief zu holen und *Slawik* zu begleiten, und siehe da, ich kam wirklich zu der richtigen Frau *Beyer*. Ihr Gatte ist ein Pole aus Odessa. Sie versicherte, dass sie schon von mir gehört habe, und lud *Slawik* und mich für den nächsten Tag zum Speisen ein.

[1] *Joseph Slawik*, geboren 1806 in Böhmen, studirte auf Kosten des Grafen *Wrbna* auf dem Prager Conservatorium unter *Pixis'* Leitung; er starb 1833 in Pest, als er eben eine grosse Kunstreise antreten wollte.

Nach dem Diner spielte *Slawik*, und sein Spiel gefiel mir ganz ausnehmend, so, wie nach *Paganini* noch Niemand. Da ihm das Meinige auch sympathisch war, beschlossen wir, ein Duett für Violine und Clavier zusammen zu componiren. Ich dachte schon in Warschau daran. *Slawik* ist wahrlich ein genialer, grosser Geiger. Wenn ich *Merk* kennen werde, dann wollen wir schon ein Trio zusammenbringen. Ich hoffe, diesen bald bei *Mechetti* zu treffen.

Gestern war *Czerny* mit mir bei *Diabelli* der mich für nächsten Montag zu einer Soirée einlud, wo ich nur Künstler finden werde. Sonntag ist eine Soirée bei *Likl*, wo sich die feine musikalische Welt versammeln und die achthändige Ouverture zum Vortrag kommen wird. Sonnabend soll alte Kirchenmusik beim Hofrath *Kiesewetter* (Autor eines Werkes über Musik) aufgeführt werden.

Ich wohne in der vierten Etage, meine Lieben; einigen Engländern hatte meine Wohnung so gefallen, dass sie erklärten, sie würden sie mir gern für achtzig Gulden abmiethen, worauf ich mit Vergnügen einging. Baronin *von Lachmanowicz*, Schwägerin der Frau *von Uszakow*, meine jetzige junge und angenehme Wirthin, hat im vierten Stock eine ebenso geräumige Wohnung für zwanzig Gulden, die mir ganz gut gefällt.

Ihr sagt gewiss jetzt untereinander: „Der arme Schlucker sitzt unter dem Dach!“ Aber so ist es nicht, denn über mir ist noch eine Etage, dann kommt erst das Dach, und der Profit von achtzig Gulden ist auch nicht zu verachten. Die Leute besuchen mich doch, selbst der Graf *Hussarzewski* steigt so hoch hinauf. Die Strasse ist werthvoll für mich, da sie mitten in der Stadt liegt; überall, wohin ich häufig gehen muss,

habe ich es nahe. Links *Artaria*, rechts *Mechetti* und *Haslinger*, hinter dem Hause das Hofoperntheater. Kann ich es bequemer haben?

Herrn *Elsner* habe ich noch nicht geschrieben, aber bei *Czerny* war ich schon. Das Quartett ist bis heute noch nicht erschienen.

Doctor *Malfatti* schalt mich aus, dass ich bei Madame *Schaschek* statt um zwei Uhr erst um vier Uhr zum Diner erschienen bin. Nächsten Sonnabend soll ich wieder mit *Malfatti* zusammen speisen, und wenn ich wieder zu spät kommen sollte, will *Malfatti* — so droht er — eine schmerzhafte Operation mit mir vornehmen.

Ich sehe schon, wie sich der liebe Papa über meinen Leichtsinn und meine Rücksichtslosigkeit gegen ältere Personen ärgert; aber ich werde mich bessern. *Malfatti* hat mich wirklich lieb, worauf ich nicht wenig stolz bin. *Nidecki* kommt jeden Morgen zu mir und spielt. Wenn mir ein Concert für zwei Claviere so gelingt, dass ich selbst damit zufrieden bin, wollen wir gleich öffentlich damit auftreten; doch will ich zuerst einmal allein spielen.

Haslinger ist stets liebenswürdig gegen mich, aber sagt kein Wort vom Verlegen.

Ich weiss nicht, soll ich bald nach Italien reisen oder noch warten?[1] Bitte, liebster Papa, schreibe mir Deinen und der besten Mutter Willen darüber. Die Mama ist wohl froh, dass ich nicht nach Warschau zurückgekommen bin; aber wie gern wäre ich dort! Umarmt den lieben Titus von mir, und bittet ihn

[1] Vielleicht Anspielungen auf die Unruhen, die damals auf der Halbinsel herrschten.

dringend, dass er mir ein paar Worte schreibe. Ihr glaubt gewiss an meine Liebe und innige Anhänglichkeit; aber Ihr stellt Euch doch wohl kaum vor, wie sehr Eure Briefe mich erfreuen. Warum ist die Post nicht schneller? Ihr werdet es nur natürlich finden, dass ich um Euch sehr besorgt bin und mit Ungeduld Nachricht von Euch erwarte.

Ich habe hier einen sehr angenehmen jungen Mann kennen gelernt, Namens *Leibenfrost;* er ist ein Freund von *Kessler.* Wir sind oft zusammen, und wenn ich nicht zum Diner eingeladen bin, so speisen wir gemeinschaftlich in der Stadt. Er kennt ganz Wien und wo eine Merkwürdigkeit zu sehen ist, da führt er mich gewiss hin. Gestern z. B. machten wir einen prachtvollen Spaziergang auf die Bastei. Erzherzöge, Fürsten, Grafen, mit einem Worte die ganze Aristokratie Wiens war dort versammelt. Ich begegnete *Slawik* und wir verabredeten, dass wir für unsere Variationen ein *Beethoven*'sches Thema wählen wollten.

Einestheils bin ich sehr zufrieden, dass ich hier bin, aber anderntheils! . . . . . .

In meiner Stube befinde ich mich recht gemüthlich; gegenüber habe ich ein Dach, und die unten vorüberspazierenden Leute erscheinen wie Zwerge. Am wohlsten ist mir zu Muthe, wenn ich mich auf dem prachtvollen Instrumente von *Graff* so recht satt gespielt habe. Jetzt will ich mich mit Euern Briefen in der Hand schlafen legen; deshalb träume ich auch nur von Euch.

Gestern wurde bei *Beyer's* Mazurka getanzt. *Slawik* fiel auf den Fussboden, mit ihm seine Tänzerin, eine alte Comtesse mit grobem Gesicht, grober Nase, das Kleid nach früherer Mode zierlich mit den Fingerspitzen

haltend, das Köpfchen an seine Frackklappe angelehnt. Doch alle Achtung vor dem Paare und vor der Dame, die klug und unterhaltend ist und „usage du monde“ besitzt.

Unter den zahlreichen Vergnügungen, die Wien bietet, sind die Gartenconcerte berühmt, wo *Lanner* und *Strauss* Walzer spielen, während das Publikum zu Nacht speist. Nach jedem Walzer bekommen die Musiker ein brausendes Bravo. Wenn ein Quodlibet gespielt wird, in welches beliebte Opernmelodien, Lieder und Tänze eingewebt sind, kennt der Enthusiasmus des Wiener Publikums keine Grenzen.

Ich wollte Euch den letzten von mir componirten Walzer beilegen; aber die Post geht ab und ich habe nicht mehr Zeit, ihn abzuschreiben; also ein anderes Mal. Die Mazurken muss ich auch erst copiren lassen — sie sind aber nicht zum Tanzen!

Ungern sage ich Euch schon Lebewohl; ich möchte gern noch weiterschreiben. Solltet Ihr *Fontana* sehen, so sagt ihm, dass er bald von mir einen Brief erhalten wird. *Matuszyński* [1] bekommt entweder heute oder mit der nächsten Post einen langen Bericht von mir.

Lebt wohl, meine Theuersten.

Euer

Friedrich.“

[1] Johannes *Matuszyński*, den 9. December 1809 in Warschau geboren, war im Lyceum ein Mitschüler *Chopin's* gewesen, und einer seiner vertrautesten Freunde geworden. Er studirte Medicin und erhielt 1830 während des Freiheitskampfes die Stelle eines Regimentsarztes. Vier Jahre später promovirte er noch in Tübingen und begab sich von dort nach Paris, wo er wieder mit *Chopin* zusammentraf. In Folge seiner Anstrengungen ist er leider schon 1842 (als Professor an der „Ecole de Médicine) gestorben.

An *Johannes Matuszyński.*

„Wien, Sonntag, Weihnachtsmorgen.

Im vorigen Jahre war ich um diese Zeit in der Bernhardinerkirche; heute sitze ich im Schlafrock ganz allein, küsse meinen süssen Ring und schreibe.[1]

Liebes Hänschen!

Soeben komme ich von dem famosen Geiger *Slawik*. *Paganini* ausgenommen, habe ich nichts Aehnliches auf der Violine gehört. Sechsundneunzig Noten im Staccato nimmt er auf einen Bogenstrich! Es ist fast unglaublich! Als ich ihn hörte, hatte ich Lust, nach meiner Wohnung zurückzukehren und Variationen für Piano und Geige über ein Adagio von *Beethoven* zu skizziren; aber ein Blick auf die Post, an welcher ich stets vorbeigehe, um nach Briefen aus der Heimath zu fragen, rief andere Wünsche in mir wach.

Die Thränen, welche mir bei diesem himmlischen Thema in die Augen traten, haben Deinen Brief benetzt. Ich sehnte mich unbeschreiblich nach Deinem Schreiben, Du weisst ja warum.

Wie beglücken mich stets die Nachrichten über meinen Friedensengel! Wie gern möchte ich alle die Saiten berühren, die nicht nur die stürmischen Gefühle hervorrufen, sondern auch die Lieder erklingen lassen, deren halb zerstörtes Echo noch am Ufer der Donau herumirrt — Lieder, welche die Krieger des Königs *Johann Sobieski* gesungen haben!

[1] Nach der Bernhardinerkirche, die dicht am Conservatorium steht, pflegte Fräulein *Constantia Gladkowska* häufig zu gehen.

Du riethest mir, einen Poeten zu wählen. Du weisst aber, dass ich ein unentschlossenes Wesen bin, und dass es mir nur einmal im Leben gelungen ist, eine gute Wahl zu treffen.

Ich möchte nicht gern meinem Vater zur Last fallen; hätte ich nicht diese Befürchtung, so würde ich sofort nach Hause zurückkehren. Ich bin oft so gestimmt, dass ich den Augenbliek meiner Abreise von meiner süssen Heimath verfluche! Du wirst wohl meine Lage begreifen, und dass nach Titus' Abreise auf einmal zu viel auf mich eingestürmt ist.

Die vielen Diners, Soirées, Concerte und Bälle, die ich besuchen muss, langweilen mich nur. Ich bin traurig, fühle mich hier so einsam und verlassen; ich kann aber nicht leben wie ich will! Ich muss Toilette machen, mit heiterem Gesicht in den Salons erscheinen; aber wenn ich wieder in meinem Zimmer bin, spreche ich mich auf dem Clavier aus, dem ich als meinem besten Freunde in Wien all' meine Leiden klage. Ich habe keine Seele, der ich mich unbegrenzt anvertrauen kann, und muss doch Jedem wie einem Freunde entgegenkommen. Es giebt hier zwar Menschen, die mich zu lieben scheinen, mein Portrait machen, sich an mich anschliessen, aber diese ersetzen Euch nicht. Der innere Friede fehlt mir; nur dann bin ich ruhig, wenn ich Eure Briefe lese und mir das Bild des Königs *Sigismund*[1] vorstelle, oder den Ring, dieses theuere Kleinod, anschauen kann. Verzeihe, mein Hänschen, dass ich Dir so viel vorklage; aber wenn ich so zu Dir spreche, so wird mir leichter um's Herz. Dir

[1] In der Nähe des Denkmals von König *Sigismund* war das Conservatorium, und in diesem wohnte Constantia als Pensionärin.

habe ich ja stets Alles, was mich bewegte, mitgetheilt; hast Du vorgestern mein Briefchen empfangen?

Vielleicht liegt Dir nicht viel an meinem Geschreibsel, weil Du in der Heimath bist; aber ich lese und lese Deine Briefe immer wieder.

Doctor *Freyer* war einige Male bei mir; er hatte von *Schuch* erfahren, dass ich in Wien sei. Er erzählte mir eine Menge interessanter Neuigkeiten und freute sich über Deinen Brief, den ich ihm bis zu einer gewissen Stelle vorlas. Diese Stelle hat mich sehr traurig gestimmt. Sieht sie in Wahrheit so verändert aus? War sie etwa krank? Das liess sich leicht denken, da sie ein sehr empfindsames Gemüth hat. Vielleicht erschien sie nur D i r so, oder war sie über etwas erschrocken. Gott wolle verhüten, dass sie etwa gar um meinetwillen leidet! Beruhige sie und sage ihr, dass ich, so lange mein Herz schlägt, nicht aufhören werde, sie anzubeten. Sage ihr, dass sogar nach meinem Tode meine Asche unter ihre Füsse gestreut werden soll. Doch das ist noch Alles zu wenig, was Du ihr von mir sagen könntest!

Ich schreibe ihr selbst, ja ich hätte es schon längst gethan, um mich von meinen Qualen zu befreien; aber — wenn mein Schreiben an sie zufällig in fremde Hände fiele, könnte es ihrem Rufe vielleicht nachtheilig werden?!

Darum sei Du lieber der Dolmetscher meiner Gefühle; rede für mich „et j'en conviendrai". Diese Deine französischen Worte fuhren wie ein Blitz in mich. Ein Wiener, der neben mir auf der Strasse ging, als ich eben Deinen Brief las, fasste mich unter den Arm und vermochte es kaum mich zu halten. Er wusste nicht, was mir geschehen war. Ich hätte am liebsten alle Vorbeigehenden umarmt und geküsst, und es war mir

so wohl um's Herz, wie seit langer Zeit nicht, denn ich empfing ja den ersten Brief von Dir! Ich langweile Dich wohl, mein Hänschen, mit meiner Leidenschaftlichkeit; aber es wird mir schwer, Dir etwas zu verheimlichen, was mein Herz bewegt.

Vorgestern speiste ich bei Frau *Beyer,* die auch Constantia heisst. Ich verkehre sehr gern mit ihr, schon weil sie den mir unbeschreiblich theuern Taufnamen hat; ja ich freue mich schon, wenn mir eines ihrer Taschentücher oder Servietten in die Hände kommt, das mit „Constantia" gezeichnet ist. Ich komme im *Beyer*'schen Hause auch oft mit *Slawik* zusammen, für den Frau Constantia viel Sympathie hat. Gestern, also am Weihnachtsabend, spielten wir den Vor- und Nachmittag dort. Es war draussen so mild, als sei es Frühling; als ich Nachts aus der Gesellschaft von der Baronin kam und *Slawik* Adieu gesagt hatte — er musste nämlich in die kaiserliche Capelle —, ging ich ganz allein langsamen Schrittes in die Stephanskirche. Die Kirche war noch leer. Um den erhabenen, grossartigen Bau so recht andächtig zu betrachten, lehnte ich mich an einen Pfeiler in der finstersten Ecke des Gotteshauses. Die Pracht und Grösse dieser Wölbung lassen sich nicht beschreiben, man muss die St. Stephanskirche selbst sehen. Um mich her herrschte tiefste Stille, die erst durch die hallenden Schritte des Kirchendieners unterbrochen wurde, der da kam, um die Kerzen anzuzünden. Hinter mir war ein Grab, vor mir ein Grab, nur über mir sah ich keins. In diesen Augenblicken fühlte ich wie noch niemals meine Einsamkeit und Verwaisung. Als die Lichte brannten und der Dom sich mit Menschen füllte, hüllte ich mich fester in meinen Mantel (Du kennst ja meine Weise,

wie ich durch die Krakauer Vorstadt zu gehen pflegte) und eilte, um der Messe in der kaiserlichen Hofcapelle beizuwohnen; aber da ging ich nicht mehr allein, sondern durchstrich in lustiger Gesellschaft die schönen Strassen Wiens bis an die Hofburg, wo ich drei Sätze einer von halbverschlafenen Musikern gespielten Messe anhörte. Nachts um Eins kam ich in meiner Wohnung an. Ich träumte von Dir, von Ihr und von meinen lieben Kindern.[1]

Den andern Morgen wurde ich durch eine Einladung zum Diner bei Frau *von Elkan* geweckt. Diese Dame ist Polin, ihr Gemahl ein reicher, angesehener Banquier.

Mein Erstes an diesem Tage war, mich auf meinem Instrumente in melancholischen Phantasien zu ergehen; ich empfing Besuche von *Nidecki, Leibenfrost* und *Steinkeller;* dann ging ich zu *Malfatti,* um bei ihm zu speisen. Dieser vortreffliche Mann denkt an Alles; er ist so liebenswürdig, uns sogar Speisen vorzusetzen, die nach polnischer Art zubereitet sind.

Nachmittags kam der berühmte Tenorist *Wild.* Ich begleitete ihm auswendig die Arie aus „Othello", die er meisterhaft sang. *Wild* und Fräulein *Heinefetter* sind die Zierde der Hofoper; die anderen Sänger sind nicht so vorzüglich, wie ich sie an der kaiserlichen Oper in Wien zu finden dachte. Fräulein *Heinefetter* hat eine Stimme, wie man sie selten hört; sie singt stets rein, ihre Coloratur ist perlend, überhaupt Alles an ihr untadelhaft; besonders schön sieht sie als Mann aus, aber sie ist kalt. Ich habe mir im Parquet fast die Nase erfroren. Im „Othello" hat sie mich mehr

[1] *Chopin* nannte seine Schwestern häufig seine Kinder.

entzückt, als im „Barbier“, wo sie statt eines lebhaften, witzigen Mädchens eine ganz raffinirte Kokette darstellt. Als Sextus im „Titus“ sieht sie wirklich ganz brillant aus. In den nächsten Tagen tritt sie in „Die diebische Elster“ auf. Ich bin sehr gespannt darauf. Fräulein *Wolkow* hat mir als Rosine im „Barbier“ besser gefallen; aber freilich hat sie nicht die köstliche Stimme der *Heinefetter*. Ich wünschte, ich hätte die *Pasta* gehört!

Du weisst doch, dass ich Briefe vom Königlich Sächsischen Hofe an die Vicekönigin in Mailand habe; aber was soll ich thun? Die Eltern lassen mir freien Willen; ich wünschte, sie gäben mir Vorschriften. Soll ich nach Paris? Hier rathen mir meine Bekannten, noch zu warten. Soll ich heimkehren? Hier bleiben? Mich tödten? An Dich nicht mehr schreiben?

Rathe mir, was ich thun soll. Frage, bitte die Person, die mich in Warschau stets so mächtig beeinflusst hat, und schreibe mir deren Meinung; nach dieser will ich handeln.

Lass noch einmal von Dir hören, bevor Du in den Krieg ziehst; Wien poste restante. Besuche meine lieben Eltern und Constantia. Besuche meine Schwestern oft, so lange Du noch in Warschau bist, damit sie denken, dass Du zu mir kommst und ich im andern Zimmer bin; setze Dich zu ihnen, dass sie sich einbilden, ich sei auch da; mit einem Wort: vertritt meine Stelle in meiner Eltern Hause.

An's Concertgeben denke ich jetzt garnicht mehr.

Der Pianist *Alois Schmitt* aus Frankfurt a M., berühmt durch seine vortrefflichen Etuden, ist jetzt hier, ein Mann über vierzig Jahre. Ich habe ihn kennen gelernt; er versprach mich zu besuchen. Er

beabsichtigt hier ein Concert zu geben, und das muss man ihm lassen: er ist ein gescheidter Musiker; ich glaube, wir werden uns in musikalischer Hinsicht schon verstehen. *Thalberg* hält sich ebenfalls hier auf, spielt famos, aber er ist nicht mein Mann. Er ist jünger als ich, gefällt den Damen sehr, macht Potpourris über die „Stumme", spielt das Forte und Piano mit dem Pedale, aber nicht mit der Hand, greift Decimen, wie ich Octaven, und trägt Hemdenknöpfe mit Brillanten. Ueber *Moscheles* wundert er sich garnicht; es ist also auch kein Wunder, dass ihm nur die Tuttis aus meinem Concert gefallen haben. Er schreibt auch Concerte.

Ich schliesse diesen Brief drei Tage später; ich habe mein dummes Gekritzel noch einmal durchgelesen; verzeihe, Hänschen, dass Du das Porto dafür bezahlen musst. Heute bei Tisch in der italienischen Restauration habe ich Folgendes gehört: „Der liebe Gott hat einen Fehler begangen, dass er die Polen geschaffen hat." Wundere Dich also nicht, dass ich Dir das nicht schreiben kann, was ich fühle. Etwas Neues sollst Du auch von einem Polen nicht erwarten, denn ein Anderer sagte: „Aus Polen ist nichts zu holen!"

Es ist hier ein Franzose angekommen, der alle Sorten Würste fabricirt. Vor seinem eleganten Laden sammeln sich schon seit einem Monat massenhaft die Leute, weil jeden Tag etwas Neues bei ihm zu erblicken ist. Einige denken, dass das die Folgen der französischen Revolution sind und schauen mitleidig auf die wie Bilder ausgehängten Würste und Schinken, oder sie sind aufgebracht, dass es dem revolutionären Franzosen gestattet ist, einen Laden mit Fleischwaaren zu eröffnen, da sie doch genug Schweine im eigenen Lande haben. Wo man hinhört, ist die Rede von dem

Franzosen, und man fürchtet allgemein, dass, wenn es vielleicht losgehen sollte, die Franzosen den Anfang machen.

Ich schliesse, mein Hänschen, denn nun ist's endlich Zeit. Umarme von mir alle meine theuren Collegen, und glaube, dass ich nicht eher aufhören werde, Dich zu lieben, als bis ich meine Geliebtesten, meine Eltern und sie, nicht mehr liebe.

Mein Bester, schreibe mir doch bald einige Zeilen. Du kannst ihr sogar diesen Brief zeigen, wenn Du es für passend hältst.

Heute gehe ich noch zu *Malfatti*, aber zuerst auf die Post.

Meine Eltern wissen nicht, dass ich an Dich schreibe; Du kannst es ihnen sagen, aber nur ja den Brief nicht zeigen.[1] Noch immer kann ich mich nicht von meinem holden Hänschen trennen. Gehe schon, Du Garstiger! Wenn Dich die W . . . so herzinnig liebt, wie ich Dich liebe, so würde Con — nein, ich kann nicht einmal den Namen ausschreiben, meine Hand ist zu unwürdig. Ach! ich könnte mir die Haare ausraufen, wenn ich daran denke, dass ich von ihr vergessen sein könnte!

Heute ist ein Othello aus mir geworden. Ich wollte den Brief zusammenfalten und ohne Couvert zusiegeln, denn ich habe vergessen, dass man bei Euch auch Polnisch lesen kann. Da ich ein Stückchen Papier übrig behalten habe, so erlaubst Du wohl, dass ich Dir mein hiesiges Leben beschreibe.

Ich wohne im vierten Stockwerk, in einer schönen

[1] Es ist kaum nöthig zu bemerken, dass *Chopin's* glühende Leidenschaft für *Constantia* bis dahin seiner Familie ein Geheimniss geblieben . . . vielleicht das einzige, was er vor ihr hatte.

Strasse; aber ich muss doch scharf durch das Fenster schauen, wenn ich sehen will, was unten vorgeht. Mein Zimmer wirst Du in meinem neuen Album finden, wenn ich wieder daheim bin; der junge *Hummel* hat die Güte, es für mich zu zeichnen. Es ist geräumig mit fünf Fenstern; das Bett steht diesen gegenüber. Mein wunderbares Clavier befindet sich rechts, das Sopha links; zwischen den Fenstern ein Spiegel, in der Mitte des Zimmers ein schöner, grosser, runder Mahagonitisch, der Fussboden ist gebohnt. Ruhig!

„Nachmittags empfängt der Herr nicht" — deshalb kann ich mit meinen Gedanken in Eurer Mitte sein. Frühmorgens weckt mich der unerträglich dumme Diener; ich stehe auf, bekomme meinen Kaffee und trinke ihn oft kalt, weil ich über meinem Spiel das Frühstück vergesse. Punkt 9 Uhr erscheint mein deutscher Sprachlehrer; dann schreibe ich meistens, worauf *Hummel* kommt, um an meinem Portrait zu arbeiten, während *Nidecki* mein Concert studirt. Dabei bleibe ich in meinem bequemen Schlafrock bis 12 Uhr. Zu dieser Stunde kommt ein sehr würdiger Deutscher, Herr *Leibenfrost*, welcher hier am Gericht arbeitet. Ist das Wetter schön, so gehe ich mit ihm auf dem Glacis spazieren; dann speisen wir zusammen in einem Local „Zur böhmischen Köchin", in welchem die ganze akademische Jugend verkehrt; und endlich gehen wir (wie es hier Sitte ist) in eins der schönsten Kaffeehäuser. Hierauf mache ich Besuche, komme in der Dämmerstunde heim, werfe mich in Balltoilette und muss in die Soirée: heute da-, morgen dorthin. Gegen 11 oder 12 Uhr (jedoch niemals später) kehre ich zurück, spiele, lache, lese, lege mich nieder, lösche das Licht aus, schlafe und träume von Euch.

Mein Portrait, von dem nur Du und ich wissen sollen, ist sehr ähnlich; wenn Du glaubst, dass ich ihr damit eine kleine Freude bereiten würde, möchte ich es ihr durch *Schuch* schicken. Er will mit *Freyer* womöglich schon gegen den 15. nächsten Monats abreisen.

Ich habe anfangs ganz deutlich geschrieben und schliesse so, dass Du Mühe haben wirst, es zu lesen. Umarme die Collegen, und wenn es möglich ist, so veranlasse sie, mir auch einmal zu schreiben.

Grüsse *Elsner* schönstens von mir."

An denselben.

„Wien, am Neujahrstage 1831.

Theuerste Seele!

Da hast Du, was Du wolltest! Hast Du den Brief empfangen? Hast Du davon etwas abgegeben? Ich bedaure noch heute, was ich gethan habe; ich war von süssen Hoffnungen erfüllt und bin jetzt von Bangigkeit und Zweifeln gequält. Vielleicht spottet sie, vielleicht lacht sie mich aus?! Vielleicht — ach, ob sie mich liebt? Das fragt mein leidenschaftliches Herz! Du nichtswürdiger Aesculap, Du warst im Theater, Du hast lorgnettirt und die Augen nicht von ihr abgewandt; wenn das der Fall ist, soll Dich das Donnerwetter . . . . . Verscherze Dir nicht mein Vertrauen; o Du, wenn ich Dir schreibe, so thue ich das nur für mich, denn Du bist es garnicht werth. Nun weisst Du, welche Gedanken mir durch den Kopf ziehen. Wenn in meiner Stube Deine früheren Collegen sich fröhlich unterhalten, z. B. *Rostkowski*, *Schuch*,

Freyer, *Kyjewski*, *Hube* u. s. w., dann denkt, dass ich mich mit Euch freue und lache, aber — ach!

Eben wie ich Dir schreibe, befinde ich mich in einem wunderbaren Zustande. Es ist mir so zu Muthe, als sei ich bei Euch, und das, was ich hier sehe und höre, nur träume. Die Stimmen, welche ich um mich her höre und an die mein Ohr nicht gewöhnt ist, machen mir meistens nur den Eindruck des Wagengerassels oder irgend eines anderen gleichgültigen Geräusches. Nur Deine Stimme oder die von Titus könnten mich heute aus meiner Erstarrung wecken. Leben oder Sterben ist mir ganz gleich. Den Eltern sage nur, dass ich sehr froh sei und dass es mir an garnichts fehlt, dass ich mich herrlich unterhalte und mich nie einsam fühle.

Wenn sie über mich spotten sollte, so sage ihr dasselbe; wenn sie aber freundschaftlich nach mir fragt, Besorgniss um mich zeigt, so flüstere ihr zu, sie möge sich beruhigen; aber füge auch hinzu, dass ich mich fern von ihr überall vereinsamt und unglücklich fühle. Ich bin unwohl, aber das schreibe ich den Eltern nicht. Ein Jeder von meinen Bekannten fragt, was mir fehlt. „Der Humor", möchte ich antworten. Uebrigens weisst Du ja am besten, welcher Kummer mich quält!

Nach Paris reise ich Ende des nächsten Monats, falls es dort ruhig bleibt. Obgleich es hier an Unterhaltung und Vergnügen nicht mangelt, habe ich doch sehr selten Lust, mich zu amüsiren. *Merk*, der erste Violoncellist Wiens, versprach mir seinen Besuch.

Heute ist der 1. Januar. O wie traurig fängt dieses Jahr für mich an! Ich liebe Euch über Alles, schreibe sobald wie möglich. Ist sie in Radom? Habt

Ihr Schanzen aufgeführt? Meine armen Eltern! Wie leben meine Freunde?

Ich könnte für Dich, für Euch Alle sterben! Warum bin ich dazu verurtheilt, hier so einsam und verlassen zu sein? Euch ist es vergönnt, Euch in diesen schrecklichen Zeiten aussprechen und gegenseitig trösten zu können. Deine Flöte wird genug zu jammern haben! Wie wird sich erst mein Clavier ausweinen!

Du schreibst mir, dass Du mit Deinem Regimente in's Feld ziehst; wie willst Du das Briefchen befördern? Schicke es ja nicht durch einen Boten hin; sei vorsichtig! Vielleicht würden die Eltern — sie könnten die Sache falsch beurtheilen!

Ich umarme Dich nochmals. Du gehst zum Kampfe, kehre als Oberst zurück. Mag Alles gut gehen! Warum darf ich nicht wenigstens Euer Tambour sein?!

Verzeihe die Unordnung in diesem Briefe, ich schreibe wie berauscht.[1]

Dein treuer

Friedrich."

Dass sich die Wiener Verhältnisse noch immer nicht günstiger für *Chopin* gestalteten, ersehen wir aus den nachfolgenden Briefen.

„Wien, 26. Januar 1831.

Geehrter Herr *Elsner!*

Es ist mir peinlich, dass Ihre Güte, von welcher ich bei meiner Abreise so viele Beweise erhielt, mich

[1] Dieses Schreiben auf zwei losen Blättern befand sich in dem Briefe an *Chopin's* Eltern, welcher ohne Couvert, nur flüchtig gesiegelt war. Neben der Adresse hatte Friedrich für seine Schwestern die Bemerkung gemacht: „Man bittet das Siegel nicht zu verletzen und nicht neugierig zu sein, wie die alten Weiber."

auch diesmal wieder beschämt hat und dass Sie mir mit einem Briefe zuvorgekommen sind. Es wäre meine Pflicht gewesen, an Sie gleich nach meiner Ankunft zu schreiben; ich habe jedoch von Tag zu Tag gezaudert, schon deshalb, weil ich fest überzeugt war, dass die Eltern nicht versäumen würden, Ihnen meine Erlebnisse mitzutheilen, wenn ich auch nicht so eitel bin, anzunehmen, dass Ihnen dieselben sehr interessant sein müssen. Ich wollte auch warten, bis ich Ihnen etwas Bestimmtes über mich sagen könnte; jedoch von dem Tage an, wo ich von den schrecklichen Ereignissen in unserm Vaterlande hörte, hat mich nur der eine Gedanke der Angst und Sehnsucht nach demselben und nach den theuren Meinigen erfüllt.

Herr *Malfatti* giebt sich umsonst Mühe, mich zu überzeugen, dass der Künstler ein Kosmopolit ist oder sein soll. Wenn das auch der Fall wäre, nun so bin ich als Künstler noch in der Wiege, als Pole aber schon ein Mann; hoffe also, dass Sie es mir nicht übelnehmen werden, wenn ich bisher an das Arrangement eines Concerts nicht ernstlich gedacht habe.

Von allen Seiten stosse ich jetzt auf Hindernisse; nicht nur, dass eine Reihe der miserabelsten Clavierconcerte die wahre Musik gänzlich ruinirt und das Publicum misstrauisch macht, auch Alles, was in Polen vorgegangen ist, hat ungünstig auf meine Lage eingewirkt. Trotzdem gedenke ich noch während des Carnevals mein erstes Concert, welches den vollen Beifall *Würfel's* hat, zur Aufführung zu bringen. Der biedere *Würfel* ist immer leidend. Ich sehe ihn oft; mit Freude erinnert er sich Ihrer.

Wenn ich nicht die höchst interessante Bekanntschaft der ersten hiesigen Talente, wie *Slawik, Merk,*

Bocklet u. s. w. gemacht hätte, so würde ich von meinem hiesigen Aufenthalte sehr wenig befriedigt sein. Die Oper ist zwar gut: *Wild* und Fräulein *Heinefetter* fesseln die Wiener; es ist nur schade, dass *Duport* so wenig neue Opern aufführt und für seine Tasche besorgter ist, als für die Kunst. Abbé *Stadler* bedauerte das lebhaft und sagte, dass Wien nicht mehr sei, was es früher gewesen. Er giebt seine Psalmen bei *Mechetti* heraus — ein Werk, das ich im Manuscript gelesen und bewundert habe. Was Ihr Quartett betrifft, so versprach mir *Joseph Czerny* heilig, dass dasselbe zum St. Josephstage fertig sein solle. Er versicherte, dass es ihm bis jetzt nicht möglich gewesen sei, sich damit zu beschäftigen, weil er augenblicklich die Werke von *Schubert,* von denen noch viele unter der Presse sind, herausgiebt. Deshalb wird sich, fürchte ich wohl, auch Ihr Manuscript verspäten. Wie ich jetzt bemerkt habe, ist *Czerny* auch nicht einer von den reichsten hiesigen Verlegern, und kann daher den Druck eines Werkes, welches nicht beim „Sperl" oder im „römischen Kaiser" aufgeführt wird, nicht so leicht riskiren. Man nennt hier die Walzer Werke, und *Lanner* und *Strauss,* welche bei Aufführung dieser Tänze vorgeigen, Capellmeister. Es ist damit nicht gesagt, dass Alle hier so urtheilen; im Gegentheil, es giebt Viele, die darüber lachen, aber trotzdem werden doch fast nur Walzer gedruckt. Wie mir scheint, besitzt *Mechetti* Unternehmungsgeist, und mit ihm wird sich leichter von Ihren Messen sprechen lassen; denn er hat die Absicht, die Partituren der berühmtesten Kirchencomponisten herauszugeben. Gegen *Mechetti's* Buchhalter, einen geschmeidigen und aufgeklärten Sachsen, erwähnte ich Ihrer herrlichen Messen; er war garnicht dagegen,

und wie ich höre, thut er schliesslich im Geschäft, was er will. Heute bin ich mit *Mechetti* zusammen zu Tisch geladen. Ich werde ein ernstes Wort mit ihm reden und Ihnen bald darüber schreiben. *Haslinger* giebt jetzt die letzte Messe von *Hummel* heraus, denn er lebt nur von und für *Hummel*: jedoch verkaufen sich, wie man erzählt, die letzten Compositionen *Hummel's* nicht gut, und er soll sie hoch honorirt haben! Deshalb legt er jetzt alle Manuscripte bei Seite und druckt nur *Strauss*'sche Sachen.

Gestern war ich mit *Nidecki* bei *Steinkeller*, der für Ersteren ein Libretto geschrieben hat. Er verspricht sich viel davon; in dieser Oper soll der berühmte Komiker *Schuster* auftreten. In diesem Falle könnte sich *Nidecki* einen Namen machen. Ich hoffe, dass Ihnen diese Mittheilung erfreulich sein wird.

Sie fragen mich, verehrter Herr *Elsner*, weshalb *Nidecki* mein zweites Concert einstudirt? Das war nur sein eigener Wille. Er wusste, dass er vor seiner Abreise aus Wien sich doch öffentlich hören lassen musste, und da er unter seinen eigenen Arbeiten, ausser den schönen Variationen, nichts Passendes fand, so bat er mich um mein Manuscript. Die Sache hat sich indessen jetzt sehr geändert: er tritt nicht mehr als Claviervirtuos, sondern als Orchestercomponist auf. Gewiss wird er Sie selbst davon benachrichtigen. Ich werde mir Mühe geben, dass seine Ouverture in meinem Concert zur Aufführung kommt. Sie sollen schon an uns Ihre Freude haben; jedenfalls keine Schande! Der Pianist *Aloys Schmitt* bekam von der Kritik etwas auf die Nase, obgleich er schon über vierzig Jahre alt ist und achtzigjährige Musik componirt. —

Besten Gruss an alle Collegen, sowie an Ihr ganzes Haus. Sie bitte ich, die Versicherung meiner unbegrenzten Verehrung anzunehmen, mit welcher ich stets bleibe Ihr dankbarer und treuer Schüler

Friedrich Chopin.

Wien, 14. Mai 1831.

Meine geliebten Eltern und Schwestern!

Diese Woche musste ich in Bezug auf Eure Correspondenz eine strenge Diät aushalten. Ich tröste mich damit, dass ich die nächste Woche wieder Briefe erhalten werde, und warte ruhig, weil ich hoffe, dass Ihr sowohl auf dem Lande als in der Stadt gesund seid. Was mich anbetrifft, so bin ich sehr munter und fühle, dass im Unglück der beste Trost Gesundheit ist. Vielleicht haben die Suppen von *Malfatti* mich so gestärkt, dass ich mich in der That wohler fühle, als jemals. Sollte dies sich so verhalten, so muss ich doppelt bedauern, dass *Malfatti* mit seiner Familie auf's Land gezogen ist. Ihr könnt Euch garnicht vorstellen, wie schön die Villa ist, die er bewohnt; heute vor acht Tagen war ich mit *Hummel* bei ihm.

Nachdem dieser liebenswürdige Arzt uns in seinem Hause herumgeführt hatte, zeigte er uns auch seinen Garten. Als wir auf dem Gipfel des Berges standen, von dem wir eine herrliche Aussicht hatten, wollten wir garnicht wieder hinabgehen. Der Hof beehrt *Malfatti* alle Jahre mit einem Besuche. Er hat die Herzogin von Anhalt-Cöthen zur Nachbarin; es würde mich nicht wundern, wenn sie ihn um seinen Garten

beneidete. Auf einer Seite sieht man Wien zu seinen Füssen liegen, und zwar so, dass man glauben könnte, es sei mit Schönbrunn verbunden; von der andern Seite blickt man auf hohe Berge, auf denen Klöster und Dörfer malerisch dahingestreut sind. Bei diesem romantischen Ponorama vergisst man vollkommen das geräuschvolle Treiben und die Nähe der Kaiserstadt.

Gestern war ich mit *Kandler*[1] in der kaiserlichen Bibliothek. Ihr müsst nämlich wissen, dass ich noch nie dazu gekommen bin, die hiesige, vielleicht die reichste Sammlung von musikalischen Manuscripten zu besehen. Ich kann mir kaum denken, dass die Bibliothek in Bologna in grösserer und systematischerer Ordnung gehalten wird, als die Wiener. Jetzt, meine Theuersten, stellt Euch meine Verwunderung vor, als ich unter den neuen Manuscripten ein Buch im Futterale erblickte, mit der Aufschrift: *„Chopin“*. Es war ein ziemlich starkes Heft, elegant gebunden. Ich dachte: ich habe doch bisher von keinem anderen Musiker *Chopin* gehört; es gab wohl einen gewissen *Champin*, und ich glaubte schon, dass der Name vielleicht verunstaltet sei. Ich nahm das Manuscript heraus und sah meine Handschrift. *Haslinger* hat das Original meiner Variationen der Bibliothek geschenkt! Welcher Unsinn, das lohnte sich gerade aufzubewahren!

Am vergangenen Sonntag sollte hier ein grosses Feuerwerk stattfinden, aber der Regen hat es verdorben. Merkwürdig ist, dass es hier fast immer regnet, wenn Feuerwerk angekündigt ist. Dabei fällt mir eine Geschichte ein: „Ein Herr besass einen schönen,

[1] *Franz Kandler*, geboren 1792, ein grosser Musikkenner und Schriftsteller, starb an der Cholera den 26. September 1831.

bronzefarbigen Frack; aber jedesmal, wenn er ihn trug, regnete es. Er ging also zu dem Schneider, erzählte diesem Alles und fragte ihn nach der Ursache. Der Schneider wunderte sich sehr, schüttelte den Kopf und bat den Herrn, ihm diesen Frack auf einige Tage zur Probe zu lassen; denn man könnte ja nicht wissen, ob dieses Unglück nicht etwa dem Hute, der Weste oder den Stiefeln zuzuschreiben sei. Dem war aber nicht so; denn als der Schneider den Frack angezogen und seinen Spaziergang angetreten hatte, fing es plötzlich an heftig zu regnen. Der arme Schneider musste, um schnell aus dem Regen zu kommen, einen Fiaker miethen, weil er seinen Schirm vergessen hatte. Viele behaupten, die Schneidersfrau habe mit dem Schirme eine Kaffeegesellschaft besucht; mag dem nun sein, wie ihm wolle, der Frack ist jedenfalls ganz nass geworden. Nachdem der Schneider über diesen seltsamen Vorfall lange nachgedacht, kam er auf die Idee, ob denn in diesem Fracke nicht irgend etwas Aussergewöhnliches stecke.

Er trennt die Aermel heraus — findet nichts: er trennt die Schösse, ja endlich die Brust auf, und siehe da! unter dem Futter steckt ein Stück von einem — Feuerwerksplacate!

Jetzt wurde ihm Alles klar; er nahm die Placate heraus, und seitdem regnete der Frack nie wieder ein!“

Verzeiht mir, dass ich Euch auch diesmal nichts Neues über mich mittheilen kann; hoffentlich werde ich Euch später interessantere Nachrichten geben können. Mein lebhaftester Wunsch ist, Euern Wünschen nachkommen zu können; bis jetzt war es mir aber nicht möglich, ein Concert zu geben.

Was haltet Ihr von dem Siege des Generals *Dwernicki* bei Stoczek? Möge der liebe Gott weiter helfen!

Euer

Friedrich.

Wien, den 28. Mai 1831.

Soeben kehre ich von der Post zurück, aber wieder kein Brief für mich! Mittwoch empfing ich einen solchen von Madame *Jarocka* mit der Nachschrift von dem lieben Papa, welche, obgleich sehr kurz, doch für mich theure Worte enthielt. Daraus ersah ich wenigstens, dass zu Hause Alles gesund ist. Was Marcel und Johann betrifft, so beschwöre ich sie, sie möchten mir lieber garnicht mehr schreiben, wenn sie so nichtswürdig sind, mir trotz meiner Bitte immer nur einige Sylben zukommen zu lassen. Ich bin so wüthend, dass ich ihre Briefe sogar, ohne dieselben geöffnet zu haben, zurückschicken könnte. Sie werden sich gewiss wieder mit Mangel an Zeit ausreden! Nur ich allein soll Zeit haben, jede Woche so ausführlich zu schreiben.

Wie schnell vergeht doch diese theure Zeit! Es ist schon Ende Mai, und ich bin immer noch in Wien; es wird Juni, und ich werde wohl noch immer hier sitzen, denn *Kumelski*[1] wurde krank und musste sich wieder hinlegen. Ich sehe schon, dass diesmal mein Brief sehr langweilig wird; aber Ihr braucht Euch nicht zu ängstigen, dass das Folgen eines krankhaften Zustandes wären. Im Gegentheil, ich bin gesund und

[1] *Kumelski*, ein guter Bekannter *Chopin's*, der ihn nach Paris begleiten wollte.

amüsire mich vortrefflich. Heute habe ich vom frühen Morgen bis Nachmittag 2 Uhr gespielt; dann ging ich speisen, wo ich den guten *Kandler* traf, der so freundlich sein will, mir Briefe an *Cherubini* und *Paër* zu geben. Später will ich meinen Kranken besuchen und Abends in das Theater gehen, wo ein Concert stattfindet, in welchem der Geiger *Herz,* ein Israelit, spielt, — derselbe, der in dem Concert von Fräulein *Henriette Sonntag* in Warschau debutirte und den man beinahe ausgezischt hat. Ferner spielt *Döhler,* Pianist, einige Compositionen von *Czerny.* Am Schlusse will *Herz* seine eigenen Variationen über polnische Weisen vortragen. Arme polnische Motive! Ihr ahnt garnicht, mit was für „Majufes" (jüdische Melodien) man Euch spicken will, und dass man Euch, um das Publicum zu locken, den Titel „polnische Musik" giebt. Ist man so aufrichtig, über die ächte polnische Musik und über diese nachgemachte zu sprechen und die erstere höher zu stellen, so wird man für verrückt erklärt, um so mehr, weil *Czerny,* das Orakel Wiens, in der Fabrikation seiner musikalischen Leckerbissen noch niemals ein polnisches Thema variirte.

Gestern Nachmittag bin ich mit *Thalberg* in der evangelischen Kirche gewesen, denn dort sollte sich *Hesse,* ein junger Organist aus Breslau, vor dem ausgewähltesten Wiener Publicum hören lassen. Dort befand sich in der That die Elite der musikalischen Welt: *Stadler, Kiesewetter, Mosel, Seyfried, Gyrowetz.* Der Mann hat Talent und versteht mit der Orgel umzugehen. *Hesse* hinterliess mir ein Stammbuchblatt, aber ich weiss nicht recht, was ich darauf schreiben soll; es fehlt mir an Witz.

Mittwoch war ich mit *Slawik* bis 2 Uhr nach

Mitternacht bei *Beyer's*. Er ist einer von den hiesigen Künstlern, mit denen ich wirklich freundschaftlichen und vertraulichen Umgang pflege. Er spielt wie der zweite *Paganini*, aber als ein verjüngter, der den ersten mit der Zeit vielleicht noch übertreffen wird. Ich würde das selbst nicht glauben, wenn ich ihn nicht schon so oft gehört hätte. Ich bedauere sehr, dass Titus nicht mit ihm bekannt geworden ist, denn *Slawik* bezaubert den Zuhörer und bringt ihm Thränen in die Augen, ja er zwingt selbst Tieger, zu weinen; sogar der Fürst *G.* und *Jskr.* sind von seinem Spiel vollkommen gerührt worden.

Was geschieht bei Euch? Ich träume stets von Euch. Nimmt das Blutvergiessen noch kein Ende? Ich weiss Eure Antwort: „Geduld!“ Ich tröste mich auch stets damit.

Donnerstag war eine Soirée bei *Fuchs*, wo *Limmer*, einer der hiesigen besseren Künstler, einige seiner Compositionen für vier Violoncells vorführte. *Merk* machte, wie gewöhnlich, dieselben durch sein seelenvolles Spiel schöner, als sie in der That sind. Man blieb wieder dort bis 12 Uhr, denn *Merk* bekam Lust, mit mir seine Variationen zu spielen. Er sagte mir, dass er gern mit mir spielt, und für mich ist es immer ein Hochgenuss, mit ihm zu musiciren. Ich glaube, dass wir uns gut zusammen ausnehmen.[1] Er ist der erste Violoncellist, den ich wirklich verehre. Ich bin begierig, wie mir *Norblin*[2] gefallen wird; bitte nur den Brief an ihn nicht zu vergessen.

[1] *Chopin* hat *Merk* bekanntlich sein Op. 3: „Introduction et Polonaise brillante pour piano et violoncelle“ gewidmet.

[2] *M. L. Peter Norblin*, geboren 1781 in Warschau, war erster Violoncellist der grossen Oper in Paris und Lehrer am dortigen Conservatorium. Er starb 1852.

Wien, den 25. Juni 1831.

Ich bin gesund, das ist das Einzige, was mich erfreut; denn meine Abreise will garnicht vor sich gehen. Etwas Aehnliches ist mir noch nicht passirt. Es ist Euch ja bekannt, wie unentschlossen ich bin, und ausserdem stosse ich bei jedem Schritte auf Hindernisse. Der Reisepass wird mir alle Tage versprochen, und ich laufe vom Herodes zum Pontius Pilatus, um einfach das, was ich der Polizei zur Aufbewahrung gegeben, zurück zu bekommen. Heute habe ich noch schönere Sachen erfahren, nämlich: dass mein Reisepass irgendwo verlegt worden und dass sie denselben nicht finden können; ich muss sogar ein Gesuch um Ertheilung eines neuen einreichen. Es ist merkwürdig, dass uns arme Polen jetzt alle erdenkbaren Schicksale treffen. Obgleich ich zur Abreise bereit bin, kann ich doch nicht dazu kommen!

Ich habe den Rath des Herrn *Beyer* befolgt und lasse mir meinen Pass nach England visiren, während ich doch nach Paris reise. *Malfatti* will mir einen Empfehlungsbrief an seinen Freund *Paër* geben; *Kandler* hat schon in der „Leipziger Musikzeitung“ über mich berichtet.

Gestern kam ich erst um Mitternacht nach Hause, denn es war St. Johannes; also *Malfatti's* Namenstag. *Mechetti* wollte ihn überraschen, indem er die Fräuleins *Emmering* und *Lutzer* und die Herren *Wild, Cicimara* und Euren Friedrich beredet hatte, bei dem verehrten Manne eine Musik zu machen, deren Ausführung fast durchgängig das Prädicat „parfait“ verdient. Besser habe ich das Quartett aus „Moses“ noch nicht gehört; jedoch sang Fräulein *Gladkowska* in meinem Abschiedsconcerte in Warschau viel seelen-

voller: „oh quante lacrime“. *Wild* war vortrefflich bei Stimme, und ich spielte quasi den Capellmeister.[1] Eine ansehnliche Menschenmenge stand auf der Terrasse des Hauses und hörte sich unser Concert an. Der Mond schien wundervoll, die Fontainen stiegen wie Perlensäulen empor, der Duft der Orangerie erfüllte die Atmosphäre; kurz — es war eine bezaubernde Nacht, die Umgebungen herrlich!

Jetzt will ich Euch den Salon beschreiben, in dem wir uns befanden. Hohe, von oben bis unten geöffnete Fenster gehen auf die Terrasse, von welcher man einen prachtvollen Ueberblick über ganz Wien hat. An den Wänden sind grosse Spiegel angebracht; die Beleuchtung war matt; desto grössere Wirkung brachte aber das durch die Fenster hereinfallende Mondlicht hervor. Das links an den Salon stossende Cabinet verleiht durch seine Geräumigkeit der ganzen Wohnung einen grossartigen Anstrich. Die Offenherzigkeit und Höflichkeit des Wirthes, die elegante heitere Gesellschaft, der durchweg herrschende Humor und das vortreffliche Souper hielten uns sehr lange beisammen.

Ich lebe so sparsam als möglich und hebe jeden Kreuzer auf, wie jenen Ring[2] in Warschau. Ihr könnt ihn verkaufen, habe ich Euch doch schon viel gekostet!

Vorgestern waren wir mit *Kumelski* und *Czapek*, der mich alle Tage besucht und mir die grössten Freundschaftsbeweise giebt (er erbot sich, mir Geld zur Reise zu leihen, falls ich es brauche), auf dem

[1] *Cicimara* sagte, „es gäbe Niemand in Wien, der so gut begleite, als ich“. Ich dachte: „Davon bin ich schon längst überzeugt!“ Still! . . . . (Anmerkung *F. Chopin's.*)

[2] Dieser Ring wurde *Chopin* vom Kaiser Alexander I. bei seinem Aufenthalte in Warschau 1825 geschenkt.

Kahlen- und Leopoldsberge. Es war ein prachtvoller Tag; einen schöneren Spaziergang habe ich niemals gemacht. Vom Leopoldsberge sieht man das ganze Wien, Agram,[1] Aspern, Pressburg, sogar Kloster-Neuburg, das Schloss, in welchem *Richard Löwenherz* lange in Gefangenschaft lebte. Auch der ganze obere Theil der Donau lag vor unseren Blicken. Nach dem Frühstück gingen wir auf den Kahlenberg, wo König *Johann Sobieski* sein Lager aufgeschlagen hatte und die Raketen steigen liess, welche dem Grafen *Starhemberg,* Commandanten von Wien, das Anrücken des polnischen Heeres ankündigten. Dort ist das Kloster der Kamedulen, in welchem der König seinen Sohn *Jacob* vor dem Angriffe auf die Türken zum Ritter schlug und selbst in der heiligen Messe ministirte. Ich lege für Isabella ein Blättchen von jener Stelle bei, die jetzt mit Pflanzen bedeckt ist. Von dort aus gingen wir Abends nach Krapfenwald, einem schönen Thale, wo wir einen komischen Knabenstreich sahen: Die Buben hatten sich nämlich vom Kopf bis zu den Füssen in Laub gehüllt und sahen aus wie wandelnde Sträucher. In diesem Costüm krochen sie von einem Gast zum andern. So ein mit Laub bedeckter Bube, den Kopf mit Aesten geziert, heisst „Pfingstkönig". Dieser Scherz ist hier am Pfingstfest gebräulich.

Vor einigen Tagen war ich auch bei *Aloys Fuchs*[2]

[1] Jedenfalls hat sich *Chopin* verschrieben und Wagram gemeint.

[2] *Aloys Fuchs,* geb. 1799 zu Rose in Oesterreichisch-Schlesien, war längere Zeit bei der k. k. österreichischen Capelle musikalischer Historiograph und Antiquar. Er besass ausser den Autographen berühmter Musiker auch viele Portraits; ferner Partituren von Meistern aus dem 16. und 17. Jahrhundert und *Mozart*'sche Compositionen in dessen eigener Handschrift. *Fuchs* spielte mit grosser

zur Soirée. Er zeigte mir seine reiche (ca. 400 Nummern umfassende) Autographensammlung. Auch mein Rondo[1] für zwei Claviere war darunter. In dieser Gesellschaft befanden sich einige Personen, die meine persönliche Bekanntschaft zu machen wünschten. *Fuchs* schenkte mir ein Blatt mit *Beethoven's* Handschrift.

Euer letzter Brief hat mir sehr grosse Freude gemacht, denn ich sah die Handschrift aller meiner Theuersten und Nächsten auf einem Papiere vereinigt. Ich küsse Euch dafür Eure zierlichen Händchen und Füsschen, wie es deren in ganz Wien nicht giebt."

Endlich gelangte *Chopin* dazu, öffentlich in Wien aufzutreten. Fremd in der grossen Kaiserstadt musste er sich auf Anderer Rath verlassen, und theils vertrauungsvoll wie ein Kind, theils — je nachdem seine Stimmung — misstrauisch, glaubte er seinen Rathgebern nicht. Die Unruhen in seinem Vaterlande hatten ihn, den Polen, um die Protection der hochgestelltesten Persönlichkeiten Wiens gebracht; unter den Künstlern fand er im Ganzen Gleichgültigkeit, mitunter auch Neid. So sah er unentschlossen und niedergeschlagen zu, wie in der Saison andere Pianisten Gold und Beifall ernteten, und wirkte nur am 4. April in einer einzigen Matinée mit, welche die Sängerin *Garcia-*

Fertigkeit Violoncell und war einer der intimeren Freunde *Beethoven's*. Als nach dessen Tode *Beethoven's* Nachlass versteigert wurde, erstand *Fuchs* unter anderen Manuscripten auch eines seiner Skizzenbücher und schenkte dasselbe später *Felix Mendelssohn* aus Verehrung. Ein anderes Skizzenbuch erstand *Wilhelm Beer*, der Bruder von *Meyerbeer*. Die schöne Sammlung von *Aloys Fuchs* wurde nach dessen Ableben zerstreut.

[1] Dieses Rondo ist in der Sammlung der Nachlasswerke unter Op. 73 erschienen.

Vestris im grossen Redoutensaale veranstaltete. Erst spät, als bereits die reichsten Einwohner Wiens, wie sie alljährlich zu thun pflegen, theils aber auch in Folge der Cholera-Epidemie, die Stadt verlassen hatten, gab er ein eigenes Concert,[1] das nun natürlich schwach besucht war, und ihm mehr Ausgaben als Einnahmen brachte. In den vorhandenen Briefen an seine Familie oder Freunde geschieht dessen keine Erwähnung; dagegen berichtet er wieder über die Vorbereitungen zur Abreise.

„Wien, Sonnabend, Juli 1831.

Aus dem letzten Brief, meine Theuersten, ersah ich, dass Ihr Euch schon an das Unglück gewöhnt habt. Glaubt mir, auch ich bin nicht sogleich niedergeschlagen. Hoffnung, o grüne, theure Hoffnung!

Endlich habe ich meinen Reisepass. Aus der Abreise am Montag wird nichts werden; erst Mittwoch wollen wir nach Salzburg und von dort nach München.

Ich liess meinen Reisepass nach London visiren,

[1] In Nr. 38 der „Allgemeinen musikalischen Zeitung" vom 21. September 1831 finden wir dieses Concert erwähnt, wie es scheint von *Kandler*. Es heisst: „*Friedrich Chopin* ist hier aufgetreten, der sich bereits während seiner vorjährigen Anwesenheit als Pianist ersten Ranges geltend machte.

Die Ausführung seines neuesten, ernst stylisirten Concertes in E-moll gab keine Veranlassung, unser früheres Urtheil zu widerrufen. Wer es so redlich meint mit der wahren Kunst, dem gebührt auch wahre Hochachtung!"

Andere Wiener Blätter haben sich in derselben Art über seine Compositionen ausgesprochen, lobten seine Fertigkeit und sein seelenvolles Spiel; jedoch war die Anerkennung noch immer eine zu reservirte für den zwar noch jungen, aber hochbegabten Künstler.

die Polizei that es auch sogleich; aber von der russischen Gesandtschaft wurde mir derselbe zwei Tage zurückgehalten und dann endlich die Erlaubniss zur Reise — nicht nach London, sondern nach München — gegeben. Mir ist's gleichgültig, wenn nur Herr *Maison*, der französische Gesandte, meinen Pass unterschreibt. Zu diesen schon erwähnten Sorgen ist noch eine hinzu gekommen. Um nach Bayern reisen zu können, muss man einen Gesundheitspass wegen der Cholera haben, andernfalls darf man die bayrische Grenze nicht überschreiten. Wir sind schon deshalb einen halben Tag mit *Kumelski* herumgelaufen. Nachmittags sollen wir endlich diesen Pass bekommen. Es freute uns, dass wir bei diesen Wanderungen wenigstens hohe Gesellschaft hatten, denn Graf *Alexander Fredro*,[1] den wir an seinem polnischen Aussehen, seiner feinen Sprache und dem Reisepass erkannten, ist mit uns wegen eines solchen Gesundheitspasses für seinen Bedienten herumgerannt.

Heute erzählt man sich hier, die Stadt Wilna sei eingenommen. Möchte diese Nachricht wahr sein!

Jeder hat hier furchtbare Angst vor der Cholera; sie treiben diese Sorge bis ins Lächerliche. Es werden gedruckte Gebete verkauft, in welchen zu Gott und allen Heiligen um Aufhören der Cholera gefleht wird. Niemand getraut sich Obst zu essen und die Meisten fliehen aus der Stadt.

[1] *Alexander* Graf *von Fredro*, geboren 1793, berühmt als Verfasser vorzüglicher Lustspiele, von seinen Landsleuten der „polnische *Molière*" genannt, begann seine literarische Thätigkeit mit der Uebersetzung des Dramas „Clavigo" von *Goethe*. Seine Lustspiele sprudeln von originellen Ideen und sind eine Zierde des Nationaltheaters. Er starb in Lemberg am 14. Juli 1876.

Mechetti lasse ich eine Polonaise für Violoncell hier.

Louise schreibt mir, dass Herr *Elsner* mit der Recension[1] sehr zufrieden war; ich bin neugierig, was er über die anderen sagen wird, denn er war ja mein Lehrer in der Composition. Es fehlt mir an garnichts, nur mehr Leben, mehr Geist! Ich fühle mich oft abgespannt, aber zuweilen so lustig, wie zu Hause. Wenn ich trübe Stunden habe, so gehe ich zu Madame *Schaschek*; dort treffe ich gewöhnlich mehrere liebenswürdige Polinnen, die mit ihren herzlichen und von den besten Hoffnungen erfüllten Worten mich stets aufheitern, so dass ich gleich anfange, die hiesigen Generale nachzuahmen. Es ist dies ein frischgebackener Witz von mir; aber Diejenigen, welche es gesehen haben, wollen vor Lachen fast sterben. Doch ach, es giebt Tage, wo man aus mir nicht zwei Worte herauspresst und aus mir überhaupt nicht klug wird; dann fahre ich in der Regel für dreissig Kreuzer nach Hietzing oder sonst in die Umgegend von Wien, um mich zu zerstreuen.

Zacharkiewicz aus Warschau war bei mir, und als seine Frau mich bei *Schaschek* sah, konnten sie sich nicht genug wundern, dass aus mir ein so strammer Bursche geworden ist. Ich habe auch nur an der rechten Seite den Backenbart stehen lassen, und der wächst sehr gut; an der linken Seite ist er ja garnicht nöthig, denn man sitzt ja stets nur mit der rechten Seite gegen das Publicum!

Vorgestern war der biedere *Würfel* bei mir; es kamen auch noch *Czapek*, *Kumelski* und viele Andere,

[1] Wahrscheinlich eine Recension über sein nunmehr stattgefundenes Concert.

und wir fuhren zusammen nach St. Veit — ein schöner Ort; dasselbe könnte ich aber nicht vom Tivoli sagen, wo eine Art Caroussel oder vielmehr eine Bahn mit Schlittwagen eingerichtet ist. Dieselbe wird „Rutsch" genannt. Es ist ein kindischer Spass, allein eine Menge erwachsener Personen lassen sich mit diesem Wagen ohne jeden Zweck den Berg hinabrollen. Ich hatte anfangs keine Lust, das zu versuchen; aber als wir acht zusammen waren, und dazu lauter gute Freunde, fingen wir an, uns um die Wette herabzulassen. Es war Unsinn, und doch lachten wir Alle von Herzen. Ich selbst machte seelenvergnügt diesen Spass mit, bis mir einfiel, dass gesunde und kräftige Menschen etwas Besseres thun könnten — jetzt, wo die Menschheit solche zum Schutz und zur Vertheidigung auffordert. Mag der Teufel den Leichtsinn holen!

Kürzlich wurde hier *Rossini's* „Belagerung von Corinth" sehr gut gegeben, und ich freue mich, dass ich diese Oper noch hören konnte. Fräulein *Heinefetter* und die Herren *Wild*, *Binder* und *Forti*, mit einem Worte, was nur Wien an guten Kräften besitzt, trat in dieser Oper auf und leistete sein Bestes. Ich war mit *Czapek* in der Oper; als sie zu Ende war, gingen wir zusammen speisen in dasselbe Gasthaus, wo *Beethoven* sein Nachtessen einzunehmen pflegte.

Doch, damit ich es nicht vergesse, ich werde wohl von Banquier *Peter* etwas mehr Geld nehmen müssen, als mir der liebe Papa bestimmt hat. Ich bin sehr sparsam; aber Gott weiss, ich kann nicht anders, sonst würde ich mit einem fast leeren Beutel abreisen müssen. Gott behüte mich vor Krankheit; aber wenn mir etwas zustiesse, könntet Ihr mir vielleicht Vorwürfe machen, dass ich nicht mehr genommen hätte.

Verzeiht mir, aber bedenkt, dass ich schon Mai, Juni und Juli von diesem Gelde gelebt habe, und dass ich jetzt mehr für mein Mittagessen zahlen muss, als im Winter. Ich thue das nicht nur aus eigener Ueberzeugung, sondern folge auch dem guten Rath der Anderen. Es thut mir sehr leid, dass ich Euch darum bitten muss, Papa hat schon mehr wie drei Groschen für mich ausgegeben; ich weiss auch recht gut, wie sauer das Geld zu verdienen ist. Glaubt mir, meine Theuersten, es wird mir schwerer, Euch darum zu bitten, als es Euch ankommt, es mir zu geben. Der liebe Gott wird schon weiterhelfen, punctum!

Im October wird es ein Jahr, dass mir mein Reisepass ertheilt worden ist; gewiss muss man denselben prolongiren; wie soll ich das machen? Schreibt mir, ob Ihr mir einen neuen schicken könnt? Vielleicht geht das garnicht?

Oefters laufe ich auf die Strasse und suche Hans oder Titus. Gestern wollte ich schwören, dass ich Letzteren von hinten gesehen, und schliesslich war es ein verdammter Preusse! Hoffentlich geben Euch diese Ausdrücke keine schlechte Meinung von meiner in Wien erlangten Bildung. Man hat hier keine besonders gewählten Redensarten, „Gehorsamer Diener“ ausgenommen, das man beim Abschiednehmen gebraucht und wie „Korschamer Diener“ ausspricht. Ich habe nichts von dem, was von Natur Wienerisch ist, angenommen; so kann ich z. B. noch immer keinen Tanzwalzer spielen, und das ist wohl Beweises genug.

Gott gebe Euch Gesundheit. Möge keiner von unseren Bekannten mehr fallen. Schade um den Gustav!

Heute bin ich zu Mittag bei *Schaschek*; ich nehme

die Knöpfe mit den polnischen Adlern und das Taschentuch mit dem Kosynier.[1] Ich habe eine Polonaise geschrieben, die ich *Würfel* hier lassen muss. Das Portrait unseres Oberfeldherrn General *Skrzynecki* habe ich erhalten, aber schrecklich ruinirt und durchlöchert in Folge der Cholera. Eure Briefe werden ebenfalls durchstochen und jedem ein grosser Gesundheitsstempel aufgedrückt: solche Angst haben sie hier!

Euer

Friedrich."

Am 20. Juli 1831 benachrichtigte *Chopin* seine Eltern, dass er denselben Tag mit *Kumelski* die Reise über Linz und Salzburg nach München angetreten. Er schreibt, dass er gesund und mit Geld versehen wäre, fürchtet jedoch, dass es nicht hinreichen würde, und bittet, ihm wieder Geld nach München zu schicken. Hier musste er sich einige Wochen aufhalten, weil er aus Warschau die Mittel zur Reise nach Paris erwartete. In dieser Zeit hatte er Gelegenheit, die ersten Münchner Künstler kennen zu lernen, unter diesen: *Bärmann, Berg, Schunke, Stunz*, die alle, bei näherer Bekanntschaft mit ihm, von seinem Spiel und seinen Werken entzückt waren und ihm zuredeten, öffentlich in den Concerten der philharmonischen Gesellschaft aufzutreten. Friedrich spielte in einem derselben sein E-moll-Concert mit Orchesterbegleitung. Die Zuhörer, von der Schönheit der Composition und seinem vortrefflichen, poetischen Vortrage hingerissen, überhäuften den jungen Virtuosen

[1] Einige aufständische polnische Infanterie-Regimenter hiessen „Kosyniery", weil sie nur mit Sensen (Kosy) bewaffnet waren.

mit stürmischem Beifall und aufrichtiger Bewunderung. Diese Musik, mit welcher *Chopin* ein empfängliches Publicum erfreute, war zugleich sein Schwanengesang auf deutschem Boden, denn während seiner achtzehnjährigen Ansässigkeit im Auslande ist er nie wieder in Deutschland öffentlich als Künstler aufgetreten. Es scheint, als ob der letzte Aufenthalt in Wien ihm die Lust dazu auf immer geraubt hätte.

Durch den in München errungenen Erfolg ermuthigt, ging *Chopin* nach Stuttgart, um auch daselbst zu concertiren. Hier aber traf ihn ein schwerer Schlag: die Nachricht von der Einnahme Warschau's durch die Russen am 8. September 1831. Kummer, Sorge und Verzweiflung über das Schicksal seiner Verwandten und des geliebtesten Wesens füllten das Maass seiner Leiden. Unter dem Einfluss dieser traurigen Stimmung hat er die prachtvolle C-moll-Etude in Stuttgart geschrieben (die letzte in der ersten Sammlung, welche *Liszt* gewidmet war), von Vielen die Revolutions-Etude genannt. Ueber dem tollen und stürmischen Passagengewitter der linken Hand erhebt sich die Melodie bald leidenschaftlich, bald in stolzer Majestät, dass den Zuhörer süsse Schauer überrieseln und er sich einbilden kann, Zeuss sende seine Donnerkeile auf die Menschheit herab.

Ende September 1831 ging *Chopin* nach Paris. Auf seinem Pass stand: „passant par Paris à Londres."

Viele Jahre später, als er in Frankreich schon eingebürgert und naturalisirt war, sagte er oft lächelnd: „Ich bin ja hier nur auf der Durchreise."

Von seiner Ankunft in Paris 1831 bis zu seinem Tode 1849 hat er in gleicher Weise wie früher mit seiner Familie correspondirt; aber aus dieser reichen

Briefsammlung ist leider nichts übrig geblieben. Als nämlich nach *Chopin's* Tode dessen Nachlass in Paris zum öffentlichen Verkauf ausgestellt war, hat Miss *J. W. Stirling,* eine Schottin, seine Schülerin und enthusiastische Verehrerin, die Einrichtung seiner beiden Salons mit den darin befindlichen Andenken, die er bei seinen Lebzeiten gern um sich hatte, gekauft. Sie nahm Alles mit in ihre Heimath, und bildete daraus eine Art von *Chopin*-Museum.

In dieser interessanten Sammlung befand sich ein Portrait des genialen Künstlers, von seinem Freunde *Ary Schäffer* gemalt, ein Flügel von *Pleyel,* auf dem *Chopin* gewöhnlich spielte; ein Service von Sêvres-Porzellan mit der Inschrift: „Offert par Louis Philippe à *Frédéric Chopin* 1839"; ferner eine kostbare, prachtvoll eingelegte Chatoulle (ein Geschenk von *Rothschild*), endlich Teppiche, Tischdecken, Fauteuils, beinahe alles Handarbeiten von seinen Schülerinnen.

Miss *Stirling* hatte in ihrem Testamente bestimmt, dass alle diese Andenken nach ihrem Tode der Mutter des von ihr verehrten Künstlers zufallen sollten. Sie wurden daher 1858 nach Warschau in die Wohnung der Letzteren gebracht. Nach dem Tode der Mutter im Jahre 1861 kamen sie in die Hände von *Chopin's* Schwester, Frau *Isabella Barcińska.* Diese Dame bewohnte die zweite Etage zweier nebeneinander stehenden Häuser, welche gerade die Grenzscheide der „Neuen Welt" und der „Krakauer Vorstadt" bilden und dem Grafen *Andreas Zamoyski* gehörten.

Einige im höchsten Grade exaltirte junge Leute hatten gleich im Anfang der politischen Unruhen, welche dem Aufstande im Januar 1863 vorangingen (und zwar

ganz gegen die allgemeine Meinung) beschlossen, das Leben eines jeden Statthalters zu bedrohen. Obgleich nun diese durch patriotischen Fanatismus hervorgerufenen unglücklichen Anschläge sämmtlich misslangen, wurden sie doch immer wieder erneuert; durch den blutigen Kampf, der im ganzen Lande wüthete, bis zum Aeussersten gereizt, projectirte man jetzt ein Attentat gegen die Person des Grafen *von Berg,* welcher nach Abberufung des Grossfürsten *Constantin Nikolaiewicz* die oberste Behörde im Königreich Polen wurde.

Am 19. September 1863 Abends 6 Uhr kehrte der Graf *Berg* in seinem von einer Escorte von Tscherkessen umgebenen Wagen aus dem Belvédère in das königliche Schloss zurück. Als der Wagen an die Stelle kam, wo die „Neue Welt" und die „Krakauer Vorstadt" zusammenstossen, fiel aus der vierten Etage des Hauses des Grafen *Zamoyski* ein Schuss, dem einige Orsini-Bomben folgten. Es entstand auf der Strasse sofort grosse Verwirrung; jedoch wurde kein Mensch getödtet, nur einige Pferde von der Escorte erlitten Verwundungen. Wenige Minuten später erschien eine Abtheilung Militär, welches zu jener Zeit immer marschfertig auf dem sächsischen Platze stand. Die Soldaten umringten die beiden Häuser; alle in denselben befindlichen Frauen wurden auf die Strasse geschleppt, dann aber freigelassen; die Männer hingegen unter militärischer Bedeckung nach der Citadelle gebracht.

So wie die Lava aus dem Krater strömt, Alles, was sie auf ihren Wegen findet, mit ihrer Gluth vernichtend und mit sich fortreissend, so stürzte die wüthende Soldateska von einem Stockwerk in das andere und machte Alles schonungslos nieder. Mobilien, Flügel, Bücher, Manuscripte, mit einem Worte Alles,

was sich in dem Hause befand, wurde durch die Fenster auf die Strasse geworfen. Die zu grossen Mobilien, wie z. B. Schränke mit Wäsche und Kleidern, hatte man vorher mit Beilen zerhackt, dem Flügel die Füsse abgehauen u. s. w. Da diese beiden Häuser im schönsten Stadttheile standen, so waren sie nur von wohlhabenden Leuten bewohnt, und man kann sich vorstellen, welche Masse Mobilien sie enthielten; thatsächlich befanden sich darunter 15 bis 20 Flügel. Als die sinnlos wüthenden Soldaten sich in dem zweiten Stockwerk des Hauses, welches die Schwester *Chopin's* bewohnte, befanden, sah man, wie der ganze von der Familie mit der grössten Pietät aufbewahrte Nachlass des grossen Künstlers zerstört wurde.

Der Flügel, auf dem er spielen gelernt hatte (aus der Fabrik von *Buchholtz*), der erste Vertraute und Wiedergeber seiner Jugendwerke, wurde von den Moskowiten auf die Strasse geworfen.[1]

Als die Nacht hereinbrach, bauten die Soldaten von diesen Sachen einen Holzstoss auf dem Platze am Fusse des Kopernikus-Denkmals, und holten aus ihrer Caserne Kessel herbei, die mit Wein, Rum, Spiritus und Zucker — aus den geplünderten Kaufmannsläden — gefüllt wurden. Sie brauten sich Punsch, den sie beim Klange lustiger Lieder tranken. Um das Feuer zu erhalten, warfen sie zuletzt alle Bilder, Bücher und Papiere, worunter auch *Chopin's* an seine Familie gerichteten Briefe sich befanden, in die Flammen. Augenzeugen versichern, dass ein Offizier eine Zeit lang das

[1] Das Instrument von *Pleyel*, welches 1858 aus Schottland geschickt worden war, befand sich glücklicher Weise nicht unter den anderen Andenken, sondern im Besitz der Nichte *Chopin's*, Frau *Ciechomska*, die auf dem Lande lebte.

von Freundeshand gemalte Portrait *Chopin's* betrachtete, ehe er es schonungslos dem Feuer übergab.

Der Verlust aller dieser Andenken ist nicht so schmerzlich, wie die Vernichtung der Briefe, in denen *Chopin* seine ganze Seele, voll von Liebe für die Seinen, von Patriotismus für sein Geburtsland, von Begeisterung für seine Kunst und Bewunderung für alles Schöne und Edle, ausgegossen hatte. Höchst interessant und für den Culturhistoriker von Werth waren besonders die Briefe, welche *Chopin* aus Paris zu der Zeit geschrieben hat, wo er als Künstler täglich Lorbeerkränze empfing und mit den höchsten Personen, sowie mit den Pariser Kunst-Koryphäen in nahe Berührung kam; denn seinen Eltern schilderte er diese Erlebnisse eben so lebendig als treu, so dass sie sich von allen diesen Personen deutliche Vorstellungen machen konnten. Zu bedauern ist es auch, dass seine von Heiterkeit und blendendem Witz leuchtenden Mittheilungen der Welt verloren gegangen sind. In der That schilderte ein Federstrich *Chopin's* die interessantesten und bedeutendsten seiner mit ihm verkehrenden Zeitgenossen oft treffender, als lange, absichtlich begonnene und weitschweifig ausgeführte Beschreibungen von manchem Schriftsteller. Ist nun auch durch jenes Warschauer Zerstörungswerk eine schätzbare Quelle für den Biographen versiegt, so stützt sich derselbe von hier ab[1] nicht minder sicher auf eigene Wahrnehmung, auf die Berichte glaubwürdiger ihm persönlich bekannter Männer und Frauen, so wie auf die anderwärts verbliebene Correspondenz *Chopin's* mit seinen Freunden.

[1] Nämlich in Erzählung der Ereignisse vom Herbst 1831 ab. Die früheren Familienbriefe waren bereits vor 1863 in Warschau copirt worden.

Achtes Kapitel.

Aufenthalt in Paris. Chopin beabsichtigt bei Kalkbrenner Unterricht zu nehmen. Chopin will nach Amerika gehen. Misserfolge. Er entschliesst sich, nach Warschau zurückzukehren. Soirée bei Rothschild.

In der Zeit, als *Chopin* nach Paris kam, herrschte dort noch immer eine gewisse politische Aufregung; Louis Philipp regierte auf den Trümmern der legitimen Dynastie trotz aller Anstrengungen der Legitimisten, wie sich die Anhänger Karl's X. und seiner Nachkommenschaft nannten. In allen Schichten der Bevölkerung gab es noch Parteien; und obgleich diese Zustände der Kunst nicht förderlich, so war das politische Leben doch für Friedrich noch ohne Bedeutung, da er nicht nach Paris gekommen, um sich öffentlich hören zu lassen, sondern lediglich um sich weiter auszubilden.

Bald nach der Einnahme von Warschau wanderte die polnische Armee nach Preussen und Oesterreich

aus, und viele dieser Streiter kamen nach Paris. Alle die, welche während des Aufstandes als Regierende oder Kämpfende an der Spitze gestanden, die Landtagsmitglieder, Officiere, Dichter und Schriftsteller, die durch patriotische Lieder oder Zeitungsaufsätze das Volk für den Kampf begeistert hatten, fürchteten die Rache der Russen und suchten Zuflucht in Frankreich in der Hoffnung, dass sich dasselbe früher oder später für das den Polen geschehene Unrecht warm genug interessiren würde, um ihm zu seinem Rechte zu verhelfen. Unglücklicher Irrthum!

Die Folgen davon waren entsetzlich.

Einige Tausend intelligente Männer hatten Polen verlassen, Männer, die nicht zu ersetzen waren; denn mit ihrem Abgange verminderte sich das Licht, das sie auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste angezündet hatten; es fanden sich keine würdigen Nachfolger, und der russischen Regierung war das gerade erwünscht.

Man brauchte einige Jahrzehnte, reich an traurigen Erfahrungen, um endlich die Polen zu überzeugen, dass ihre Erwartungen thöricht, ihre Versuche, sich zu befreien, nutzlos, jede Hoffnung auf Hülfe von Frankreich vergebens sei.

Chopin war natürlich bald von seinen in Paris eingetroffenen Landsleuten umringt und pflog mit ihnen freundschaftlichen Umgang. Ueber das Schicksal seiner Verwandten in Warschau beruhigt, erheiterte sich sein Gemüth allmählig wieder, und er fragte sich oft: „Was thu' ich weiter?

Der Plan, den er sich in der Heimath zu seiner Kunstreise gemacht hatte, war total durchkreuzt worden, und es musste ein neuer entworfen werden. Ein

Concert in Paris zu geben, schien nicht thunlich; denn wer hätte sich in dieser Zeit für einen jungen, unbekannten Pianisten interessirt, der die Kühnheit besass, jetzt öffentlich aufzutreten? Das in wenig Zeilen ausgesprochene Lob der Wiener und Leipziger Zeitungen machte in Paris keinen Eindruck, weil die Einwohner dieser Weltstadt mit Politik oder Zerstreuungen aller Art beschäftigt waren. Das musikalische Publicum von Paris legt auch auf die in ausländischen Journalen befindlichen Kritiken wenig oder gar keinen Werth. Man bildet sich dort ein, das Orakel für die ganze civilisirte Welt sei der Ausspruch, der von Paris komme; nur an der Seine habe man das Recht, einen europäischen Ruf zu machen oder zu vernichten.

Friedrich wollte die kostbare Zeit nicht unbenutzt lassen; weit entfernt, sich schon für einen vollendeten Künstler zu halten, beschloss er auf's Neue, sich an *Kalkbrenner* zu wenden, um unter dessen Leitung fortzustudiren.

Friedrich Kalkbrenner stand damals auf der Höhe seines Ruhmes als Virtuos und wurde für den ersten Pianisten Europas gehalten. *Chopin* machte ihm daher einen Besuch, bei welchem er ihm andeutete, dass er Lust habe, sein Schüler zu werden. Der berühmte Künstler bat *Chopin*, ihm etwas vorzuspielen, und merkte natürlich, welch' Geisteskind der junge Pole war, und dass er nichts mehr zu lernen habe. *Chopin*, bescheiden und voll von heiligem Eifer, in seiner Kunst das Höchste zu leisten, ahnte nicht, was während seines Spieles in *Kalkbrenner's* Innerem vorging. Letzterer besass allerdings schon einen Ruf als Pianist, der keine Vergrösserung brauchte; aber ein Schüler von solcher Genialität, wie sie *Chopin* besass, musste

ihm doch immerhin auch den Ruf eines vorzüglichen Lehrers erwerben. Er hielt es daher für klug, den so aussergewöhnlich beanlagten Schüler nicht zurückzuweisen.

Kalkbrenner, dessen Urtheil maassgebend war, der selbst seinen Ausspruch für infallibel hielt oder doch so hinzustellen wusste, glaubte an *Chopin's* Spiel etwas aussetzen zu müssen, und machte ihm den Vorwurf, dass sein Fingersatz der klassischen Methode ganz entgegen sei; ferner fand er, dass dem Spiele *Chopin's* die gute Schule fehle, dass er als Virtuos und Componist zwar begabt und auf gutem Wege sei, aber leicht auf Irrwege gerathen könne etc. etc.

Als *Chopin* schweigend zuhörte, versicherte Herr *Kalkbrenner*, dass er bereit sei, den jungen Mann zu unterrichten, um ihm seine Fehler, die ihm stets in Ausübung seiner Kunst hinderlich sein würden, abzugewöhnen, aber nur unter der Bedingung: dass *Chopin* sich verpflichte, wenigstens drei Jahre bei *Kalkbrenner* Unterricht zu nehmen. *Chopin* war hierüber sehr erstaunt; aber weil er sich selbst noch nicht richtig zu schätzen wusste, beschloss er, sich in dieser für ihn höchst wichtigen Angelegenheit nicht sofort zu entscheiden. Er schrieb daher an seinen Vater und an *Elsner*, um des Vaters Wunsch und seines frühern Lehrers Ansicht zu hören. *Elsner* war über *Kalkbrenner's* Zumuthung nicht wenig überrascht; er fragte sich, warum der berühmte Pianist einen solchen Zeitraum bei einem Clavierspieler, wie *Chopin*, verlange; etwa um das zu vernichten, was er bereits konnte und was originell an ihm war?

Elsner wusste besser als jeder Andere, welche tiefe Quelle musikalischer Erfindung in *Chopin* vor-

handen, und wie weit seine technische Fertigkeit als Pianist sich bereits entwickelt hatte. Er war eher dafür, *Chopin's* Virtuosität im Spiele mit dessen künstlerischer Laufbahn als Componist in Einklang zu bringen, als die freie Entwickelung seiner Schöpferkraft durch einseitige musikalische Studien zu hindern. So schrieb er denn — seiner Ueberzeugung nach — an den geliebten Schüler:

„Warschau, 27. November 1831.

Lieber Friedrich!

Ich lese mit Vergnügen in Deinem Briefe, dass Dich der erste Pianist (wie Du schreibst) *Kalkbrenner* so freundlich aufgenommen hat. Ich habe seinen Vater in Paris im Jahre 1805 gekannt; sein Sohn, der noch sehr jung war, zeichnete sich schon damals unter den ersten Virtuosen aus. Es freut mich, dass er Dir versprochen hat, Dir die Geheimnisse der Kunst zu offenbaren; aber erstaunt bin ich, dass er hierzu drei Jahre bedarf! Hat er etwa, als er Dich zum ersten Male sah und hörte, gefunden, dass Du so lange Zeit brauchtest, um Dir seine Methode anzueignen? Oder, dass Du Deine musikalische Begabung nur für's Clavier, und Dein Compositionstalent nur für dieses Genre von Tondichtungen verwenden sollst? Wenn er mit seinen künstlerischen Erfahrungen unserer Kunst im Allgemeinen, Dir aber speciell dienen will, wenn er Dein wahrhafter Freund ist, so sei ihm ein dankbarer Schüler.

In der Compositionslehre soll man aber nicht zu engherzig und scrupulös sein, ganz besonders bei solchen Schülern, deren Fähigkeiten hervorragend sind und die eine gewisse Selbstständigkeit der Erfindung

bekunden. Man muss sie lieber ihren eigenen Weg gehen und das suchen lassen, was vorher noch nicht gefunden war. Der Schüler muss künstlerisch mit seinem Meister nicht nur auf einer Stufe stehen, er muss, wenn bedeutendes individuelles Talent ihn unterstützt, darüber hinausstreben und seine Eigenart so ausbilden, dass er persönlich glänzt.

Das Spielen eines Instruments, sei es noch so vortrefflich, wie z. B. *Paganini's* auf der Geige oder *Kalkbrenner's* auf dem Piano, mit Allem, was uns bezaubert, soll nur das Mittel, aber nie der Zweck der Tonkunst sein. Der Ruf, den ehemals *Mozart* und *Beethoven* als Pianisten genossen, ist längst verklungen, und ihre Claviercompositionen, obgleich sie unbestritten klassische Werke sind, müssen in Bezug auf die vielseitige geschmackvolle Behandlung dieses Instruments dem heutigen modernen Geschmacke weichen. Hingegen leben ihre anderen Tonschöpfungen, die nicht speciell für ein Instrument geschrieben sind, z. B. ihre Opern, Symphonien, Quartette etc. fort und werden stets neben den musikalischen Erzeugnissen der Gegenwart bestehen, ja vielleicht von diesen nie erreicht werden. Sapienti pauca!

Man soll einen Schüler nicht zu lange mit einer Methode und dem Geschmacke einer Nation beschäftigen. Das wirklich Schöne soll nicht nachgeahmt, sondern in Verbindung mit dem eigenen Genie nachgefühlt werden. Als Norm in der Kunst soll nicht ein Mensch oder ein Volk dienen; die göttliche Natur ist das einzig Vollkommene. Einzelne Individuen wie auch Nationen geben nur Beispiele, die mehr oder weniger gelungen sind.

Mit einem Wort: Das, womit der Künstler (der

fortwährend von seinen Umgebungen lernt) seine Zeitgenossen in Staunen setzt, kann nur von sich und durch sich selbst Vollkommenheit erlangen. Die Ursache seines verdienten Ruhmes in der Gegenwart wie in der Zukunft ist keine andere, als seine geniale Individualität, die sich in seinen Kunstwerken offenbart.

Später mehr. Sei so freundlich, empfiehl mich, bitte, dem Grafen *Plater, Grzymała* und *Hofmann*. Für *Lesueur*, *Paër*, *Kalkbrenner* und *Norblin* viele Grüsse; *Orłowski* umarme in meinem Namen.

Joseph Elsner."

Auf diese höchst wichtigen Betrachtungen *Elsner's* antwortete Friedrich wie folgt:

„Paris, 14. December 1831.

Verehrter Herr *Elsner!*

Ihr Brief war mir ein neuer Beweis väterlicher Sorgfalt und aufrichtigen Interesses, das Sie für mich, Ihren dankbaren Schüler, hegen.

Anfang vorigen Jahres, obgleich ich wusste, was mir noch fehlte und wie weit ich noch entfernt war, um das Vorbild, das ich in Ihnen habe, zu erreichen, wagte ich dennoch zu denken: ich will mich ihm nähern, und wenn nicht ein *Lokietek*, so kann doch vielleicht ein *Laskonogi* aus meinem Kopfe entspringen.[1]

Heute sind alle meine derartigen Hoffnungen vernichtet; ich bin gezwungen, daran zu denken, mir als

[1] *Lokietek* und *Laskonogi* waren Könige von Polen und wurden so genannt, weil der Erste sehr klein war, während der Letztere dünne Beine hatte. *Elsner* hat im Jahre 1818 eine Oper unter dem Titel „Łokietek" geschrieben, die viel Beifall auf der Nationalbühne fand.

Pianist in der Welt Bahn zu brechen; ich muss für einige Zeit den höheren künstlerischen Zweck, von dem Sie mir schrieben, in den Hintergrund treten lassen. Um ein grosser Componist zu sein, muss man ausser schöpferischer Kraft auch Erfahrung und Selbstkritik besitzen, welche man, wie Sie mich gelehrt haben, nicht nur bei'm Anhören fremder Werke, sondern mehr noch bei genauer Prüfung der eigenen erhält.

Mehrere junge, sehr fähige Schüler des Pariser Conservatoriums warten mit den Händen im Schoos auf die Aufführungen ihrer Opern, Symphonien und Cantaten, die bis jetzt nur *Lesueur* und *Cherubini* auf dem Papier gesehen haben. Ich spreche hier nicht von kleinen Theatern, obgleich es auch da schwer hält, anzukommen. Hat man endlich das Glück, wie *Thomas Nidecki*, in Wien im Leopoldstädtertheater eine Aufführung zu erlangen, so erwächst daraus, selbst wenn das Werk werthvoll ist, wie wir gesehen haben, für den Componisten kein grosser Vortheil. Sogar *Meyerbeer*, der seit zehn Jahren in der musikalischen Welt doch schon rühmlich bekannt war, hat drei Jahre vergebens in Paris gesessen, gearbeitet und bezahlt, ehe es ihm gelang, seine Oper „Robert der Teufel", die jetzt so viel Furore macht, zur Aufführung zu bringen. *Auber* war durch seine dem Publicum sehr sympathischen Werke *Meyerbeer* zuvorgekommen und machte in der grossen Oper dem Ausländer nicht so schnell Platz.

Meiner Ueberzeugung nach ist derjenige der Glücklichere, der im Stande ist, seine Compositionen selbst zu Gehör zu bringen. Ich bin hier und da in Deutschland als Pianist bekannt; mehrere musikalische

Zeitungen haben meine Concerte rühmend erwähnt und sprechen die Hoffnung aus, mich bald eine hervorragende Stellung unter den ersten Claviervirtuosen einnehmen zu sehen. Heute hatte ich Gelegenheit, mein mir selbst gegebenes Versprechen zu erfüllen; warum sollte ich sie nicht ergreifen? Ich möchte nicht in Deutschland Clavierspielen lernen, denn dort wusste mir Niemand zu sagen, was es sei, das mir eigentlich fehle. Auch ich habe den Balken in meinem Auge nicht gesehen. Drei Jahre zu studiren, ist viel zu viel; das hat *Kalkbrenner* schliesslich selbst eingesehen, als er mich öfter gehört hatte. Daraus können Sie sehen, verehrter Herr *Elsner*, dass ein wahrer, verdienstvoller Virtuos das Gefühl des Neides nicht kennt. Ich würde mich auch gewiss entschliessen, noch drei Jahre zu studiren, wenn ich die Gewissheit hätte, das Ziel, welches ich mir selbst gesteckt habe, dann zu erreichen. So viel ist mir klar, dass ich nie eine Copie von *Kalkbrenner* werde; er wird nicht im Stande sein, meinen vielleicht kühnen, aber edlen Willen zu brechen: eine neue Kunst-Aëra zu schaffen!

Wenn ich jetzt weiterstudire, so geschieht dies nur, um dereinst auf eigenen Füssen zu stehen. Es war für *Ries*, der damals schon als ein berühmter Pianist galt, nicht schwer, durch seine Oper „Die Räuberbraut“ in Berlin, Frankfurt a. M., Dresden u. s. w. Lorbeern zu ernten, und wie lange war *Spohr* als vortrefflicher Geiger bekannt, ehe er „Faust“, „Jessonda“ und andere Werke geschrieben hatte? Ich hoffe, Sie werden mir Ihren Segen nicht vorenthalten, wenn Sie sehen, auf welchen Grundlagen und mit welchen Vorsätzen ich fortstrebe.

Meine Eltern haben Ihnen gewiss gesagt, dass ich mein Concert auf den fünfundzwanzigsten dieses Monats verlegt habe. Das Arrangement desselben macht mir viel Plage, und wenn es nicht durch *Paër*, *Kalkbrenner*, hauptsächlich aber durch *Norblin* (der Sie schönstens grüssen lässt) in die Hand genommen würde, so könnte ich hier nichts machen. Denken Sie, um in Paris ein Concert zu Stande zu bringen, braucht man mindestens zwei Monate.

Baillot ist sehr liebenswürdig gegen mich; er wird mit mir ein Quintett von *Beethoven*, *Kalkbrenner* ein Duett mit Begleitung von vier Clavieren spielen.

Herrn *Reicha* kenne ich nur von Ansehen. Sie können sich denken, wie neugierig ich auf seine persönliche Bekanntschaft war. Einige seiner Schüler habe ich schon gesehen, durch sie aber kein günstiges Vorurtheil von ihrem Lehrer erhalten. Er liebt die Musik nicht, besucht niemals die Concerte des Conservatoriums, will mit Niemand über Musik sprechen, und wenn er Stunden giebt, sieht er nur nach der Uhr. Aehnlich benimmt sich *Cherubini*; er redet immer von Cholera und Revolution. Diese Herren sind Mumien, die man nur von fern respectvoll betrachten und aus deren Werken man Belehrung schöpfen muss.

Fétis, den ich kenne und von dem man viel lernen kann, wohnt ausserhalb der Stadt und kommt nur seiner Stunden halber nach Paris. Dazu, sagt man, soll er gezwungen sein, weil er mehr Schulden hat, als ihm seine „Revue musicale“ einbringt. Er ist zuweilen in Gefahr, genaue Bekanntschaft mit dem Schuldgefängniss zu machen. Sie müssen wissen, dass man hier gesetzlich einen Schuldner nur in seiner Wohnung

verhaften lassen darf. Deshalb hat *Fétis* die Stadt verlassen und wohnt in der Nähe von Paris, der Himmel weiss, wo.

Eine Menge interessanter Männer in verschiedenen Fächern sind hier zu bewundern. Drei Orchester: das der Akademie, das der italienischen Oper und das des Théâtre Feydeau, muss man vortrefflich nennen. *Rossini* ist Director der italienischen Oper, die gewiss gegenwärtig die beste in Europa ist. *Lablache*, *Rubini*, *Santini*, die *Pasta*, die *Malibran*, die *Schröder-Devrient*, entzücken die feine Welt dreimal wöchentlich. *Nourrit*, *Levasseur*, *Derivis*, Mme *Damoreau-Cinti* und Mademoiselle *Dorus* sind die ersten Sterne unserer grossen Oper. *Chollet* und Mademoiselle *Casimir Prévost* werden in der komischen Oper bewundert; mit einem Worte: hier kann man erst lernen, was Gesang ist. Ich glaube, gegenwärtig ist nicht mehr die *Pasta*, sondern die *Malibran-Garcia* die grösste Sängerin in Europa. Fürst *Valentin Radziwill* ist von ihr ganz hingerissen, und oft wünschen wir Sie herbei, denn Sie würden entzückt von ihrem Gesange sein.

Lesueur dankt für Ihre Grüsse und trägt mir auf, sie tausendmal zu erwiedern. Er spricht stets sehr freundlich von Ihnen und fragt mich jedesmal: „et que fait notre bon Monsieur *Elsner?* Racontez-moi de ses nouvelles“, und gleich darauf spricht er von dem Requiem, das Sie ihm geschickt haben. Wir Alle lieben und schätzen Sie, von Ihrem Pathen, dem jungen *Anton Orlowski* an, bis auf mich. Ich fürchte, dieser liebe Freund wird lange auf die Aufführung seiner Oper warten müssen. Das Sujet ist nicht besonders, ausserdem ist das Theater bis Neujahr geschlossen. Der König giebt nicht gern Geld aus, die

Künstler brauchen viel, und nur die Engländer zahlen gut.

Ich könnte bis morgen schreiben, will aber Ihre Geduld nicht zu sehr in Anspruch nehmen. Empfangen Sie den Ausdruck meiner Verehrung und Dankbarkeit, mit welcher ich stets bin

Ihr treuer Schüler

Friedrich."

Nicht nur *Elsner's* Schreiben und die Bemerkungen der Freunde, sondern auch der gesunde Menschenverstand *Chopin's* sagte ihm, wie überflüssig und sogar schädlich der Unterricht *Kalkbrenner's* für ihn gewesen wäre. Sein Scharfblick liess ihn sehr richtig erkennen, dass er entweder eine Nachahmung von dessen Spiel, eine mit dessen Methode vollgepfropfte Maschine werden müsse, oder nicht lange als sein Schüler mit ihm harmoniren würde. Er, der seine künstlerische Selbstständigkeit neben *Field* und *Hummel* behalten hatte, sah ein, dass er nichts Klügeres thun könne, als, auf *Kalkbrenner's* Unterricht verzichtend, seinen eigenen Weg zu gehen. Um aber mit *Kalkbrenner* in freundlichem Einvernehmen zu bleiben und auch aus wahrer Hochachtung für ihn widmete ihm *Chopin* sein E-moll-Concert.

An seinen Freund *Titus Woyciechowski* schreibt *Chopin* zu jener Zeit folgende Briefe:

„Paris, 16 December 1831.

Mein lieber Titus!

Dein Brief hat mir neue Lebenskraft geschenkt!

Ich erhielt so verschiedene Nachrichten, von denen mich einige sehr beunruhigten, weil ich die Mittheilungen der Meinigen oft falsch auslege. *K.* hatte sich so sonderbar ausgedrückt, dass ich, als ich seine Worte las, mich vor meinen eigenen Gedanken entsetzte. Hoffentlich sehen wir uns in diesem Leben wieder!

Ich habe über Alles viel Schmerz empfunden. Wer konnte das voraussehen![1] Hast Du auch nicht vergessen, was wir in der letzten Nacht vor Deiner Abreise von Wien berathschlagten? Mich hat das Schicksal hierher verschlagen, ich kann hier frei aufathmen . . . . Aber deshalb muss ich auch mehr seufzen!

Paris bietet Alles, was Du willst! Du kannst Dich amüsiren, langweilen, lachen, weinen, überhaupt thun, was Dir beliebt; kein Mensch bemerkt es, weil Tausende dasselbe thun. Jeder geht eben seinen eigenen Weg. Ich glaube kaum, dass es in irgend einer Stadt mehr Pianisten giebt, als in Paris, oder irgendwo mehr Esel und Virtuosen.

Ich kam, wie Du vielleicht durch die Meinigen weisst, mit sehr wenigen Empfehlungen hierher. *Malfatti* hatte mir einen Brief an *Paër* gegeben, dann besass ich noch einige von den Wiener Verlegern: das war Alles. Als ich in Stuttgart die Nachricht von der Einnahme Warschaus erhielt, entschloss ich mich fest, nach Paris zu gehen. Durch *Paër*, der hier Hofcapellmeister ist, machte ich die Bekanntschaft von *Rossini, Cherubini, Baillot* und *Kalkbrenner*.

Du kannst Dir vorstellen, wie gespannt ich darauf

[1] Anspielung auf die Revolution in Polen.

war, *Herz* und *Hiller* spielen zu hören; sie sind Nullen gegen *Kalkbrenner*. Ehrlich gesagt, wie *Herz* spiele ich auch; aber ich möchte es so können, wie *Kalkbrenner*. Wenn *Paganini* eine Vollkommenheit ist, so ist es dieser auch, doch in einer ganz andern Art. Seine Ruhe, sein bezaubernder Anschlag, die Egalität seines Spiels kann ich Dir nicht beschreiben, in jeder Note erkennt man den Meister; er ist ein Riese, der alle andern Künstler verdunkelt. Als ich mich ihm vorstellte, bat er mich, ihm etwas vorzuspielen; was sollte ich thun?

Da ich *Herz* gehört hatte, fasste ich Muth, setzte mich an's Instrument und spielte mein E-moll-Concert, von dem man in der Hauptstadt Bayerns so sehr entzückt war. *Kalkbrenner* war erstaunt und fragte mich, ob ich ein Schüler *Field's* sei? Er äusserte, dass ich den Styl von *Cramer*, aber den Anschlag von *Field* habe. Es machte mir Spass, dass *Kalkbrenner*, als er mir etwas vorspielte, einen Fehler beging, so dass er nicht weiter konnte; aber es war wunderbar zu hören, wie er sich wieder hineinfand.

Seit dieser Begegnung sehen wir uns täglich; entweder besucht er mich, oder ich ihn. Er machte mir den Vorschlag, mich drei Jahre zu unterrichten und einen grossen Künstler aus mir zu machen. Ich sagte ihm, dass ich recht gut wüsste, was mir noch fehle; aber ich will ihn nicht nachahmen, und drei Jahre sind mir zu viel! Er hat mich überzeugt, dass ich nur dann gut spiele, wenn ich dazu begeistert bin, aber weniger gut, wenn dies nicht der Fall ist. Das kann man von *Kalkbrenner* nicht sagen; er spielt einmal wie das andere. Als er mich lange beobachtet hatte, fand er, dass ich keine Schule besässe, dass ich

allerdings auf sehr gutem Wege sei, aber leicht auf Abwege gerathen könne, und dass, wenn er aufhöre zu spielen, kein Repräsentant der grossen Clavierschule mehr da sein würde. Ich kann mit dem besten Willen keine neue Schule schaffen, weil ich nicht einmal die alte kenne; ich weiss aber, dass meine Tondichtungen etwas Eigenartiges haben und dass ich immer vorwärts strebe.

Wenn Du hier wärest, würdest Du mir sagen: „Lerne, Jüngling, so lange es Dir geboten wird!“ Viele rathen mir aber ab, Unterricht zu nehmen, meinen, dass ich ebenso gut wie *Kalkbrenner* spiele, und dass er mich nur aus Eitelkeit zum Schüler zu haben wünsche. Das ist Unsinn! Wer etwas von Musik versteht, muss *Kalkbrenner's* Talent schätzen, wenn auch seine Person unbeliebt ist, weil er nicht mit Jedem umgeht. Ich versichere Dir aber, dass in ihm etwas Höheres ist, wie in allen den Virtuosen, die ich bis jetzt gehört habe.

Dies habe ich auch an meine Eltern geschrieben, die es vollständig einsehen: *Elsner* aber begreift es nicht und hält es für Eifersucht von *Kalkbrenner*, dass dieser mich nicht nur lobt, sondern auch in Einigem mein Spiel anders wünscht. Trotz alledem, das kann ich Dir vertrauen, habe ich unter den hiesigen Künstlern schon einen hervorragenden Namen.

Den 25. December gebe ich ein Concert. *Baillot*, der Nebenbuhler *Paganini's*, und *Brod*, der berühmte Oboist, werden mich mit ihrem Talent unterstützen. Ich will mein F-moll-Concert und die Variationen aus B-dur spielen, über die ich vor einigen Tagen aus Cassel eine zehn Bogen lange Recension von einem dafür begeisterten Deutschen erhielt, der nach einer

umfangreichen Vorrede dann über jeden Takt spricht. Er hält sie nicht für Variationen im herkömmlichen Styl, sondern für ein phantastisches Gemälde. Von der zweiten Variation sagt er, dass Don Juan und Leporello laufen; von der dritten, dass er Zerline liebkost und Masetto sich in der linken Hand darüber ärgert. Im fünften Tact des Adagio fühlt er, wie Don Juan Zerline in Des-dur küsst! Komische Auffassung des Recensenten, der durchaus will, dass dieser Aufsatz in der „Revue musicale" (ein Blatt, welches seinem Schwager *Fétis* gehört) abgedruckt werden soll.

Das Concert des guten *Hiller*, der ein Schüler *Hummel's* und ein Jüngling von grossem Talent ist, hat vorgestern viel Effect gemacht. Eine Symphonie von ihm wurde sehr beifällig aufgenommen. Er hat sich *Beethoven* zum Muster dienen lassen, und sein Werk ist voll Poesie und Begeisterung. Er hat sich insofern gegen mich sehr freundlich gezeigt, als er *Fétis'* Schwager gesagt hat, dass er mir mit seinen Recensionen mehr schaden, als nützen könne.

Doch um wieder auf mein Concert zu kommen: ich spiele nicht nur das F-moll-Concert und die Variationen, sondern auch mit *Kalkbrenner* dessen Duett „Marche suivie d'une Polonaise" auf zwei Flügeln, mit Begleitung von vier anderen. Ist das nicht eine ganz tolle Idee?

Einer dieser Flügel ist sehr gross, und für *Kalkbrenner*. Der andere ist klein (ein sogenannter Monocorde), für mich. Auf den anderen grossen, die so laut wie ein Orchester sind, sollen *Hiller, Osborne, Stamaty* und *Sowiński* spielen. Ferner wirken noch mit: *Norblin, Vidal* und der berühmte Violaspieler *Urban*.

Das Schwierigste war, eine Sängerin zu finden.

Rossini hätte mir gern zu einer verholfen, wenn er allein die Erlaubniss ertheilen könnte; aber *Robert*, der zweite Director der italienischen Oper, stimmte dagegen. Er versicherte mir, er könne es keiner Sängerin gestatten, denn wenn seine Gefälligkeit gegen mich bekannt würde, kämen mehrere Hundert ähnliche Bitten an ihn.

Von der Oper muss ich Dir erzählen, dass ich nie eine so schöne Aufführung gehört habe, wie in der vorigen Woche, wo der „Barbier von Sevilla“ in der italienischen Oper mit *Lablache, Rubini* und der *Malibran-Garcia* gegeben wurde. „Othello“ soll ebenfalls vortrefflich zu Gehör kommen durch *Rubini, Lablache* und die *Pasta*; ferner auch „Italiana in Algeri“.

Paris hat in dieser Beziehung noch nie so viel geboten, wie jetzt. Du kannst Dir keine Idee von *Lablache* machen. Man sagt, dass die *Pasta* etwas an Stimme verloren; aber ich habe nie in meinem Leben einen so himmlischen Gesang gehört, als den ihrigen. Die *Malibran* mit ihrer wunderbaren Stimme beherrscht drei Octaven; sie singt einzig in ihrer Art, bezaubernd! *Rubini*, ein vortrefflicher Tenor, macht endlose Rouladen, oft zu viel Coloraturen, tremolirt und trillert fortwährend, wofür er den grössten Beifall erntet. Sein mezza voce ist unvergleichlich. Es tritt jetzt eine *Schröder-Devrient* auf, doch macht sie hier nicht so viel Furore, wie in Deutschland. Signora *Malibran* gab den Othello, die *Schröder-Devrient* die Desdemona. Die *Malibran* ist klein, die Deutsche grösser. Man dachte manchmal, die Desdemona würde den Othello erdrosseln!

Es war dies eine sehr theure Vorstellung; ich be-

zahlte für meinen Platz vierundzwanzig Francs, und zwar um die *Malibran* als Mohren, und nicht einmal ausserordentlich spielen zu sehen. Das Orchester war ausgezeichnet, aber die Ausstattung in der italienischen Oper ist nichts gegen die in der französischen „l'Académie royale".

Wenn jemals eine brillante Ausstattung in der ersteren Oper vorgekommen ist, so glaube ich doch nicht, dass sie die von „Robert le Diable" erreicht hat, der neuen fünfactigen Oper von *Meyerbeer*, der auch den „Crociato" geschrieben hat. „Robert" ist ein Meisterstück der neuen Schule, wo die Teufel durch das Sprachrohr singen und die Todten aus den Gräbern auferstehen, aber nicht so wie in „Szarlatan",[1] nur fünfzig bis sechzig Personen auf einmal! Die Bühne stellt das Innere einer Klosterruine dar, beleuchtet vom hellen Vollmondschein, der auf die Gräber der in ihnen ruhenden Nonnen fällt. Im letzten Act erscheinen in pomphaftem Lichterglanz Mönche mit Räucherwerk, und man hört dazu hinter der Scene den feierlichen Klang der Orgel.

Meyerbeer hat sich durch dieses Werk unsterblich gemacht; aber drei Jahre und darüber bedurfte er, um diese Oper zur Aufführung zu bringen. Man sagt, dass er über zwanzigtausend Francs Ausgaben für die Orgel und andere Gegenstände, die bei der Oper mitspielten, gehabt hat. Madame *Damereau-Cinti* singt auch sehr schön; ich ziehe ihren Gesang dem der *Malibran* vor. Diese setzt in Erstaunen, die *Cinti* aber entzückt. Sie singt die chromatischen Tonleitern

[1] „Szarlatan", Oper von *Kurpiński*, mit grossem Beifall in Warschau aufgeführt.

und Coloraturen fast noch vollendeter, als der berühmte Flötist *Tulou* sie bläst. Es ist kaum möglich, eine ausgebildetere Technik zu finden.

Bei *Nourrit*, dem ersten Tenor der grossen Oper, bewundert man das warme Gefühl, welches aus seinem Gesange spricht. *Chollet*, der erste Tenor der Opéra comique, der beste Darsteller des Fra Diavolo und vorzüglich in den Opern „Zampa“ und „Fiancée“, hat eine ganz eigene Art, die Rollen aufzufassen. Er reisst mit seiner sympathischen Stimme Alles hin und ist der Liebling des Publicums.

In der Opéra comique giebt man jetzt die „Marquise de Brinvilliers“; sie war zur Zeit Ludwig's XIV. die berüchtigtste Giftmischerin. Zu diesem Libretto ist die Musik von acht Componisten, nämlich von *Cherubini, Paër, Herold, Auber, Berton, Batton, Blangini* und *Caraffa*.

Ich bitte Dich um Alles in der Welt, lieber Titus, schreibe mir bald, oder komme selbst. Meine Wohnung ist: Boulevard Poissonnière 27. *W. W.* erwartet Dich. Ich möchte Dich gern sehen, und es giebt Augenblicke, in denen ich vor Sehnsucht beinahe wahnsinnig bin, besonders wenn es regnet und ich nicht ausgehen kann.

Ich glaube, dass ich für mein Concert von den interessantesten Künstlern unterstützt werde.

Bis zum Tode

Dein

Friedrich.

An denselben.

Paris, den 25. Decbr. 1831.

Zum zweiten Male, mein lieber Titus, muss ich Dir aus weitester Ferne zu Deinem Namenstag gratu-

liren; ein Blick — ein Händedruck würde Dir mehr sagen, als zehn Briefe. Deshalb will ich nicht viel Worte machen, ex abrupto kann ich nicht schreiben, und ich habe mir auch noch kein Gratulationsbuch gekauft, wie sie hier die kleinen Bursche mit schrecklichem Geschrei auf der Strasse für 2 Sous feilbieten. Die Pariser sind ein eigenthümliches Volk: wenn der Abend herannaht, hört man nichts als Titel neuer kleiner Bücher ausrufen, die aus 3—4 Bogen gedruckter Dummheiten bestehen. Die Jungens wissen ihre Waare so anzupreisen, dass man schliesslich — man mag wollen oder nicht — doch ein solches für einen Sou kauft. Dieselben tragen z. B. folgende Titel: „l'art de faire des amours, et de les conserver ensuite; — les amours des prêtres; — l'Archevêque de Paris avec Madame la duchesse *de Berry*" und tausend ähnliche Dummheiten, die aber oft sehr witzig geschrieben sind. Man muss wirklich staunen, welcher Mittel sich hier die Menschen bedienen, um ein paar Groschen zu verdienen.

Es ist nämlich in Paris jetzt grosse Noth und wenig Geld im Umlauf; man begegnet vielen schäbigen Menschen mit wilder Physiognomie, und mitunter hört man ein hitziges, drohendes Gespräch über Louis Philipp, der sammt seinem Ministerium nur noch an einem Haar hängt. Der Pöbel ist auf die Regierung empört und möchte sie umstürzen, um dem Elend ein Ende zu machen; doch ist diese zu sehr auf ihrer Hut, und der kleinste Menschenauflauf wird durch die reitende Gensdarmerie sofort auseinandergesprengt. Du weisst, dass ich vier Treppen hoch wohne, aber auf einem der Boulevards, in der schönsten Lage der Stadt. Ich habe einen Balcon nach der Strasse zu

und daher nach rechts und links einen weiten interessanten Blick über das Wogen der Bevölkerung. Gerade gegenüber in der Cité bergère hat sich der General *Ramorino* einquartirt.

Du weisst gewiss, wie ihn die Deutschen überall empfangen haben, wie sich in Strassburg die Franzosen vor seinen Wagen gespannt und ihn im Triumph fortgezogen haben: kurz — der Enthusiasmus des Pöbels für unsern General wird Dir ja bekannt sein. Paris wollte in dieser Beziehung nicht zurückstehen. Die „Ecole de médicine“ und die „jeune France“, die den Bart und die Halstücher nach einer gewissen Vorschrift tragen, beabsichtigen ihm zu Ehren eine grosse Demonstration. Jede politische Partei — ich spreche natürlich nur von den Exaltirten — hat nämlich ihre bestimmten Abzeichen: die Carlisten haben grüne Westen, die Republikaner und Napoleonisten (und diese bilden eben die jeune France), die St. Simonisten, welche sich zu einer neuen Religion bekennen und schon eine grosse Anzahl Proselyten haben, kleiden sich blau, u. s. w.

Beinahe 1000 dieser jungen Leute durchzogen mit einer dreifarbigen Fahne die Stadt, um *Ramorino* eine Ovation darzubringen. Obgleich er zu Hause war, wollte er sich nicht Unannehmlichkeiten von Seiten der Regierung aussetzen und zeigte sich deshalb nicht, trotz allen Schreiens: „Vive les polonais!“ Sein Adjutant kam heraus und sagte, dass sie der General leider nicht empfangen könne und sie bitten liesse, einen andern Tag zu kommen; den andern Morgen aber nahm er ein anderes Logis. Als nun einige Tage später eine ungeheure Menschenmasse — nicht nur junge Leute, sondern auch Pöbel, der sich unter dem

Panthéon gesammelt hatte — auf die andere Seite der Seine zu *Ramorino* zog, wuchs dieselbe wie eine Schneelawine, bis der Knäuel am Pont neuf, wo sich die reitende Gensdarmerie aufgestellt hatte, durch mehrere Chargen der letzteren aufgelöst wurde. Trotzdem Viele verwundet waren, sammelten sich neue Menschenmengen auf den Boulevards unter meinen Fenstern, um sich mit denen zusammenzurotten, die von der andern Seite der Seine herüberkommen sollten. Die Polizei konnte sich nicht mehr helfen, der Auflauf wuchs immer mehr, bis endlich eine Infanterie-Abtheilung und eine Schwadron Husaren anrückten; der Platzcommandant befahl der Municipalgarde und den Truppen, die Trottoirs und die Strasse von dem neugierigen und aufständischen Pöbel zu reinigen und die Haupträdelsführer zu arretiren. (Das ist die freie Nation!)

Die Panique griff mit Blitzesschnelle um sich: die Läden wurden geschlossen, in allen Strassenecken lief das Volk zusammen, und man pfiff die durch die Strassen sprengenden Ordonnanzen aus. Alle Fenster waren dicht mit Zuschauern besetzt, wie bei uns an grossen Feiertagen, und die Aufregung dauerte von 11 Uhr früh bis 11 Uhr Nachts. Ich glaubte schon, dass die Geschichte ein böses Ende nehmen würde; aber schliesslich sang man gegen Mitternacht: „Allons enfants de la patrie!“ und ging nach Hause. Ich kann Dir garnicht schildern, welchen Eindruck auf mich die grausigen Stimmen dieses empörten und unzufriedenen Pöbels machten! Jedermann fürchtete, dass am andern Morgen diese Emeute ihren Fortgang nehmen würde, aber — dem war nicht so. Nur Grénoble ist dem Vorbild Lyon's gefolgt; indessen weiss der Teufel, was noch alles in der Welt daraus werden kann!

Jetzt geben die Franzosen im Theater, wo bisher nur Dramas aufgeführt wurden, die ganze Geschichte unseres letzten Aufstandes. Die Menschen laufen wie verrückt dorthin, um die Kämpfe und Nationalcostüme zu bewundern. Fräulein *Plater* spielt dort auch eine Rolle mit anderen Damen, denen man die Namen Lodoiska, Faniska, Floreska giebt; auch ein General *Gigult*[1] betheiligt sich daran als Bruder der Gräfin *Plater* u. s. w.[2]

Aber nichts hat mich so stutzig gemacht, als die Annonce auf dem Zettel eines kleinen Theaters, das während der Zwischenacte die Musik „la Mazurka *Dąbrowski:* Polen ist noch nicht verloren!“ spielen will.

Von meinem Concert kann ich Dir nur soviel sagen, dass ich es auf den 15. Januar verlegen muss, weil mir der Director der Oper, Herr *Véron*, meine Bitte um eine Sängerin abschlug. Heute ist in der italienischen Oper ein grosses Concert, in welchem die *Malibran*, *Rubini*, *Lablache*, *Santini*, Mad. *Raimbaux*, Mad. *Schröder* und Mad. *Casadory* auftreten; *Herz* und *Bériot*, in den Mad. *Malibran* verliebt ist, werden sich ebenfalls daran als Instrumentalisten betheiligen.

Ach, wie gern hätte ich Dich neben mir! . . . . Du glaubst nicht, wie traurig es ist, dass ich Niemand habe, dem ich mein bekümmertes Herz ausschütten kann. Du weisst, wie leicht ich Bekanntschaften

[1] Eigentlich *Gielgud;* die Franzosen änderten aber den Namen.

[2] Gräfin *Emilie Plater*, eine junge heldenmüthige Polin, welche während der polnischen Revolution (1831) zu den Waffen griff und in Männerkleidung bei der Division des General *Gielgud* an dem Kriege Theil nahm. Sie starb auf der Flucht. — Ihr Leben ist ausführlich von *Straszewicz* (Paris 1834) beschrieben worden.

mache, wie ich die menschliche Gesellschaft liebe, — solche Bekanntschaften mache ich massenhaft . . . . aber mit Niemand, Niemand kann ich seufzen. Mein Herz schlägt sozusagen immer „in Syncopen", desshalb quäle ich mich und suche nach einer Pause -- nach Einsamkeit, damit den ganzen Tag Niemand nach mir sehen und mit mir reden könnte. Es ist mir zu fatal, wenn es, während ich an Dich schreibe, klingelt und mir irgend ein langweiliger Besuch annoncirt wird. In dem Augenblick, wo ich Dir den Ball beschreiben will, auf dem ein göttliches Wesen mit einer Rose im schwarzen Haar mich entzückt hat, kommt Dein Brief! Alle Romane meines Hirns entschwinden; — meine Gedanken tragen mich zu Dir, ich nehme Deine Hand und weine . . . . Wann werden wir uns wiedersehen? . . . . vielleicht nie, weil allen Ernstes meine Gesundheit miserabel ist. Ich erscheine wohl lustig, besonders wenn ich unter den Meinigen bin; aber innerlich quält mich etwas, wie trübe Ahnung, Unruhe, üble Träume, Schlaflosigkeit, Sehnsucht, Gleichgültigkeit gegen Alles, die Lust zum Leben und wieder die Lust zum Sterben. Mir ist oft, als ob mein Geist erstarrt wäre, ich fühle eine himmlische Ruhe im Herzen; in Gedanken sehe ich Bilder, von denen ich mich nicht losreissen kann, und das peinigt mich über alle Maassen. Kurz, es ist eine Mischung schwer zu beschreibender Gefühle . . . . Verzeih', lieber Titus, dass ich Dir dies Alles mittheile; aber nun ist's auch genug , . . . jetzt will ich mich anziehen und zum Diner gehen oder vielmehr fahren, welches die Unsrigen heute für *Ramorino* und *Langermann* geben . . . . Dein Brief enthielt für mich viele Neuigkeiten; Du hast mir 4 Seiten und 37 Linien geschrieben, — so lange ich lebe, hast Du mich noch

nie so reichlich bedacht, und ich brauchte so etwas, ich brauchte es wirklich sehr nothwendig.

Was Du über meine künstlerische Laufbahn schreibst, ist sehr wahr, und ich selbst bin davon durchdrungen.

Ich fahre in meiner eigenen Equipage, nur der Kutscher dazu ist gemiethet.

Ich schliesse, weil ich sonst zu spät zur Post komme, denn ich bin Alles in einer Person: Herr und Diener. Erbarme Dich und schreibe möglichst oft!

Dein bis in den Tod

Friedrich."

P. S. In meinem Hause wohnt über mir eine Frau, die einen Mann hat, der von früh bis spät Abends niemals zu Hause ist. Die Nachbarin ist schön und ladet mich oft ein, sie zu trösten. Sie hat einen Kaminofen, an dem ich mich wärmen kann, und sie bittet mich, dass ich ihr Tag und Stunde bestimmen möchte, wann ich komme u. s. w.; aber ich habe keine Lust zu Abenteuern und fürchte, dass ich am Ende noch obendrein von dem Herrn Prügel bekommen könnte!

Ich kann es nicht für mich behalten und muss Dir ein zweites Abenteuer mit *Pixis* anvertrauen. Denke Dir, er hat ein sehr schönes 16jähriges Mädchen bei sich, mit dem er (wie er sagt) sich verheirathen will; ich habe sie aber bereits, als ich ihn in Stuttgart besuchte, bei ihm kennen gelernt. Als er hierherkam, hat er mich zu sich gebeten, mir aber davon nichts gesagt (wahrscheinlich, weil er weiss, dass ich ihn dann sicherlich eher besucht hätte!), dass das Fräulein, die ich bereits vergessen hatte, mit ihm gekommen sei.

Acht Tage nach der zweiten Einladung ging ich zu ihm, und auf der Treppe begegnete ich zufällig seinem Augapfel. Sie bittet mich einzutreten, indem sie versichert: es hätte nichts zu sagen, dass Herr *Pixis* nicht zu Hause sei; ich solle nur einstweilen Platz nehmen, er würde bald kommen u. s. w. Eine seltsame Unruhe fasste uns Beide. Ich bat um Entschuldigung, weil ich wusste, dass der Alte sehr eifersüchtig war, und sagte, dass ich lieber ein anderes Mal kommen würde.

Während wir Beide so traulich und unschuldig auf der Treppe plaudern, klettert *Pixis* herauf, guckt über die Brille hinweg, um zu sehen, wer da oben mit seiner Bella spricht. Er mochte uns nicht gleich erkannt haben, beflügelt seine Schritte, bleibt vor uns stehen, fährt sie in sehr barschem Tone an: „Qu'est-ce que vous faites ici?“ und hielt ihr eine tüchtige Strafpredigt, wie sie es in seiner Abwesenheit wagen könnte, junge Leute zu empfangen u. s. w. Ich redete *Pixis* lächelnd zu, und zu ihr sagte ich, dass es etwas unvorsichtig sei, in einem so dünnen, seidenen Kleide aus der Stube zu gehen.

Endlich beruhigte sich der Alte — er nahm mich unter den Arm und führte mich in den Salon. Vor Aufregung wusste er nicht, wo er mich hinsetzen sollte; denn er fürchtete, dass — wenn ich es ihm übel genommen hätte — ich seine Abwesenheit ein anderes Mal besser benutzen würde. Er begleitete mich schliesslich die Treppe hinunter, und mein Lächeln sehend (ich konnte dasselbe deshalb nicht unterdrücken, weil mich Jemand zu so etwas fähig hielt), ging er zum Concierge und fragte, wie lange es her sei, dass ich gekommen? Jedenfalls hat der Concierge ihn be-

ruhigt, denn seit der Zeit kann *Paris* mein Talent nicht genug vor allen Bekannten rühmen. Wie findest Du das? Ich, ein gefährlicher Séducteur!"

Aus diesen Briefen geht zwar hervor, dass *Chopin* entzückt von Paris war; aber trotzdem er sich auch dort unter berühmten Künstlern in geachteter Stellung befand, blieb ihm doch Manches zu wünschen übrig. Obwohl mit sehr mässigen Mitteln, ohne Ruf und ohne Protection nach Paris gekommen, wollte er lieber seine Ausgaben möglichst beschränken, als immer wieder die Güte seines Vaters in Anspruch nehmen. Zudem erinnerten ihn die vielen Landsleute, mit denen er zusammenkam und die hier als Flüchtlinge verweilten, stets an sein unglückliches Vaterland, von dem er nur mit bitterm Schmerze sprechen hörte. So wurde er auch in dem schönen Paris den Gedanken nicht los, sich unter keineswegs glänzenden Verhältnissen in der Fremde zu befinden.

Durch sein Concert hatte er gehofft, sich bei dem musikalischen Publicum ehrenvoll bekannt zu machen; aber es konnte am dazu festgesetzten Tage nicht stattfinden, da der Theaterdirector *Véron* keiner Sängerin die Erlaubniss zur Mitwirkung ertheilte. Es musste bis auf den 26. Februar 1832 verschoben werden, und dann kamen leider nicht einmal die Unkosten dabei heraus, denn es wohnten demselben nur die Wohlhabenden unter den ausgewanderten Polen bei; das französische Publicum fehlte fast ganz. Seine Bekannten trösteten ihn und stellten ihm die Schicksale anderer Künstler vor, die in ihrer Jugend ebenfalls viel mit Hindernissen zu kämpfen gehabt hatten.

Seine besten Freunde riethen ihm, mehr in der Gesellschaft zu leben, wozu es ihm nicht an Gelegen-

heit fehlte; davon war er jedoch nicht zu überzeugen.

Die Briefe, welche er in dieser Zeit an seine Eltern schrieb, hatten alle eine melancholische Färbung. Der Aufenthalt in Paris war ihm verleidet worden durch den Mangel an jeder Aussicht, seine Lage zu verbessern. Er beschäftigte sich in Gedanken daher mit einem andern Plane. Er sah, wie einige junge polnische Flüchtlinge, die nicht in Paris bleiben konnten und wollten, sich entschlossen, nach Amerika zu gehen. Da *Chopin* erfahren hatte, dass es in der neuen Welt noch an tüchtigen Künstlern fehlte, glaubte er, es würde auch für ihn vortheilhaft sein, dort sein Heil zu versuchen, damit er nicht mehr seinen Vater um Unterstützung angehen müsse. Er wusste sehr wohl, dass seine Eltern von ihm volles Vertrauen erwarteten, und theilte ihnen seine Absicht mit.

Hier müssen wir uns unwillkürlich fragen: Welche Rolle hätte *Chopin* mit seiner romantisch-poetischen Natur in einem Lande gespielt, wo es vor Allem gilt, kühl und durch und durch praktisch zu sein? Er, der sein ganzes Leben lang Abscheu vor Charlatanerie hatte, er, der den feinsten Geschmack und aristokratische Neigungen besass, wie hätte er sich in Amerika gefallen, wie hätten ihn die Amerikaner würdigen können?

Vielleicht würde er, wenn er sich nur als Lehrer niedergelassen hätte, viel Geld erworben haben; aber sicher würde dann sein Name niemals mit unter den besten in der musikalischen Welt geglänzt haben. Es war ein Glück für *Chopin*, dass seine Eltern ganz gegen diese Uebersiedlung waren. Sie schrieben ihm, dass er vor der Hand in Paris bleiben und auf besseres Glück hoffen, oder nach Warschau zurückkehren solle. Lieber wollten sie ihren Sohn den unvermeidlichen

Unannehmlichkeiten ausgesetzt wissen, welche die russische Regierung Jedem bereitete, der im Auslande geblieben, nachdem sein Pass abgelaufen war, als ihn nach Amerika auswandern lassen. Die Liebe zu dem Vaterlande, zu seiner Familie und zu der Einen, deren Bild er tief im Herzen trug, fachten in seiner Seele die lebhafteste Sehnsucht zur Rückkehr nach der Heimath an, wenn es ihm auch nicht leicht wurde, Paris mit seinen mannichfachen Reizen zu verlassen. Seine Freunde und Kunstgenossen, *Franz Liszt, Hiller* und *Sowiński* redeten ihm ab, von Paris fortzugehen; aber *Chopin* hörte nicht auf ihre Worte.

Es wird von Vielen Zufall genannt, aber gewiss war es höhere Fügung, dass *Chopin* an demselben Tage, als er sich zur Reise vorbereitete, dem Fürsten *Valentin Radziwill* auf der Strasse begegnete. Der Fürst redete ihn gütig an, *Chopin* theilte ihm sein Vorhaben mit und nahm von ihm Abschied. Ersterer wagte es nicht, *Chopin* davon abzureden; aber er nahm dem jungen Künstler das Versprechen ab, den Abend mit ihm zu *Rothschild* zu gehen.

Wie wichtig ward für ihn dieser Abend, wie oft erinnerte sich *Chopin* an ihn! In den glänzenden Salons des Börsenkönigs fand der aller Hoffnung beraubte Tondichter die haute volée von Paris. Als die Dame des Hauses *Chopin* in liebenswürdiger Weise bat, etwas auf dem Piano vorzutragen, spielte und improvisirte er, wie vielleicht noch nie. Die Zuhörer waren sämmtlich entzückt; sie überboten sich, *Chopin* ihre Verehrung und Bewunderung auszusprechen, und wurden nicht müde, sein wunderbares Talent zu preisen.[1]

[1] Siehe: „Les musiciens polonais et slaves" par *Albert Sowiński*, Paris 1857.

Von diesem Abend an änderte sich seine Lage wie durch Zauberei; die Zukunft lächelte ihm wieder zu, die Nebel, welche die Sonne seiner Tage verhüllt hatten, wichen vor den Strahlen seines Glückssternes. Noch in dieser Soirée bekam *Chopin* verschiedene Aufforderungen, in den ersten Familien in Paris Unterricht zu ertheilen. Seine pecuniären Verhältnisse besserten sich von Tag zu Tag; er hatte nicht mehr nöthig, von seinen Eltern etwas anzunehmen, und schlug sich den Gedanken einer Rückkehr nach Warschau vollkommen aus dem Sinn.

Neuntes Kapitel.

Fernerer Aufenthalt in Paris. Ausflüge nach Aachen, Carlsbad, Marienbad, Dresden und Leipzig. Besuche bei Mendelssohn und Schumann.

Zu der Zeit, als *Chopin's* Stern am Horizonte der Pariser Gesellschaft zu glänzen anfing, wurde auch sein Name als Componist in der musikalischen Welt mehr und mehr bekannt, so dass vom Jahre 1832 ab die Werke, welche er noch theils in seinem Vaterlande, theils in Wien, Leipzig, Paris und auf Reisen geschaffen hatte, in weiten Kreisen Verbreitung fanden; z. B. die drei Nocturnes, Op. 15; Bolero, Op. 19; Scherzo, Op. 20; Grande Polonaise brillante, Op. 22; Ballade, Op. 23; vier Mazurken, Op. 24; zwei Polonaisen, Op. 26; zwei Nocturnes, Op. 27; Impromptu, Op. 29. Viele Kritiker von Fach haben diese Werke entschieden verdammt und ihnen jedweden künstlerischen Werth abgesprochen; es gab aber auch solche (obgleich in sehr geringer Anzahl), welche die Kühn-

heit und Originalität der Gedanken, den ungewöhnlichen Reichthum der Harmonie und die Neuheit der Form an den *Chopin*'schen Compositionen rückhaltlos anerkannten. Sie stiessen sich nicht an den eigenthümlichen Fingersatz, welcher sich nicht mit der traditionellen Methode des Clavierspiels vertrug!

Field und *Moscheles* dagegen konnten *Chopin* seine öfteren Abweichungen von den gebräuchlichen und für mustergültig gehaltenen Formen nicht verzeihen und betrachteten ihn in diesem Punkte als einen kecken Revolutionär. Ueber die ersten Werke *Chopin's* schrieb *Moscheles* im Jahre 1831[1] Folgendes:

„Ich benutze gern einige freie Abendstunden, um mich mit *Chopin's* Etuden und seinen anderen Compositionen zu befreunden, finde auch viel Reiz an ihrer Originalität und der nationalen Färbung ihrer Motive; immer aber stolpern meine Finger bei gewissen harten, unkünstlerischen, mir unbegreiflichen Modulationen, so wie mir das ganze oft zu süsslich, zu wenig des Mannes und studirten Musikers würdig erscheint!" Später sagt er wieder: „Ich bin ein aufrichtiger Bewunderer von *Chopin's* Originalität; er hat dem Clavierspieler das Neueste, Anziehendste gegeben. Mir persönlich widersteht aber die gemachte, oft gezwungene Modulation; meine Finger straucheln und fallen über solche Stellen; ich kann sie üben wie ich will, ich bringe sie nicht ohne Anstoss heraus!"

Dieses Urtheil hat *Moscheles* nachher etwas geändert; nichtsdestoweniger characterisirt es den Eindruck, den die berühmtesten Pianisten damals von den ersten Werken *Chopin's* empfingen.

[1] Siehe: „Aus Moscheles' Leben", Leipzig 1872.

Field hatte eine Ahnung, dass der Stern seines Ruhms sich durch den neuen, blendenden Schein, der am Horizonte der Tonkunst aufging, verdunkle. Er nannte *Chopin* offen: „un talent de chambre de malade!“

Diese Ansicht über *Chopin,* die hauptsächlich in Deutschland Gehör fand, verstummte auf immer unter dem Strich der Feder von Eusebius und von Florestan, welche *Robert Schumann* durch die von ihm redigirte „Neue Zeitschrift für Musik“ auf die Arena der Kritik gebracht hat.

Der Ruhm und die Beliebtheit, welche *Chopin* in den Pariser Salons zu Theil wurde, geht am Klarsten aus einem Briefe hervor, welchen er damals an seinen Jugendfreund *Domaszewski* richtete:

„. . . . . Ich verkehre in den ersten Kreisen: mit Gesandten, Fürsten, Ministern u. s. w., und weiss selbst nicht, wie ich dazu gekommen bin, denn ich habe mich dort keineswegs eingedrängt. Für mich ist ein derartiger Umgang aber durchaus nothwendig, denn dort lernt man den guten Geschmack. Du hast gleich mehr Talent, wenn man Dich in einer Soirée beim englischen oder österreichischen Botschafter gehört hat. Dein Spiel ist feiner, wenn Dich die Fürstin *Vaudemont* protegirt. „Protegirt“ kann ich eigentlich nicht sagen, denn die alte gute Frau ist vor einer Woche gestorben. Sie war eine Dame in der Art der verstorbenen Kastelanin *Polaniecka,* bei welcher der ganze Hof verkehrte, die sehr wohlthätig war, und viele Aristokraten in den Schreckenstagen der ersten Revolution bei sich versteckt hielt. Sie war die Erste, welche sich nach den Julitagen am Hofe *Louis Philipp's* vorstellte, obwohl sie aus der Famile *Montmorency* (ältere Linie) stammte und deren letzter Sprössling

war. Sie hatte stets eine Menge weisser und schwarzer Schoosshündchen um sich, und besass einen höchst possirlichen kleinen Affen, der sich sogar erlauben durfte, Gräfinnen und Fürstinnen . . . . . zu beissen!

Unter den hiesigen Künstlern geniesse ich allgemeine Achtung und Freundschaft, obgleich ich doch erst seit einem Jahre hier bin. Beweis dafür ist, dass Leute von grossem Ruf mir ihre Compositionen widmen, z. B. *Pixis* seine letzten Variationen mit Orchester. Jetzt componirt er sogar Variationen über ein Thema von mir; *Kalkbrenner* improvisirt häufig über meine Mazurken; Schüler des Conservatoriums, ja sogar Privatschüler von *Moscheles*, *Herz* und *Kalkbrenner* (also fertige Künstler), nehmen noch bei mir Unterricht und stellen mich in eine Linie mit *Field*. Wahrlich, wenn ich etwas einfältiger wäre, als ich bin, so könnte ich mir beinahe einbilden, dass ich bereits ein vollendeter Künstler sei; und doch fühle ich täglich, wie viel ich noch zu lernen habe, und werde mir dessen um so bewusster, da ich mit den ersten Künstlern verkehre und erkenne, was selbst jedem Einzelnen von diesen noch fehlt. Aber ich schäme mich ordentlich dessen, was ich Dir eben schrieb, da ich mich selbst gelobt habe wie ein Kind; ich würde es ausstreichen, habe aber keine Zeit, einen andern Brief zu schreiben. Uebrigens wirst Du Dich wahrscheinlich meines Characters noch von früherher erinnern: ich bin überhaupt ganz derselbe geblieben, nur mit dem Unterschiede, dass ich jetzt einen einseitigen Backenbart habe, die andere Seite will und will leider immer noch nicht wachsen.

Heute habe ich fünf Stunden zu geben; Du wirst glauben, ich müsste bald ein Vermögen erworben haben,

aber das Cabriolet und die weissen Handschuhe zehren diesen Verdienst beinahe wieder auf, und ohne diese würde man mir wieder den feinen Geschmack absprechen.

Ich liebe die Karlisten, hasse die Philippisten, und bin selbst ein Revolutionär; daher mache ich mir auch nichts aus dem Gelde, sondern nur aus der Freundschaft, um deren Erhaltung ich Dich flehentlich bitte."

Es ist ganz natürlich, dass *Chopin* mit Aufforderungen überhäuft wurde, in öffentlichen Concerten mitzuwirken, weil man wusste, dass er grosse Anziehungskraft auf das feine Publicum ausübte.

Am 20. Mai 1832 spielte er in dem Concert, welches der Prinz von der Moskowa im Saale des Conservatoriums für die Armen veranstaltete. Der geniale Künstler hatte das erste Allegro seines F-moll-Concerts mit Orchesterbegleitung gewählt. *Girard* dirigirte. *Heinrich Herz* hatte *Chopin* und *Liszt* aufgefordert, mit ihm am 3. April 1833 ein Quartett zu acht Händen auf zwei Flügeln in einem Concert zu spielen, das er mit seinem Bruder Jacob geben wollte etc.

Ein musikalischer Studiengenosse von *Chopin*, *Orłowski*, schrieb zu dieser Zeit an die Seinigen:

„*Chopin* ist gesund und kräftig; er verdreht allen Französinnen die Köpfe, und die Männer sind eifersüchtig auf ihn. Er ist jetzt in der Mode und sehr bald wird die feine Welt Handschuhe à la *Chopin* tragen. Nur die Sehnsucht nach dem Vaterlande verzehrt ihn."

Fast dasselbe sagt sein Freund *Johannes Matuszyński*, der in demselben Jahre (1834) nach Paris kam, in einem Briefe an seinen Schwager in Warschau: „In Paris war es mein Erstes, *Chopin* aufzusuchen;

ich vermag es nicht zu beschreiben, wie gross unser gegenseitiges Glück bei dem Wiedersehen nach fünfjähriger Trennung war. Er ist stark und gross geworden, kaum habe ich ihn wiedererkannt. *Chopin* ist jetzt hier der erste Pianist; er giebt sehr viele Stunden, aber keine unter zwanzig Francs. Er hat viel componirt und seine Werke werden sehr gesucht. Ich wohne mit ihm: Rue Chaussée d'Antin No. 5. Freilich ist diese Strasse etwas entfernt von der École de Médicine und den Hospitälern; aber ich habe wichtige Gründe, mit ihm zusammen zu sein: er ist mein Alles! Die Abende bringen wir im Theater zu oder machen Besuche; wenn das nicht geschieht, so sind wir gemüthlich zu Hause."

Elsner verfolgte die künstlerische Entwickelung seines Lieblingsschülers aus der Ferne mit dem wärmsten Interesse und freute sich über seine Erfolge; er schrieb zu dieser Zeit an ihn:

„Warschau, 14. September 1834.

Lieber Freund!

Alles, was ich über meinen lieben Friedrich höre und lese, erfüllt mein Herz mit Freude; aber verzeihe meine Aufrichtigkeit: bis jetzt ist mir Alles noch nicht genug, mir, der ich Dein wenig verdienstvoller, aber glücklicher Lehrer der Harmonie und des Contrapunktes war und einer Deiner besten Freunde und Verehrer bleiben werde.

Während ich noch lebe in hoc lacrimarum valle, möchte ich noch die Aufführung Deiner Oper erleben, nicht allein, um Deinen Ruhm sich vergrössern zu sehen, sondern wegen des Vortheils für die musi-

kalische Kunst im Allgemeinen, hauptsächlich wenn das Sujet der Oper der polnischen Geschichte entnommen würde. Ich sage hier nicht zu viel. Du weisst, dass ich nicht schmeicheln kann, weil ich ausser Deinem Genie auch Deine Fähigkeiten kenne, und das, was ein Kritiker über Deine Mazurken erwähnt, wird erst in der Oper zur Geltung kommen und dauernden Werth behalten.[1]

Urban sagt, „dass eine Clavier-Composition zu der des Gesanges, des Orchesters oder anderer Instrumente in demselben Verhältniss stehe, wie ein Kupferstich zu einem Oelgemälde". Das Urtheil wird immer treffend sein, obgleich einige Compositionen (hauptsächlich wenn Du sie ausführst) als colorirte Stiche betrachtet werden können.

Wie schade, dass wir uns nicht mehr sehen und aussprechen können, ich hätte Dir noch viel mitzutheilen. Ich möchte mich auch bei Dir für das Geschenk, was mir doppelt werth ist, bedanken. Gern wäre ich ein Vogel, um Dich in Deiner olympischen Wohnung zu besuchen, welche die Pariser für ein Schwalbennest halten.

Lebe wohl, liebe mich, wie ich Dich, denn ich

[1] Es ist unerfindlich, von welcher Recension und von welchen Mazurken *Elsner* hier spricht. Ein ganz kurzer Bericht der „Allgemeinen Musikzeitung" in No. 12 des Jahrgangs 1833 über die Mazurken Op. 6 erwähnt kaum des Verfassers; das Einzige, was er über sie sagt, ist: „dass in der Lust zum Tanze, die in *Chopin's* Musik liegt, ein Hauch von Traurigkeit durchblickt".

Hierauf kann sich *Elsner* also nicht beziehen. Das, was im Jahre 1834 *Rellstab* in No. 28 der „Iris" über die Mazurken Op. 8 schreibt, war auch nicht der Erwähnung werth, weil dort *Chopin* angegriffen und garnicht anerkannt wurde.

bleibe für immer Dein aufrichtiger und wohlwollender Freund

Joseph Elsner.“

Elsner's Brief veranlasste *Chopin*, ernstlich an die Composition einer Oper zu denken. Da es ihm an einem Libretto fehlte, wandte er sich an einen seiner Freunde, *Stanislaus Kożmian*, mit der Bitte, ihm ein Opernbuch zu schreiben und den Stoff dazu aus der polnischen Geschichte zu wählen. Leider gab *Chopin* den gefassten Vorsatz bald wieder auf, sei es aus Mangel an Zeit, oder weil er fürchtete, dass die russische Regierung der nationalen Oper entgegen sein würde. Vielleicht bewog auch der grosse Beifall und die schnelle Verbreitung, welche *Chopin's* Clavier-Compositionen überall, besonders in Paris fanden, den Künstler, diesem Genre von Musik treu zu bleiben.

Im Februar 1834 gab Friedrich sein zweites öffentliches Concert in Paris, das glänzendste in der Saison. Es fand in der italienischen Oper statt; unter *Habeneck's* Leitung brachte er bei dieser Gelegenheit sein E-moll-Concert zum ersten Male zur Aufführung. Alles schien für den Concertgeber den brillantesten Erfolg zu prophezeien. Der Saal füllte sich mit der Crême der Pariser Aristokratie, deren Liebling *Chopin* war; noch mehr trug die Anwesenheit der hervorragendsten Künstler dazu bei, um diesem musikalischen Ereigniss ein besonders hohes Interesse zu verleihen.

Friedrich's Hoffnungen wurden aber sehr getäuscht. In dem grossen Theatersaale konnte sein poetisches, feines Spiel keinen grossen Effect machen; die Zuhörer wurden nicht hingerissen und daher auch nicht ver-

anlasst, ihren Beifall lebhaft auszudrücken. *Chopin* fühlte das und verlor auf längere Zeit die Lust, sich wieder öffentlich in einem grossen Raume hören zu lassen. Die Arena, in welcher für den genialen, tiefempfindenden Künstler der Lorbeer blühte, war der Salon, war ein engerer Kreis von Dichtern, Künstlern, Kennern. Wie die edelsten, seltensten Pflanzen ja auch nur im milden Klima gedeihen können, so konnte der feinempfindende und hochgebildete Friedrich auch nur unter der besten Gesellschaft, in Gegenwart von Kennern, die jede Feinheit seines Vortrages zu würdigen wussten, con amore spielen, dann aber auch geradezu bezaubern.

Es lag auch nicht in *Chopin's* Natur, sich die Gunst des grossen Publicums zu verschaffen; von ihm konnte man mit *Goethe* sagen:

„Wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten!"

Seit er in Paris wohnte, machte er keine musikalischen Ausflüge mehr, mit Ausnahme einer Reise nach Rouen in demselben Jahre, um in einem Concert, das sein Freund *Orlowski* dort veranstaltete, mitzuwirken. Es war dies ein grosses Opfer, das *Chopin* der Freundschaft brachte, weil ihm jedes öffentliche Auftreten unangenehm war. So sagte er hierüber zu *Liszt* im Vertrauen: „Ich bin nicht geeignet, Concerte zu geben, da ich von dem Publicum scheu gemacht werde, von seinem Athem mich erstickt, von seinen neugierigen Blicken mich paralysirt fühle, und vor diesen fremden Gesichtern staune; Sie hingegen, Sie sind dazu berufen, denn wo Sie des Publicums Liebe

nicht gewinnen, da vermögen Sie wenigstens dasselbe zu erschüttern und zu betäuben.“

Aber wenn *Chopin* sich von einem Kranze schöner Frauen umringt sah und sein Blick freundlichen und bekannten Gesichtern begegnete, dann erwachte ein neues, poetisches Leben in ihm. Der Ausdruck der Melancholie, der sein Gesicht so oft verdüsterte, machte dann einem liebenswürdigen, sehr sympathischen Lächeln Platz; der ernste, feine Ausdruck seiner Züge wurde unbeschreiblich anziehend, seine Rede sprühte Geist, und durch seinen frischen, nie verletzenden Humor wirkte er unbeschreiblich ohne Wissen und Wollen auf seine Umgebung. Wenn er sich gut disponirt an den Flügel setzte, vermochte er durch seine Improvisationen zu entzücken, zu erheben, oder wenn Komus ihn beherrschte, unter seinen Zuhörern die lauteste, harmloseste Heiterkeit hervorzurufen. In solcher Stimmung war er oft in französischen, noch häufiger aber in polnischen Häusern; in letzteren fühlte er sich natürlich heimischer, denn dort konnte er mitten in Paris wähnen, er sei in dem geliebten Vaterlande.

Er sah es gern, dass ihm alles Neue aus dem Gebiete der schönen Literatur geschickt wurde. Gefielen ihm Gedichte, so schuf er sogleich eine Melodie dazu, welche sehr schnell durch seine Freunde *Fontana* und *Orda* (Letzterer ein Jünger, der zu grossen Hoffnungen berechtigte, aber in Algier fiel) verbreitet wurde. Auch der Fürst *Casimir Lubomirski,* ferner *Grzymała* und andere musikalische Polen interessirten sich für diese Improvisationen *Chopin's* und machten sie bekannt.

Im Hause der Gräfin *Komar* und bei deren reizen-

den Töchtern, von denen eine die Fürstin *Beauvau* war, erklangen seine Lieder oft, und er war stets ein gern gesehener Gast dieser Damen. Die geistvolle Fürstin, sowie ihre jüngere Schwester, die Gräfin *Delphine Potocka*, welche durch ungewöhnliche Schönheit glänzte und durch ihren bezaubernden Gesang berühmt war, versammelte die Elite der Pariser literarischen und künstlerischen Welt um sich. Dass sie einen tiefen, eigenthümlichen Eindruck auf das empfängliche Herz Friedrich's hervorbrachte, ist kein Wunder, ebenso wenig, dass er mit stiller Freude ihren herrlichen Gesang mit seinem poetischen Spiel begleitete.[1]

In der zweiten Hälfte des Mai 1834 entschloss sich *Chopin* zum ersten Male, seine Schüler im Stich zu lassen und mit *Ferdinand Hiller* einen Ausflug nach Aachen zu unternehmen, um dem grossen niederrheinischen Musikfeste, welches *Ferdinand Ries* dirigirte, beizuwohnen, und gleichzeitig *Mendelssohn* zu besuchen. Die Bekanntschaft *Chopin's* mit dem berühmten Componisten des „Paulus" datirte vom Jahre 1832 in Paris; jetzt wurde sie mehr und mehr befestigt, weil sie auf gegenseitiger Hochachtung beruhte.

Mendelssohn war damals Director des Düsseldorfer Stadtorchesters und freute sich sehr, seinen alten Freund *Hiller* und *Chopin*, dessen Compositionen er sehr schätzte, in Aachen zu sehen. Während der Festtage war der Erstere so viel wie möglich mit den beiden Parisern zusammen und schrieb darüber am 23. Mai an seine Mutter:[2]

„Sie haben Beide ihre Fertigkeit immer mehr aus-

[1] Gräfin *Delphine Potocka* starb in Paris den 2. April 1877.

[2] „Mendelssohn's Briefe", II. Theil, Seite 296.

gebildet, und als Clavierspieler ist *Chopin* jetzt einer der allerersten; — macht so neue Sachen wie *Paganini* auf seiner Geige, und bringt Wunderdinge herbei, die man sich nie möglich gedacht hätte. Auch *Hiller* ist ein vortrefflicher Spieler, kräftig und coquett genug. Beide laboriren nur etwas an der Pariser Verzweiflungssucht und Leidenschaftssucherei, und haben Tact und Ruhe und das recht Musikalische oft gar zu sehr aus den Augen gelassen; ich nun wieder vielleicht zu wenig, und so ergänzten wir uns und lernten, glaube ich, alle Drei von einander, indem ich mir ein bischen wie ein Schulmeister und sie sich ein bischen wie mirliflores oder incroyables vorkamen.

Nach dem Feste reisten wir zusammen nach Düsseldorf, brachten einen sehr angenehmen Tag unter Musiciren und Discutiren darüber zu; dann begleitete ich sie gestern nach Köln, und heute früh reisten sie nach Coblenz per Dampf hinauf, ich herunter, und — die hübsche Episode war vorbei."

Im nächsten Jahre sollte *Chopin* eine grosse Freude erleben! Die Warschauer Aerzte hatten seinem Vater sehr zugeredet, aus Gesundheitsrücksichten nach Carlsbad zu gehen. Als Friedrich die Gewissheit hatte, seine Eltern in Carlsbad zu finden, verliess er Ende Juli Paris und umarmte wenige Tage später die Geliebten, welche er fünf Jahre schmerzlich vermisst hatte. Ihr kleiner, lieber Friedrich war unterdess zum Manne herangereift, stärker und ernster geworden. Er hatte sich eine gewisse Haltung angeeignet, die ihm wohl anstand, und sich einen ehrenvollen Ruf in der Künstlerwelt erworben; aber in seiner Liebe, Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen seine Eltern war er

derselbe Fritz geblieben, der als Kind und später als Jüngling das Herz des Vaters und der Mutter erfreut hatte.

Sehr angenehm verfloss der Familie *Chopin* diese Zeit; aber früher, als Eltern und Sohn wünschten, schlug die Trennungsstunde. Sie war sowohl für Friedrich, wie für den liebevollen Vater und die zärtliche Mutter eine schwere und bittere. Wieder und immer wieder schloss diese den einzigen, theuren Sohn in ihre Arme, und vergebens bemühte sie sich, die Stimme in ihrem Innern zum Schweigen zu bringen, welche leise, aber unaufhörlich sprach: „Du wirst Deinen Friedrich auf dieser Welt nicht wiedersehen!“ Die guten, stets für das Wohl ihres Sohnes besorgten Eltern hatten ihn wirklich zum letzten Male gesehen!

Auf der Rückreise nach Paris hielt sich *Chopin* einige Tage in Leipzig auf. Man hatte vorher von seiner baldigen Ankunft gehört und war in Künstlerkreisen natürlich ausserordentlich gespannt, das Spiel des Componisten so origineller und poetischer Tonschöpfungen endlich zu hören. Die widersprechenden Urtheile, welche über seine Werke gefällt worden waren, verstärkten das Interesse, mit dem *Chopin* in dem musikalischen Leipzig erwartet wurde.

Schumann berichtete darüber in seiner neuen Zeitschrift vom 6. October 1835: „*Chopin* war hier, aber nur wenige Stunden, die er in engeren Cirkeln zubrachte. Er spielt genau so, wie er componirt, d. h. einzig.“

Friedrich Wieck, der Vater der berühmten Pianistin Clara, schrieb einen Brief[1] an den Musiklehrer *Nauen-*

[1] Dieser Brief ohne Datum, aber wahrscheinlich aus den letzten Tagen des September 1835, befindet sich in der Autographensammlung von *Herrmann Scholtz* in Dresden.

burg in Halle, aus welchem man ersieht, welches Interesse die Ankunft *Chopin's* unter den Musikern hervorrief.

Der Brief lautet:

„Verehrtester Freund!

Gestern Abend erst habe ich Ihren Brief vom 19. durch die Stadtpost erhalten, und beantworte denselben sogleich. Da morgen *Banck* endlich zurückkehrt, so sind wir nun Alle beisammen. Ueber Musik Folgendes: Das erste Abonnementconcert unter Direction von *Mendelssohn* findet den 4. October statt; das zweite den 11. Morgen oder übermorgen trifft *Chopin* von Dresden ein, giebt aber wahrscheinlich kein Concert hier, denn er ist sehr faul; er könnte sich wol länger hier aufhalten, wenn er nicht durch falsche Freunde (namentlich einen Hund von Polen) abgehalten würde, Leipzig von der musikalischen Seite kennen zu lernen; doch *Mendelssohn*, der sehr befreundet mit *Schumann* und mir ist, wird dagegen auftreten.

Chopin glaubt nicht, nach einer Aeusserung, die er in Dresden gegen einen Collegen gethan, dass in Deutschland irgend eine Dame sei, welche seine Compositionen spielen könne — wir wollen doch sehen, was Clara kann! . . .“

Die schlechte Laune des geschätzten Musik-Pädagogen, die in so wenig schmeichelhaften Ausdrücken von *Chopin* und so rasch über dessen vermeintlichen falschen Freund spricht, scheint garnicht gerechtfertigt. Wenn *Chopin* in Leipzig kein öffentliches Concert gab, so war der Grund der, dass er sich nur auf der Durchreise befand, also überhaupt nicht daran dachte, und weil er entschiedene Abneigung gegen das öffentliche Auftreten hatte.

Mit den in Leipzig lebenden Künstlern ging *Chopin* gern um, besonders mit *Rob. Schumann* und *Carl Banck*, welche damals eine musikalische Zeitschrift redigirten, hatte er schon vorher in Correspondenz gestanden. *Panofka*, der früher in Leipzig wohnte, und dann nach Paris übersiedelte, hatte den schriftlichen Verkehr zwischen *Berlioz, Chopin* und *Liszt* einer-, sowie *Schumann* und *Banck* andererseits vermittelt; die Letzteren haben daher auch die Veröffentlichung der ersten *Liszt*'schen Werke (bei *F. Hofmeister* in Leipzig) veranlasst. Die persönliche Bekanntschaft zwischen *Chopin* und *Schumann* fand aber erst jetzt statt, als *Chopin* durch *Mendelssohn* bei *Friedrich Wieck* eingeführt, diesem und dessen Tochter Clara, sowie mehreren Leipziger Musikern eine Reihe seiner Compositionen vorspielte. Damals hörte er auch *Clara Wieck* zum ersten Male: er war entzückt von ihrem poetischen Spiel, und erstaunt, dass sie, noch so jung, schon so Eminentes leistete. Er prophezeite der jungen Künstlerin eine glänzende Zukunft. Dass *Chopin* wirklich bezweifelt hat, ob in Deutschland eine Dame lebe, die seine Compositionen gut zu spielen im Stande sei, ist möglich; aber es ist unwahrscheinlich, dass er diese Zweifel ausgesprochen hat, denn er zeigte sich stets sehr galant gegen Damen.

In einem Briefe *Mendelssohn's* an seine Schwester *Fanny Hensel* finden wir Folgendes:

„Leipzig, 6. October 1835.

. . . . . Nämlich den Tag, nachdem ich *Hensel's* nach Delitzsch begleitet hatte, war *Chopin* da; er wollte nur einen Tag bleiben, und so waren wir auch diesen ganz zusammen und machten Musik. Ich kann

Dir nicht läugnen, liebe Fanny, dass ich neuerdings gefunden habe, dass Du ihm in Deinem Urtheile nicht genug Gerechtigkeit widerfahren liessest; vielleicht war er auch nicht recht bei Spiellaune, als Du ihn hörtest, was ihm wohl oft begegnen mag; aber mich hat sein Spiel wieder von Neuem entzückt, und ich bin überzeugt, wenn Du und auch Vater einige seiner besseren Sachen so gehört hättest, wie er sie mir vorspielte, Ihr würdet dasselbe sagen.

Es ist etwas Grundeigenthümliches in seinem Clavierspiel und zugleich so sehr Meisterliches, dass man ihn einen recht vollkommenen Virtuosen nennen kann; und da mir alle Art von Vollkommenheit lieb und erfreulich ist, so war mir dieser Tag ein höchst angenehmer, obwohl so ganz verschieden von den vorigen mit Euch, *Hensel's!*

Es war mir lieb, 'mal wieder mit einem ordentlichen Musiker zu sein, nicht mit solchen halben Virtuosen und halben Klassikern, die gern les honneurs de la vertu et les plaisirs du vice in der Musik vereinigen möchten, sondern mit einem, der seine vollkommen ausgeprägte Richtung hat. Und wenn sie auch noch so himmelweit von der meinigen verschieden sein mag, so kann ich mich prächtig damit vertragen; nur mit jenen halben Leuten nicht.

Der Abend des Sonntags war wirklich curios, wo ich ihm mein Oratorium vorspielen musste, während neugierige Leipziger sich verstohlen hereindrückten, um *Chopin* gesehen zu haben, und wie er zwischen dem ersten und zweiten Theile seine neuen Etuden und ein neues Concert den erstaunten Leipzigern vorraste, und ich dann wieder in meinem Paulus fort-

fuhr, als ob ein Irokese und ein Kaffer zusammenkämen und conversirten.

Auch ein gar zu niedliches, neues Notturno hat er, von dem ich manches auswendig behalten habe, um es Paul[1] zu seinem Vergnügen vorzuspielen. So lebten wir lustig miteinander, und er versprach in allem Ernste, im Laufe des Winters wiederzukommen, wenn ich eine neue Symphonie componiren und ihm zu Ehren aufführen wollte; wir beschworen es beide vor drei Zeugen und wollen nun einmal sehen, ob wir beide Wort halten werden."

Dieser Brief beweist, dass die Antipathie *Mendelssohn's* gegen *Chopin's* Compositionen durchaus nicht so gross war, dass er viele davon sogar höchst interessant fand, mithin jene Schriftsteller im Irrthume sind, welche *Mendelssohn* zu den Gegnern *Chopin's* zählen.

Man sagt, *Mendelssohn* habe seine Schüler nicht *Chopin*'sche Compositionen spielen lassen; so viel bekannt geworden, hatte der Verfasser des „Paulus" und „Elias" keine Clavierschüler, und wenn er den Schülern des Leipziger Conservatoriums *Chopin's* Werke nicht empfahl, so ist das aus anderen Gründen sehr begreiflich. Dagegen hielt es *Mendelssohn* in seiner Gerechtigkeitsliebe für Pflicht, die Abneigung seiner Schwester (die nach dem klassischen Muster gebildet war) gegen das Spiel und die Compositionen *Chopin's* zu bekämpfen.

Der zweite und letzte Aufenthalt *Chopin's* in Deutschland fiel in das Jahr 1836. Er reiste unter dem Vorwande, in Marienbad eine Cur zu gebrauchen, dahin, wo sich das Schicksal seines Lebens entschied.

[1] Der jüngere Bruder von Felix.

Jede Flamme, auch die reinste, glühendste muss endlich erlöschen, wenn sie keine Nahrung mehr erhält. *Constantia Gladkowska,* zu welcher der jugendliche Friedrich einst aufgeblickt hatte, wie zu einer Heiligen, hatte sich in Warschau verheirathet. Als *Chopin* diese Nachricht erhielt, war er tief betrübt und zugleich erbittert; aber auch an seinem leidenden Gemüthe bewährte die Zeit, die alle Wunden heilt, ihre Kraft.

In Paris hatte *Chopin* einige junge Polen aus guter Familie getroffen, die Brüder *Wodziński,* welche früher bei *Chopin's* Eltern in Pension gewesen waren. Durch diese lernte er ihre Schwester Fräulein *Maria Wodzińska*, kennen, ein eben so reizendes als liebenswürdiges Mädchen. Als er sie zum ersten Male sah, zog sie ihn unwillkürlich an, und nach und nach ward aus dem Interesse, das sie ihm einflösste, eine tiefe innige Liebe. Er wusste, dass er sie Mitte Juli mit ihrer Mutter in Marienbad finden würde, und reiste hin, das Herz voll Sehnsucht und beseligender Hoffnung.

Bald entdeckte er, dass auch Maria ihm hold war, und nachdem sie ihre Geständnisse ausgetauscht, verlobten sie sich unter freudiger Zustimmung ihrer Verwandten. Als sie Marienbad verliessen, beschloss die Familie *Wodziński* mit *Chopin* einige Wochen in Dresden zu verleben.

Friedrich fühlte sich zu jener Zeit auf dem Gipfel des Glückes. Sein guter Humor theilte sich Allen mit; man erinnerte sich der harmlosen, aber oft drastisch wirkenden Spässe, die er in seiner frühen Jugend bei seinen Besuchen auf dem Lande gemacht hatte, und freute sich, dass der berühmte Künstler, das Schoosskind der Pariser Salons, seine Natürlich-

keit und liebenswerthe Anspruchslosigkeit behalten hatte. Lachend erinnerten ihn seine Freunde, wie oft er seinen Schwestern die feinen Glacéhandschuhe genommen hatte, wenn er nicht im Stande war, sich zu dem Besuch von Soiréen neue zu kaufen; wie er den Kindern versprach, dafür von Paris aus die Handschuhe dutzendweise zu schicken, was er auch, sobald er dort eine gute Stellung errungen, gewissenhaft gethan hat. Er ahmte oft am Clavier die berühmtesten europäischen Virtuosen nach und copirte ihre Angewohnheiten bis in die kleinste Schattirung. Oftmals spielte er z. B. zur allgemeinen Belustigung seine Mazurken, die voll von süsser Schwermuth sind, im strengen Tanzrythmus, wie dies Warschauer Dilettanten nicht selten zu thun pflegten.

Wenn das Gespräch von seiner Familie handelte, wurde er ernst; dann war er nicht mehr der seinen Stimmungen folgende Künstler, sondern nur der von kindlicher Dankbarkeit erfüllte Sohn und der anhängliche Bruder. Er hatte von der ersten Stunde seiner Geburt an bis an das Ende stets nur Beweise der zärtlichsten Liebe von den Seinen erhalten, so dass sein von Dankbarkeit erfülltes und für Zärtlichkeit empfängliches Herz sich mit tausend unzerreissbaren Banden an Eltern und Schwestern gefesselt fühlte. Natürlich litt er bei solchen Empfindungen in der Ferne viel, viel mehr als ein Anderer, der seine Familie nicht mit einer so leidenschaftlichen Liebe umfasst.

Zu jener Zeit, als er sich mit der Hoffnung schmeichelte, bald ein glücklicher Gatte zu werden, hatte er den Plan, sein zweites Vaterland, das verlockende Paris, mit seinen Reizen, seinen blendenden

Salons, in denen er so viele Triumphe gefeiert hatte, zu verlassen und nach Polen zurückzukehren. Auf dem Lande, in der Nähe von Warschau — also seinen Liebsten nahe — wollte er sich ansiedeln, sein musikalisches Genie der Welt nicht mehr zeigen, Volksschulen stiften und (ohne sich um das Publicum zu kümmern) in aller Stille seiner geliebten Kunst leben. Mit diesen Gedanken nahm er, und wie er glaubte nur auf kurze Zeit, von seiner Verlobten und seinen Freunden Abschied, um über Leipzig nach Paris zu gehen.

Friedrich hatte an *Robert Schumann* geschrieben und wurde von dem Letzteren erwartet. Ueber diese zweite Leipziger Begegnung schrieb *Schumann* an seinen Lehrer, den Capellmeister *Heinrich Dorn* in Riga:

„Leipzig, den 16. September 1836.

Mein theuerster Herr!

Eben als ich vorgestern Ihren Brief erhalten und antworten will, wer tritt herein? *Chopin*. Das war grosse Freude. Einen schönen Tag verlebten wir, den ich gestern noch nachfeierte . . . .

Von *Chopin* habe ich eine neue Ballade. Es scheint mir sein genialischstes (nicht genialstes) Werk; auch sagte ich es ihm, dass es mir das liebste unter allen. Nach einer langen Pause Nachdenkens sagte er mit grossem Nachdruck: „Das ist mir lieb; auch mir ist es mein liebstes.“ Ausserdem spielte er mir eine Menge neuer Etuden, Nocturnes, Mazurken, alles unvergleichlich. Wie er am Clavier sitzt, ist rührend

[1] „Eine Biographie“, von *Joseph Wilhelm von Wasielewski*, Dresden 1869.

anzusehen. Sie würden ihn sehr lieben. Clara ist aber grössere Virtuosin, als er selbst. Denken Sie sich das Vollendete, eine Meisterschaft, die von sich selbst garnichts zu wissen scheint!"

Aus dem Tagebuch der Frau *Henriette Voigt* geb. *Kunze,* einer vorzüglichen, auch von *Schumann* und *Mendelssohn*[1] hochgeachteten Dilettantin erfahren wir: „Gestern (13. September 1836) war *Chopin* hier und spielte eine halbe Stunde auf meinem Flügel, Fantasie und neue Etuden von sich — interessanter Mensch, noch interessanteres Spiel; es griff mich seltsam an. Die Ueberreizung seiner fantastischen Art und Weise theilt sich den Scharfhörenden mit; ich hielt ordentlich den Athem an mich. Bewunderungswürdig ist die Leichtigkeit, mit der diese sammtenen Finger über die Tasten gleiten, fliehen möchte ich sagen. Er hat mich entzückt — ich kann es nicht leugnen — auf eine Weise, die mir bis jetzt noch fremd war. Was mich freute, war seine kindliche, natürliche Art, die er im Benehmen wie im Spiele zeigte."

Nachdem *Chopin* noch einen Kranz auf das Denkmal des Fürsten *Joseph Poniatowski*[2] gelegt, verliess er Leipzig, in tiefe Gedanken versunken.

Er glaubte, dass nun sein Wanderleben zu Ende sei und dass er mit der Erfüllung der neuen Verpflichtungen zugleich ein neues Leben beginnen werde. Die Erinnerung an seine schöne Braut hob ihn auf den rosigen Schwingen der Phantasie in ein ideales

[1] *Schumann* hat ihr seine G-moll-Sonate, *Mendelssohn* acht Briefe (erschienen 1871 bei *Grunow*) zugeeignet.

[2] Im ehemals *Reichenbach*'schen, jetzt *Gerhard*'schen Garten ist das dem Fürsten *Poniatowski*, welcher am 19. October 1813 in der Elster ertrank, gesetzte Denkmal.

Land und zauberte vor sein geistiges Auge Bilder unaussprechlichen Glückes und seliger Hoffnungen.

Leider sollte bald die rauhe Wirklichkeit ihn aus den süssen Träumen wecken und seinem Herzen eine tiefe, schmerzende Wunde schlagen. Einige Zeit nach seiner Rückkehr nach Paris (Mitte des Jahres 1837) bekam *Chopin* die Nachricht, dass seine Braut Maria es vorgezogen hatte, einen Grafen statt eines genialen Künstlers zu heirathen.

Dieses Ereigniss hatte für *Chopin* sehr ernste Folgen; in der Absicht, die ihm zugefügte Schmähung zu unterdrücken und zu vergessen, warf er sich — nachdem er gesehen, dass seine schönen Hoffnungen auf eine ideale Ehe vernichtet — in die Arme eines Weibes, die einen sehr schädlichen Einfluss auf ihn ausübte.

Zehntes Kapitel.

Chopin's Bekanntschaft mit George Sand. Sein Leben in Gesellschaft seiner Freunde. Winteraufenthalt auf der Insel Majorka.

An einem regnerischen Tage befand sich *Chopin*, dessen reizbares Nervensystem unter dem Wechsel der Witterung zu leiden pflegte und Nässe garnicht vertragen konnte, wieder einmal in trübster Stimmung. Kein Bekannter hatte ihn im Laufe des Tages besucht, kein neues Buch unterhalten und angeregt, kein melodischer Gedanke bei ihm angeklopft.

Endlich, als es fast zehn Uhr war, fiel es ihm ein, den Salon der Gräfin C. zu besuchen, welche ihren jour fixe hatte, an dem sich stets ein geistreicher, anmuthiger Kreis um die liebenswürdige Dame des Hauses versammelte. Als er die mit Teppichen belegte Treppe hinaufstieg, kam es ihm vor, er würde von einem Schatten verfolgt, der Veilchenduft ausströmte — eine Ahnung, als stünde ihm etwas Eigen-

thümliches, Wunderbares bevor, durchzuckte seine Seele; schon war er im Begriff, umzukehren und den Heimweg anzutreten, aber dann lachte er sich über seinen Aberglauben selbst aus und übersprang die letzten Stufen heiter und schnell.

Als *Chopin*, nachdem er die Dame des Hauses begrüsst hatte, sich in dem Salon umschaute, fand er eine zahlreiche Gesellschaft und ausser bekannten Gesichtern auch einige ihm noch fremde. Man hatte sich in Gruppen getheilt und plauderte mit ächt französischer Grazie und Lebendigkeit über Theater und Literatur, politische Zustände und Tagesereignisse. *Chopin*, diesen Abend mehr geneigt zuzuhören als zu sprechen, setzte sich in eine Ecke des Salons und liess die schönen und glänzenden Erscheinungen — denn bei der Gräfin C. fanden sich auch viele reizende Damen ein — an seinen Augen vorübergleiten. Als sich ein Theil der Gesellschaft entfernt und nur die vertrauteren Freunde der Gräfin zurückgeblieben waren, setzte sich *Chopin*, so recht in der Stimmung, musikalische Märchen zu erzählen, an den Flügel und improvisirte.

Athemlos lauschten seine Zuhörer, die er, ganz in sich versunken und nur auf die Tasten schauend, vollkommen vergessen hatte. Als er seine Improvisation geschlossen, erhob er den Blick und bemerkte eine einfach gekleidete Dame, welche sich auf das Instrument lehnend, mit ihren dunklen, feurigen Augen in seiner Seele lesen zu wollen schien. *Chopin* fühlte, dass er unter den fascinirenden Blicken der Dame erröthete; sie lächelte ein wenig, und als der Künstler sich von seinem Sitze erhob, um hinter einer Camelliengruppe sich der Gesellschaft zu entziehen, hörte er

das eigenthümliche Knistern eines seidenen Gewandes, aus welchem Veilchenduft quoll, und dieselbe Dame, welche ihn am Piano so forschend betrachtet hatte, näherte sich ihm in Begleitung *Liszt's*. Mit tiefer, wohllautender Stimme sprach sie zu ihm; sie sagte ihm einige Worte über sein Spiel und mehr noch über den Inhalt seiner Improvisation. Friedrich hörte ihr geschmeichelt und bewegt zu, und indem Worte voll von sprühendem Geist und unbeschreiblicher Poesie aus dem beredten Munde der Dame flossen, fühlte er sich verstanden, wie noch nie.

Diese Dame war die damals gefeiertste Schriftstellerin der Franzosen, *Aurora Dudevant*, deren Romane unter dem Namen *George Sand* erschienen, natürlich auch ihm nicht fremd waren.

Als *Chopin* Nachts in seine Wohnung trat, hörte er noch immer mit geistigem Ohr die holde Rede, sah noch immer mit geistigem Blick das strahlende Augenpaar von *George Sand*. Auf sein Herz und seinen Schönheitssinn hatte sie aber bei dieser ersten Begegnung keinen Eindruck hervorgebracht, nur auf seinen Geist. An seine Eltern schrieb er damals über sie: „Ich habe eine grosse und bedeutende Berühmtheit kennen gelernt, Madame *Dudevant*, die unter dem Namen *George Sand* bekannt ist; aber ihr Gesicht ist mir nicht sympathisch und hat mir garnicht gefallen; es ist sogar etwas darin, was mich abstösst."

Aber *Chopin* begegnete der genialen Frau wieder; er vergass über ihrem anziehenden Gespräch, welches fast immer die feinsten Schmeicheleien für ihn enthielt, dass sie nicht schön sei. Die Liebe zu ihm — denn *George Sand* liebte *Chopin* mit leidenschaftlicher Gluth — gab ihren ernsten, etwas männlichen Zügen eine

gewisse Weichheit, die sie verschönte, machte sie schüchtern, fast demüthig gegen ihn, und so rührte sie, ohne zu wissen, sein Herz. Anfangs war Friedrich der genialen Frau dankbar für ihre Liebe; später liebte er sie, wenn auch vielleicht nicht so leidenschaftlich, wie sie ihn, aber doch treu und innig.

Die Wunde, welche Mariens Treulosigkeit seinem Herzen zugefügt hatte, vernarbte, und die Gewissheit, von der berühmtesten Schriftstellerin Frankreichs, einer Frau von europäischem Rufe, geliebt zu sein, erfüllte seine Seele mit freudigem Stolz. Er fühlte sich nicht mehr allein, nicht heimathlos, denn in Aurora besass er nicht nur eine Geliebte, sondern auch eine geistvolle, zuverlässige Freundin, und in ihrem Herzen eine Heimath, aus welcher ihn kein Schicksalsschlag verbannen konnte. Er zog sich zu dieser Zeit mehr aus den grossen Gesellschaften zurück und lebte den grössten Theil des Tages nur seiner Muse und einem kleinen Freundeskreise.

Stets wählerisch in seinem Umgange, wurde er es von jetzt an noch mehr; aber seine intimeren Bekannten empfing er stets mit bestem Humor und ächt *Chopin*'scher Liebenswürdigkeit. *Franz Liszt*, *Ferdinand Hiller* und Baron *von Stockhausen* sind vielleicht die einzigen noch lebenden Zeugen dieser interessanten Soirées intimes bei *Chopin* in der Rue Chaussée d'Antin.

Liszt schreibt darüber:

„*Chopin's* Zimmer war nur von wenigen Wachskerzen erleuchtet, die um jene Pianos von *Pleyel* brannten, welche der geniale Künstler besonders liebte wegen ihrer gedämpften, silbernen Helltönigkeit und ihres tiefen Anschlages, der ihm gestattete, ihnen

Klänge zu entlocken, die einer jener Harmonikas anzugehören schienen, deren Monopol das romantische Deutschland bewahrte, und welche dessen alte Meister so sinnreich construirten, das Glas dem Wasser vermählend. Die dunkel gelassenen Ecken schienen von jenem Gemache alle Schranken zu nehmen und es bis in die Finsterniss des leeren Raumes auszudehnen. In einem Halbdunkel gewahrte man wohl ein mit einer weisslichen Decke bekleidetes Möbel als unklare Gestalt wie ein Gespenst sich aufrichten, welches den Tönen zu lauschen kam, die es gerufen hatten. Das um dieses Piano concentrirte Licht fiel auf den Boden, darüber gleitend gleich einer fliessenden Welle, sich einend mit den Flammen des Kamins, die von Zeit zu Zeit rothe oder goldene Strahlen sprühten.

Ein einziges Bild, das Bild eines Pianisten und gleichfühlenden Freundes, schien eingeladen, der beständige Zuhörer der hin- und wiederströmenden Töne zu sein, die seufzend, jubelnd, grollend und murmelnd auf den Wogen des Instruments erstarben. Die wiederstrahlende Fläche des Spiegels reflectirte mit einem geistreichen Zufallsspiel, um das Bild vor unsern Blicken zu verdoppeln, das schöne Oval wie die seidenen Locken, die so viele Maler copirt haben, die so unzählbare Male für die Freunde der eleganten Componistenfeder durch Stahlstich verbreitet worden sind."

Unter den Gästen in diesem Gemache fand man oft *Heinrich Heine*, den deutschen Dichter, von dem *Enault* gesagt hat, dass der Sarkasmus ihm das Herz verzehrt und der Skepticismus seine Seele verschlungen habe; *Meyerbeer*, den Schöpfer der damaligen grössten dramatisch-musikalischen Werke; *Liszt*, der mit seinem

grossartigen, feurigen Clavierspiel in Staunen setzte, der die poetische Seele des polnischen Künstlers verstand und ihm später mit seiner Feder ein Denkmal errichtet hat; *Ferdinand Hiller*, der eine herzliche und treue Freundschaft für *Chopin* empfand;[1] *Ary Schäffer*, den Klassiker unter den romantischen Malern; *Eugène Delacroix*, der Farbenharmonie in der entzückenden Musik *Chopin's* suchte; *Adolphe Nourrit*, den berühmten Sänger, der später von Trübsinn beherrscht seinem Leben ein Ende machte; Baron *von Stockhausen*, Gesandten des Königs von Hannover am französischen Hofe, einen Verehrer und Schüler *Chopin's*[2]; ausser diesen noch eine kleine Zahl seiner Landsleute, an deren Spitze *Niemcewicz* stand, ein würdiger Greis, welcher eine grosse Sehnsucht nach seinem Vaterlande hatte und nur noch den einen Wunsch hegte: von allen Leiden des Lebens in vaterländischer Erde ausruhen zu können; *Mickiewicz*, den grössten polnischen Dichter, der immer von seinem geliebten Lithauen träumte und dessen Schönheiten in Worten, die eines Homer würdig, besungen hat; ferner den Schriftsteller *Witwicki*, *Matuszyński*, *Fontana*, *Grżymała*, endlich *Musset's* „la femme à l'oeil sombre", die später das ganze Leben unseres Künstlers vergiften sollte; er konnte wie *Musset* mit zerrissenem Herzen von ihr sagen: „si je ne croix plus aux larmes, c'est que je l'ai vu pleurer."

[1] Bei der Erinnerungsfeier an *Chopin*, die am 3. Novbr. 1840 in Düsseldorf begangen wurde, gedachte *Ferdinand Hiller* unseres Meisters in herrlichen, von tiefer Empfindung zeugenden Versen.

[2] Im Besitze des Herrn *von Stockhausen* befindet sich ausser verschiedenen Reliquien *Chopin's* auch ein von *Kwiatkowski* vortrefflich gezeichnetes Portrait des Meisters.

Wer *Chopin* in dieser Gesellschaft gesehen, wie er mit der ganzen Liebenswürdigkeit eines polnischen Wirthes seine Gäste empfing, wer so glücklich war, seine Improvisationen zu hören, der konnte erst sagen, dass er ihn wirklich gekannt. Ein vertrauliches Gespräch im kleinen Kreise seiner Freunde versetzte ihn oft in die beste Laune; manchmal war er so fröhlich wie in seiner frühesten Jugend, wo er beglückt im Vaterhause die Sorgen und den Ernst des Lebens noch nicht kennen gelernt hatte.

Er opferte seine Zeit nicht gern Anderen; that er es aber, so that er es vollständig. Wenn einer seiner Jugendfreunde oder Collegen aus Warschau Friedrich's Schwelle betrat, liess er gleich bei seinen Schülern die Stunden absagen, um dem, welcher ihn aufgesucht, bereitwillig den Tag zu opfern. Dann fuhr er mit seinen Gästen zum Frühstück auf die Boulevards, führte sie in die Umgegend von Paris (meistens nach Montmorency) etc. etc. Wenn sie in harmloser Heiterkeit einige Stunden im Freien verbracht hatten, kehrten sie nach Paris zurück, dinirten in einem der ersten Restaurants, und beschlossen ihren Tag in einem Theater, gingen zuweilen auch nach dem Theater noch zum Thee oder in ein Vergnügungslocal, wo es an Unterhaltung und hübschen Tänzerinnen nicht fehlte. An einem solchen Tage war Friedrich der Amphitryon seiner Gäste und gestattete diesen niemals, irgend etwas zu bezahlen.

Im August 1837 machte *Chopin* einen kleinen Ausflug nach London, auf welchem ihn *Camille Pleyel* und *Stanislaus Koźmian* (der Aeltere) begleiteten. Um dort das strengste Incognito zu bewahren, spielte er garnicht öffentlich. *Mendelssohn* schreibt im September

1837: „*Chopin* soll hier plötzlich aufgetaucht sein; aber er besuchte Niemanden und machte keine Bekanntschaft. Er spielte einen Abend entzückend schön bei *Broadwood* und eilte sodann wieder fort. Ich höre, dass er sehr leidend ist."

In der That hatten die Aufregungen und Anstrengungen des Pariser Aufenthaltes auf *Chopin's* ohnehin zarte Constitution einen recht nachtheiligen Einfluss ausgeübt; schon im Herbste desselben Jahres stellten sich bei ihm die ersten Symptome einer bedenklichen Halskrankheit ein. Seine Freunde und die Aerzte wurden um seine Gesundheit besorgt und redeten ihm zu, einige Zeit im südlichen Frankreich zuzubringen.

George Sand beabsichtigte aus Rücksicht für ihren Sohn Moritz nach der Insel Majorka zu gehen und animirte *Chopin*, an dieser Reise Theil zu nehmen. Es wurde ihm sehr schwer, Paris zu verlassen, von seinem Arzt, seinen Freunden, seinem Piano zu scheiden, denn nur ungern trennte er sich von liebgewordenen Gewohnheiten und jede Veränderung regte ihn auf; aber der Bitte der Frau, welche er so hoch verehrte, vermochte er kein „Nein" entgegenzusetzen.

Diese Reise, welche seinen Freunden durchaus nicht gerathen schien, ermüdete Friedrich jedoch durchaus nicht. Während der Seefahrt nach Barcelona, wie auch nach Palma befand er sich ziemlich wohl; aber gleich nach der Landung im November 1838 erkrankte er gefährlich. Die Feuchtigkeit und durchdringende Kälte des Hauses, in welchem er anfangs Wohnung genommen hatte, verursachten ihm heftigen Husten, und jetzt wurden die neuen Einwohner von den Einheimischen mit so offenbarem Widerwillen betrachtet,

dass sie sich beeilten, das Haus zu verlassen. Die Brustkrankheit wird nämlich in Majorka für ebenso ansteckend gehalten, wie Cholera und Pest; Niemand wollte den Kranken in seiner Nähe haben. Endlich fand man Obdach in einer sehr entfernten Karthause, „Waldemosa“ genannt, welche soeben von den Mönchen verlassen worden war.

Dieses Kloster lag in einer reizenden Schlucht, umgeben von Pommeranzenbäumen; aber von irgend welchem Comfort war natürlich in diesem Gebäude keine Spur. Mobilien fehlten ganz; dazu war der Winter in jenem Jahre gerade entsetzlich hart. Vierzig Tage regnete es unaufhörlich, manchmal fiel sogar Schnee. Dies bestimmte *Chopin*, sich aus Marseille einen Ofen und ein Clavier kommen zu lassen; er musste aber, wie er seinen Eltern schrieb, auf die Ankunft dieser Gegenstände sehr lange warten. Der Flügel und der Ofen, endlich angelangt, versetzten die Behörde Palmas und die Einwohnerschaft in grosse Aufregung, denn sie bildeten sich ein, dass die ihnen ganz unbekannten Gegenstände Höllenmaschinen seien, dazu bestimmt, die Stadt in die Luft zu sprengen.

Leider brachte der Aufenthalt auf Majorka unserm Künstler nicht die ersehnte Heilung. Man sah, wie er täglich schmäler und bleicher wurde; fast alle Aerzte verliessen ihn, obgleich sein Leiden kein chronisches zu sein schien. Er war auf Alles gefasst!

Der letzte Arzt, den *Chopin* zu Rathe gezogen, erkannte nicht vollkommen seine Krankheit und wandte daher auch nicht die richtigen Mittel zur Bekämpfung derselben an. Die Bronchitis hatte eine Nervenaufregung zur Folge, welche der Arzt für den Anfang der Lungenschwindsucht hielt, weil er die Symptome.

die dagegen sprachen, nicht beobachtet hatte. Er verordnete strenge Diät, Blutentziehung und eine Milchcur. Diese Mittel waren wider die Natur der Krankheit, und der Blutverlust hätte leicht die schlimmsten Folgen haben können. Friedrich's Leiden wurden immer grösser; der Arzt bestand immer noch auf Blutentziehung, aber die innere Stimme seiner ihn mit der grössten Sorgfalt pflegenden Freundin sagte: „Das bringt ihm den Tod!" Die Milchcur bewährte sich in der Folge schlecht; in der Gegend gab es keine Kühe, und die Ziegenmilch, die man ihm brachte, war für ihn ungeniessbar.

„Der arme, grosse Künstler! Es war zuweilen schwer, ihn zu behandeln", sagte *George Sand*.[1] „Was ich befürchtete, ist leider geschehen: er hatte die Geduld vollständig verloren. Die körperlichen Schmerzen ertrug er wie ein Mann; aber er vermochte nicht, seine stets unruhige Phantasie zu zügeln. Die Karthause schien ihm ein Ort voll Geister und Gespenster, Einbildungen, die ihn mehr quälten, als sein Brustleiden. Er war bemüht, uns zu verbergen, was ihn peinigte; aber wir erkannten es bald.

Als ich eines Abends etwa um zehn Uhr mit meinen Kindern vom Besuch der Klosterruinen heimkehrte, fanden wir *Chopin* am Clavier. Seine Blicke waren wirr, sein Haar stand ihm zu Berge, und es dauerte einige Secunden, ehe er uns erkannte. Dann erzwang er ein Lächeln und begann uns vorzuspielen; es waren gewisser Maassen dämonische Gedanken, die ihn in der kurzen Zeit seiner Einsamkeit und Verstimmung wider seinen Willen beherrscht hatten.

[1] „Histoire de ma vie", Band 13, Kapitel 6 u. 7. Paris 1855.

In dieser Karthause hat er die schönsten kurzen Musikstücke unter dem bescheidenen Titel „Préludes“ niedergeschrieben. Es sind dies wahre Meisterstücke! Einige davon machen auf den Hörer so tiefen Eindruck, dass er meint, die Schatten der verstorbenen Mönche und den ganzen feierlichen und düsteren Leichenpomp vor Augen zu sehen.[1] Andere sind voll Reiz und Melancholie, durchglüht von den zuckenden Flammen der Begeisterung, durchhaucht von der grünenden Hoffnung auf Wiederkehr seiner Gesundheit.

Wenn das Lächeln der vor ihm spielenden Kinder, der ferne Klang der Guitarren, das Gezwitscher der Vögel, die sich auf den feuchten Aesten wiegten, in sein Ohr drang, oder wenn die kleinen blassen Rosen in unserem Klostergarten ihre Köpfchen unter dem Schnee hervordrängten und seine Blicke fesselten, dann stiegen Melodien von unbeschreiblicher Süssigkeit und Grazie in seiner Seele auf; aber viele sind so voll von düsterer Trauer, dass sie, obgleich man beim Hören derselben Wonne empfindet, doch selbst davon mit Schmerz erfüllt wird. Dieses sage ich besonders von einem Präludium, das er eines Abends schrieb;[2] es ist so ergreifend, dass es das Gemüth fast zur Verzweiflung bringt.

Eines Tages hatten wir, ich und Moritz, uns nach Palma begeben, um einige nothwendige Besorgungen zu machen. *Chopin* hatten wir verhältnissmässig wohl verlassen. Da fiel gegen Abend ein starker Regen; die Ströme waren sehr gewachsen, wir verloren in den Wasserfluthen unsere Stiefeln, der Führer hatte uns

[1] z. B. der Mittelsatz von No. 15; Des-dur.

[2] Nr. 6, H-moll.

verlassen und uns einer grossen Gefahr ausgesetzt. Wir konnten kaum in sechs Stunden eine und eine halbe Meile zurücklegen; endlich um Mitternacht kamen wir nach Hause. Unser Verspäten war uns sehr unangenehm, weil wir wussten, dass es den lieben Kranken sehr beunruhigen würde.

In der That war die Aufregung, in der wir ihn fanden, sehr gross; sie hatte bereits einer stillen Verzweiflung Platz gemacht. Mit Thränen in den Augen hatte er jenes erhaben schöne Präludium componirt. Als er uns kommen sah, stand er mit einem Schrei auf, blieb fast regungslos stehen, und mit eigenthümlicher, hohler Stimme rief er: „Ach, ich dachte, Ihr lebtet nicht mehr!“ Als er nach und nach ruhiger wurde und unsere durchnässten und verdorbenen Sachen sah, machte der Gedanke an die Gefahr, in welcher wir uns befunden hatten, *Chopin* wieder kränker. Er erzählte uns später, dass er während unserer Abwesenheit eine Vision gehabt habe, und nicht im Stande gewesen sei, den Traum von der Wirklichkeit zu trennen. In eine Art von Betäubung versunken, habe er — während er auf dem Piano spielte — sich der Erde entrückt, nicht mehr unter den Lebenden geglaubt. Es wäre ihm zu Sinn gewesen, als sei er ertrunken, läge auf dem Grunde des Meeres und fühle, wie die kalten Wassertropfen tactmässig auf seine Brust perlten. Als ich *Chopin* darauf aufmerksam machte, dass die Regentropfen gleichmässig auf das Dach fielen, behauptete er eigensinnig, dass er sie vorher garnicht gehört habe. Er wurde böse, als ich den Ausdruck „harmonie imitative“ gebrauchte, und er hatte Recht, weil Nachahmung ein Unsinn wäre, der nur das Gehör zerstreuen kann.

Der Genius *Chopin's* besass eine angeborene geheimnissvolle Harmonie, die den Ausdruck seiner musikalischen Gedanken durch die erhabene Gleichheit der Töne, aber nicht durch die materielle Wiederholung des äusseren Klanges wiedergab. Das Präludium, welches er diesen Abend gedichtet, erinnert wirklich an die Regentropfen; die auf das Dach des Klosters niederfielen; aber nach seiner Auffassung bedeuteten diese Tropfen die Thränen, die vom Himmel auf sein Herz fielen.

Bis jetzt hat sich ein Genie, wie das *Chopin's*, so voll tiefer, poetischer Empfindungen nicht wieder gefunden! Unter seiner Hand redete der Flügel eine Sprache der Unendlichkeit. Ein kurzes Stück von kaum einer halben Seite enthielt die erhabensten Dichtungen. *Chopin* hat nie der grossen materiellen Mittel bedurft, um den Reichthum seines Genies zu offenbaren. Nein! Er bedurfte keiner Posaunen und Ophicleiden, um die Seelen mit Entsetzen zu erfüllen; er erweckte ohne diese Instrumente Glauben und Begeisterung. Man hat ihn bis jetzt nicht erkannt, und noch heute ist er im Allgemeinen nicht geschätzt genug. Man muss noch einen grossen Fortschritt im Geschmack und im Verständniss der Tonkunst machen, ehe die Werke *Chopin's* populär werden können.

Chopin fühlte seine Macht und seine Schwäche; diese letztere entsprang dem Ueberflusse der Macht, die er nicht zu bändigen verstand. Er war nicht im Stande, wie *Mozart* — das konnte nur dieser allein — Meisterstücke aus gewöhnlichen Tönen zu schaffen. Wir finden in *Chopin's* Compositionen viel überraschende Dinge und Nüancen. Manchmal, wenn auch selten, sind sie geheimnissvoll eigenthümlich und nie

gesucht oder gespreizt. Obgleich er alles Unverständliche hasste und vermied, so hob ihn doch seine zu grosse Aufregung wider sein Wissen in Sphären, die nur für ihn erreichbar waren.

Ich fürchte, dass ich manchmal ein schlechter Richter für ihn war, weil er die Gewohnheit hatte, mich um Rath zu fragen, wie *Molière* seine Köchin; denn nachdem ich *Chopin* genau kennen gelernt hatte, war ich mir ganz klar über sein Wesen. Während der Jahre, in welchen ich mehr und mehr mit *Chopin's* musikalischen Gedanken vertraut wurde und seinen Charakter durchschauen lernte, fand ich in seinem Spiel entweder ein Emporsteigen, den Kampf, den Sieg oder die Pein seines ihn beherrschenden Gedankens. Ich habe ihn verstanden, wie er sich selbst verstand; ein ihm weniger nahestehender Richter hätte ihm vielleicht gerathen, sich musikalisch deutlicher auszudrücken.

Er hatte in seiner Jugend oft sehr lustige und witzige Einfälle; Zeugniss davon geben polnische Gesänge, die sich durch Einfachheit und ausserordentliche Lieblichkeit auszeichnen. In einigen seiner späteren Tondichtungen wird man zuweilen an sprudelnde Krystallquellen, in denen sich Sonnenstrahlen spiegeln, erinnert. Der Gesang der Lerche, die sich mit leichtem Flug zu dem Aether emporschwingt, oder das leise Dahingleiten des Schwanes auf dem glatten Wasserspiegel ähneln den ruhigeren Compositionen *Chopin's*, die an die heilige Stille der Natur mahnen.

Zuweilen war *Chopin* von Bangigkeit erfüllt: der durchdringende Schrei des verhungerten Adlers auf der Klippenspitze Majorka's, das schauerliche Pfeifen des Sturmes und die düstere Unbeweglichkeit der mit

Schnee bedeckten Höhen erweckten trübe Phantasien in seiner Seele. Wie wenig erfreuten ihn die duftenden Orangenblüthen und der von der Last der Trauben zur Erde gebeugte Weinstock, oder ein maurisches Lied des auf dem Felde arbeitenden Landmannes.

So zeigte sich bei jeder Gelegenheit *Chopin's* Charakter; er war empfänglich für Freundschaftsbeweise und für das Lächeln des Schicksals, hingegen vergass er tage- und wochenlang nicht die kleinste Beleidigung, die ihm Jemand zugefügt hatte. Ganz unbedeutende Misshelligkeiten des täglichen Lebens störten ihn ausserordentlich; aber was noch sonderbarer ist, wirklicher Kummer quälte ihn niemals so, wie Aerger über werthlose Kleinigkeiten. Er war nicht im Stande diese Charakterschwäche zu überwinden. Die Grösse seiner Erregung stand oft in gar keinem Verhältnisse zu der Ursache derselben.

Seinen traurigen Gesundheitszustand ertrug er mit Heldenmuth und Fassung, wirkliche Gefahren schreckten ihn nicht; aber er quälte sich ohne Grund mit trüben Gedanken, wie das oft phantasiereiche Menschen thun, die sehr nervös sind. Diese übertriebene Beschäftigung mit Kleinigkeiten, die unüberwindliche Abneigung gegen Alles, was einen Schimmer von Armuth hatte, seine luxuriösen Angewohnheiten mussten ihm den Aufenthalt in Majorka nach einigen Tagen der Krankheit zuwider machen; aber sein Zustand verbot jede Reise.

Als er sich endlich etwas erholt hatte, erhoben sich ungünstige Winde, und das Dampfschiff musste drei Wochen vor Anker liegen. Es war das einzige Mittel zur Rückkehr, und leider konnten wir keinen Gebrauch davon machen. Unser Aufenthalt in den

Klosterruinen wurde für *Chopin* zur Qual und für mich eine schwere Aufgabe.

So angenehm, liebenswürdig und lustig er in Gesellschaft war, so trübsinnig und launisch zeigte er sich oft gegen seine nächste Umgebung und konnte diese fast zur Verzweiflung bringen. Ich habe nie Jemand gekannt, dessen Charakter so edel, zartfühlend, und frei von Selbstsucht war. Als Freund war er treu und gerecht; sein glänzender Witz in heiteren Augenblicken übertraf oft die geistreichsten Bemerkungen der ausgezeichnetsten Personen; über Sachen, die er gründlich verstand, war sein Urtheil treffend, so dass sich in dieser Beziehung Niemand mit ihm messen konnte. Dagegen war aber selten irgend eines Menschen Laune so wunderlich und reizbar, wie die seinige, und Jemandes Einbildungskraft so unerschöpflich, als bei *Chopin*. Aber wer könnte darüber mit dem genialen Künstler rechten? Die Ursache seiner vielen Sonderbarkeiten lag eben in seiner Krankheit. Ein geknicktes Rosenblatt, der Schatten eines vorüberfliegenden Käfers machten auf ihn zuweilen dieselbe Wirkung, als wenn man ihm glühendes Eisen aufgelegt oder Blut abgezapft hätte. Nur ich und meine Kinder waren ihm angenehm, alles Andere unter dem südlichen Himmel erschien ihm unausstehlich. Er verzehrte sich mehr aus Ungeduld über die aufgeschobene Reise, als aus Aerger über den Mangel an Bequemlichkeit. Endlich, in den letzten Tagen des Winters, konnten wir nach Barcelona und von dort nach Marseille gelangen."

So weit *George Sand*.

Als die Reisenden in Marseille landeten, erfuhr unser Künstler, dass man für *Adolphe Nourrit* eine

Todtenmesse halten wolle, da dieser berühmte Sänger vor Kurzem sich in einem Anfall von Wahnsinn selbst getödtet habe.[1] *Chopin* eilte sogleich in die Kirche, und während der Andacht setzte er sich an die Orgel und spielte auf derselben die letzte seiner Improvisationen, um seinen dahingegangenen Freund zu ehren.

[1] *Adolphe Nourrit,* der grösste Tenorist seiner Zeit, geboren 3. März 1802 zu Montpellier, stürzte sich 1839 am 8. März in Neapel zum Fenster hinaus, weil er sich einbildete, dass er nicht mehr so viel Beifall ernte, als früher.

Elftes Kapitel.

Rückkehr nach Paris. Moscheles. Liszt. Chopin als Lehrer.

Als *Chopin* einen schönen Sommer hindurch, in welchem er sich glücklich und unverhältnissmässig wohl fühlte, in Nohant, dem Landsitz von Frau *George Sand,* ausgeruht hatte, zog er im Herbst nach Paris, wo er, wenn auch nicht vollkommen hergestellt, doch so weit gekräftigt war, dass er seine gewöhnliche Thätigkeit wieder aufnehmen konnte. Es zeigte sich, dass die Aerzte sich geirrt hatten; was sie für Lungenschwindsucht gehalten, stellte sich als Luftröhrenentzündung heraus, und sie riethen nun dem Künstler dringend an, sich in jeder Beziehung zu schonen und die regelmässigste Lebensweise zu führen. Einer zärtlichen Mutter oder Schwester, einer liebevollen und geliebten Gattin wäre es gewiss gelungen, den lenkbaren, von Herzen sanften Friedrich zu bewegen, auf seine zarte Constitution mehr Rücksicht zu nehmen und ein geregeltes Leben zu führen; aber in Paris,

gewohnt jeden Abend in Gesellschaften zuzubringen, die bis spät in die Nacht dauerten, gewann er es nicht über sich, Abends daheim zu bleiben und sich zeitig zur Ruhe zu begeben. Leider schadete ihm dieses aufregende Leben, und es zeigten sich die ersten Symptome von Brustkrankheit, die von Jahr zu Jahr grössere Fortschritte machte.

Zuerst wohnte *Chopin* Rue Tronchet; aber bald zog er nach dem Quai d'Orléans in den Pavillon eines Hauses, das die *Sand* bewohnte. „*Chopin* war sehr zufrieden, dass er einen Salon hatte, in dem er spielen und träumen konnte," sagt *George Sand*; „er liebte es dort Gesellschaft zu haben, benutzte ihn aber auch, wenn er Unterricht gab. Nur in Nohant hat er componirt." Mit grosser Freude wurde er bei seiner Ankunft von seinen Schülern begrüsst, welche entzückt über die Präludien und eine Menge neuer Compositionen waren, die er mitbrachte.[1]

Im Jahre 1839 kam *Moscheles* aus London nach Paris, der schon längst gewünscht hatte, den polnischen Virtuosen kennen zu lernen. In einer Abendgesellschaft bei Herrn *Leo,* dem *Chopin* die Polonaise Op. 53 gewidmet, begegneten sich die Künstler zum ersten Male. Als vollendete Weltmänner begrüssten sie sich mit der grössten Artigkeit, ohne indessen einander nahe zu treten. Kurze Zeit nach diesem ersten Zusammentreffen wurden Beide vom König Louis Philipp am 29. November nach St. Cloud zu einem

[1] Diese Compositionen sind: Zweites Impromptu, Op. 36; zwei Nocturnes, Op. 37; Scherzo (Cis-moll), Op. 39; zwei Polonaisen, Op. 40; vier Mazurken, Op. 41; Valse, Op. 42; Tarantelle, Op. 43 etc. etc.

Hofconcert eingeladen. *Chopin* spielte vor der königlichen Familie zuerst ein Nocturne, nachher Etuden, „und wurde", wie *Moscheles* sagt, „wie ein Liebling bewundert und gehätschelt." Hierauf trug der deutsche Künstler einige Salonstücke vor, und zuletzt mit *Chopin* zusammen seine vierhändige Sonate.

Moscheles fand *Chopin's* Spiel voll Reiz und Leben; in einem Briefe, den er damals an seine Frau schrieb, sagt er: „*Chopin's* Aussehen ist ganz mit seiner Musik identificirt, beides zart und schwärmerisch. Er spielte mir auf meine Bitten vor, und jetzt erst verstehe ich seine Musik, erkläre mir auch die Schwärmerei der Damenwelt. Sein ad libitum-Spielen, das bei den Interpreten seiner Musik in Tactlosigkeit ausartet, ist bei ihm nur die liebenswürdigste Originalität des Vortrages; die dilettantisch harten Modulationen, über die ich nicht hinwegkomme wenn ich seine Sachen spiele, choquiren mich nicht mehr, weil er mit seinen zarten Fingern elfenartig leicht darüber hingleitet; sein piano ist so hingehaucht, dass er keines kräftigen forte bedarf, um die gewünschten Contraste hervorzubringen. So vermisst man nicht die orchesterartigen Effecte, welche die deutsche Schule von einem Clavierspieler verlangt, sondern lässt sich hinreissen, wie von einem Sänger, der wenig bekümmert um die Begleitung ganz seinem Gefühl folgt; genug, er ist ein Unicum in der Clavierspielerwelt. Er behauptet, meine Musik sehr zu lieben; jedenfalls kennt er sie genau. Er spielte mir Etuden und sein neuestes Werk „Präludien", ich ihm viele meiner Sachen vor.

Wer hätte aber geglaubt, dass *Chopin* bei seiner Sentimentalität auch eine komische Ader besässe? *Chopin* war lebendig, lustig, ja überaus komisch in

seinen Nachahmungen von *Pixis*, *Liszt* und einem buckligen Clavierliebhaber."

Chopin's Nachahmungstalent zeigte sich, wie der Leser bereits weiss, schon in seiner frühen Jugend; später vergrösserte es sich so, dass die damaligen französischen Schauspieler, z. B. *Boccage* und Madame *Dorval*, versicherten, bis jetzt nie so etwas Vortreffliches in dieser Art gesehen zu haben.[1] *Joseph Nowakowski*, ein Studiengenosse *Chopin's*, wusste darüber Nachstehendes zu berichten:

„Als ich *Chopin* in Paris besuchte, bat ich ihn, mir die Bekanntschaft von *Kalkbrenner*, *Liszt* und *Pixis* zu vermitteln. Das ist nicht nothwendig, antwortete *Chopin;* warte einen Augenblick, ich will sie Dir zeigen; aber Jeden besonders.

Hierauf setzte er sich an den Flügel, nahm *Liszt's* Haltung an, spielte wie er und machte dessen Mimik und Gestikulationen täuschend nach; dann übernahm er eine andere Rolle und imitirte *Pixis*. Den nächsten Abend ging ich mit *Chopin* ins Theater. Er verliess die Loge für kurze Zeit; ich drehte mich um und sehe *Pixis* neben mir sitzen. Lachend klopfe ich diesen, ihn für *Chopin* haltend, vertraulich auf die Schulter und sagte: Höre auf und alume nicht mehr nach! Mein Nachbar, sehr erstaunt über die Keckheit des ihm unbekannten Mannes, wusste nicht, was er denken sollte. Zum Glück kam in diesem Augenblicke *Chopin* wieder

[1] Auch in H. de Balzac's Werken, Edition Michel Lévy, Band 19, Seite 216, (Un homme d'affaire) findet sich folgende interessante Bemerkung: „il est doué du même talent, que *Chopin* le pianiste possède à un si haut degré pour contrefaire les gens, il représenta le personnage à l'instant avec une effrayante vérité."

in die Loge und lachte herzlich, als er den komischen Irrthum durchschaute. Mit der ihm eigenen Grazie wusste er sich und mich bei dem wirklichen *Pixis* zu entschuldigen."

Liszt war sehr oft mit *Chopin* in der Pariser Gesellschaft und Zeuge von des Letzteren mimischem Talent. Er sah ruhig zu, wie der ausgelassene *Chopin* seine Person nachahmte, und fühlte sich darüber nicht im Geringsten beleidigt; im Gegentheil, er lachte und schien sich darüber wirklich zu amüsiren. Zwischen diesen beiden Künstlern herrschte nicht die geringste Eifersucht; sie standen auf freundschaftlichem Fuss miteinander. Einst wurde *Chopin* in einer Gesellschaft gebeten, eines seiner letzten Werke vorzutragen; auch *Liszt* vereinigte seine Bitte mit denen der Anderen.

Als *Chopin* sich an den Flügel setzen wollte, bemerkte er, dass die Pedale fehlten; die Wirthin des Hauses erinnerte sich, dass dieselben zum Repariren geschickt worden und noch nicht zurückgebracht seien. Als *Liszt* dies hörte, rief er lachend, dass der Mangel sofort ersetzt werden sollte, und zwar durch ihn selbst. Wirklich kroch er unter den Flügel, und während *Chopin's* Spiel erfüllte er knieend vollständig die Function der Pedale.

Einige Jahre später, im Juni 1843, hatte sich in Nohant eine grosse Anzahl Künstler versammelt. Unter diesen befand sich wiederum *Liszt,* die berühmte *Pauline Viardot-Garcia*, deren unübertreffliches Talent im idealischen Ausdruck sie zur besten Interpretin der polnischen Gesänge *Chopin's* machte; ferner der Maler *Eugène Delacroix*, mehrere der besten Schauspieler und hervorragende Persönlichkeiten aus der literarischen Welt. Die Dame des Hauses, ihr Sohn, ihre Tochter

und einige Ehepaare aus der Nachbarschaft vervollständigten die Gesellschaft. Alle waren noch in den Jahren, wo man enthusiasmirt für die Kunst und voll Hoffnungen ist. Eines Abends, als man im Salon versammelt war, spielte *Liszt* ein *Chopin*'sches Nocturne, erlaubte sich aber einige Verzierungen.

Chopin's zartes, geistvolles Antlitz zeigte noch die Spuren seiner unlängst überstandenen Krankheit und verrieth Unruhe; endlich war er nicht mehr fähig, sich zu beherrschen, und sagte mit der ihm zu Zeiten eigenen Kaltblütigkeit zu *Liszt:* „Ich bitte Dich, lieber Freund, wenn Du mir die Ehre erweisest, etwas von meinen Compositionen zu spielen, so spiele sie entweder so, wie sie geschrieben sind, oder spiele etwas Anderes." „Na da spiele selbst," entgegnete *Liszt* etwas piquirt und stand vom Piano auf. „Sehr gern," sagte *Chopin.* In demselben Augenblicke fiel eine Motte in die Lampe und verlöschte sie. Man wollte die Lampe wieder anzünden, da rief *Chopin*: „Nein, im Gegentheil, löscht alle Lampen aus; das Licht des Mondes genügt mir vollkommen."

Hierauf begann er zu improvisiren und spielte fast eine ganze Stunde. Aber wie? Das kann man nicht beschreiben, denn die Empfindungen, die *Chopin's* Zauberhände hervorriefen, lassen sich mit Worten nicht schildern. Als er das Clavier verliess, glänzten Thränen in den Augen seiner Zuhörer; auch *Liszt* war innig gerührt, umarmte *Chopin* und sagte: „Ja, mein Freund, Du hast Recht. Werke von solchem Geist, wie der Deinige, sollen nicht angerührt werden; jede eigenmächtige Veränderung bringt ihnen nur Schaden. Du bist ein ächter Poët!" „Oh, so ist es nicht," gab *Chopin* mit Lebhaftigkeit zur Antwort. „Jeder von

uns besitzt seine eigene Art. Du weisst selbst recht gut, dass Niemand in der Welt *Beethoven* und *Weber* besser spielt, wie Du. Ich bitte Dich sehr, spiele uns das Adagio aus der Cis-moll-Sonate von *Beethoven*, aber ordentlich und so, wie Du es spielen kannst, wenn Du Lust dazu hast."

Liszt fing an, das Adagio zu spielen; wieder zeigte sich Erregung unter den Zuhörern, aber in einer ganz andern Art; man weinte auch, aber nicht so süsse Thränen, wie sie eben nur *Chopin* hervorzulocken wusste. *Liszt's* Spiel war weniger elegisch, aber desto dramatischer.

„Einige Tage nachher," erzählt *Charles Rollinat* in der Zeitung „Le Temps", „waren wir wieder als Gäste von der *Sand* in ihrem Salon versammelt. *Liszt* bat *Chopin*, zu spielen; derselbe liess sich etwas nöthigen, ging dann aber darauf ein. Jetzt verlangte *Liszt*, dass alle Lichter ausgelöscht und die Vorhänge an den Fenstern zugezogen würden, damit es vollständig finster sei. Man willfahrte dem Künstler; in dem Augenblicke, wo sich *Chopin* zum Spielen hinsetzte, raunte ihm *Liszt* etwas in das Ohr und nahm Platz am Clavier. *Chopin* entfernte sich ein wenig und setzte sich auf den ersten besten Lehnstuhl, die Absicht nicht ahnend, die sein Freund hatte.

Liszt begann ungefähr in derselben Weise zu improvisiren, wie *Chopin* an jenem Abend, und zwar mit solcher Treue in Bezug auf Empfindung und Eigenthümlichkeit des Styls, dass es unmöglich war, nicht getäuscht zu werden. Man gewahrte unter den Zuhörern dieselben Zeichen der Erregung. Als das Entzücken bis auf das Höchste gestiegen, zündete *Liszt* die auf dem Flügel befindlichen Lichter an. — Ein

allgemeiner Ausruf des Erstaunens tönte aus dem Zuhörerraume. „Was, das sind Sie?“ Wie Sie sehen,“ lachte *Liszt*. „Aber wir waren fest überzeugt, dass *Chopin* spielte!“[1]

Zuweilen wurde auf dem Schlosse der *Sand* Comödie gespielt, oder es entstanden Improvisationen, schnell und poetisch, wie jede ächte Improvisation sein muss; dort war ein hübsches Theater und eine grosse Auswahl von Costümen. Man einigte sich nur über das Sujet des Stückes und die Vertheilung der Scene, die Darsteller mussten den Dialog improvisiren. *Liszt* und *Chopin* bildeten das Orchester. An zwei Pianos, rechts und links von der Bühne gestellt und mit Draperien verhüllt, sassen die Künstler und folgten dem Stücke, indem sie entsprechend dazu improvisirten. Beide Virtuosen, mit einem erstaunlichen Gedächtniss begabt, das alle italienischen, deutschen und französischen Opern von einiger Bedeutung aufbewahrte, ergriffen mit bewundernswürdiger Raschheit die Motive, welche der Situation entsprachen, und führten dieselben mit so viel Feuer und Schwung aus, dass die Darsteller, welche auch ihrerseits Verdienstliches leisteten, von der Bühne herabriefen: „Genug, genug; das sind der Schönheiten zu viele, die da ausgestreut werden.“

Der oben erwähnte *Charles Rollinat* fährt dann in seiner Erzählung fort:

„In der Mitte des Gartens war eine Esplanade, welche das ganze Thal beherrschte. Ein Tisch, einige

[1] Als Schluss dieser Geschichte wird von anderer Seite erzählt, dass *Liszt* zu *Chopin* gesagt habe: ‚Jetzt bin ich *Chopin* gewesen, aber kann *Chopin* auch *Liszt* sein?“

steinerne Bänke, leichte Gartensessel luden zum Ausruhen ein. Diese Esplanade war mit einem starken Eisengitter umgeben, damit die Kinder, welche dahin kamen, um zu spielen, nicht in den unten vorüberfliessenden Bach fallen konnten. Der Platz war durch sein wunderbares Echo bekannt, welches jedes Wort drei- bis viermal mit vollkommener Deutlichkeit wiederholte. Die Kinder belustigten sich oft damit, das Echo (wie sie sagten) sprechen zu lassen. Eines Abends kam Jemand auf den Gedanken, das Clavier auf diese Stelle schaffen, und von dem Echo einige Fragmente der romantischen Musik wiederholen zu lassen.

Diese Idee wurde mit grossem Beifall aufgenommen, und das prachtvolle *Erard*'sche Instrument auf die Esplanade gebracht. Es war eine milde Juninacht; der Mond zeigte sich nicht, aber der Himmel war mit unzähligen Sternen besäet, deren Strahl Luna's Silberlicht ersetzte; die Luft klar und still. Das Piano wurde nach der Seite des Thales hin geöffnet, und *Liszt* spielte zuerst mit seinen energischen Händen den Jägerchor aus „Euryanthe". Natürlich hielt er nach jeder Pause inne, um die Antwort des Echos abzuwarten. Schon nach der ersten Pause wurden wir Alle von einem Schauer des Enthusiasmus ergriffen; es war in diesem Spiel mit dem Wiederhall, den die Natur hier für die Kunst hatte, eine hohe, unbeschreibliche Poesie! Die musikalische Phrase war zu lang, als dass das erste und zweite Echo dieselbe hätte deutlich wiedergeben können; aber das dritte und vierte Mal, d. h. das Echo des Echo's in dem Chor, gab das Echo der Natur mit holdem Wiederklang, ohne dass eine Note fehlte. *Liszt*, selbst hingerissen,

beschleunigte das Tempo. Jede Phrase war Gegenstand der regsten Neugier, der gespanntesten Erwartung. Die vorletzte besonders zog mit schaurig schönem Klange durch die Wipfel der Bäume im Thal; aber die letzte verkündete den Sieg des menschlichen Willens über die Hindernisse, welche die Natur ihm entgegensetzte.

Nach dieser mit grosser Kunst ausgeführten Fanfare nahm *Chopin Liszt's* Stelle ein und liess auf sein Gebot das Echo singen und klagen. Er componirte damals ein Impromptu und spielte zum ersten Male einige Bruchstücke aus demselben. Diese durchsichtige, den Klängen der Aeolsharfe ähnliche Musik brachte *Chopin* ausser sich. Er verlängerte weit mehr als *Liszt* seine Unterhaltung mit den Geistern des Thales; es war dies zwischen ihnen ein seltsames Gespräch, ein Geflüster und Gemurmel, das einem magischen Zaubergesange glich. Die Frau vom Hause musste ihn beinahe mit Gewalt von dem Instrumente fortziehen; er verfiel in eine fast fieberhafte Aufregung.

Nachdem *Chopin* sein Spiel beendet hatte, sang *Pauline Garcia* die zarte und naive Romanze: Nel cor piu non mi sento. Dies Musikstück war eine treffliche Wahl, denn jede Phrase wird nur von zwei Noten gebildet, die das Echo mit einer Klarheit wiedergab, welche uns Alle entzückte. Aurora zeigte schon den Saum ihres rosigen Schleiers, als die Gesellschaft aufbrach. Jeder nahm den schönsten Eindruck mit sich fort und hat gewiss dieser Nacht ein unauslöschliches Andenken bewahrt."

Später, wie es im Leben vorzukommen pflegt, soll sich diese warme Freundschaft, die *Liszt* und *Chopin* verband, sehr abgekühlt und endlich ganz gelöst haben.

Wer daran Schuld hatte, ist schwer zu beurtheilen; gewiss aber, dass *Chopin* sich später in einigen Briefen an seine Eltern bitter über *Liszt* beklagte.

Seit Friedrich das öffentliche Auftreten unterliess, beschäftigte er sich in Paris mit Unterrichtgeben. Das Noble und Feine seiner Person, die Grösse seines Talentes, sein glänzender Ruf, die Gabe zu unterrichten, machten, dass er als Lehrer sehr gesucht und hochgeschätzt wurde, hauptsächlich von denen, die den höheren Kreisen der Gesellschaft angehörten. Den Vorzug bei der Auswahl seiner Schüler gab er immer seinen Landsleuten, und er hat viele Schülerinnen ausgebildet, die mehr oder weniger seinen Styl und seine Manier angenommen haben. Unter diesen sind besonders erwähnenswerth: die Fürstin *Marcelline Czartoryska*, geb. *Radziwill*, die Gräfin *Pauline Plater*, Gräfin *L. Czosnowska*, Gräfin *Delphine Potocka*, Fürstin *Beauvau*, Frau *Rosengart-Zaleska*, *Emilie Hofmann*, Baronin *Bronicka* u. s. w. Von nichtpolnischer Abstammung seien noch genannt: Frau *Kalergi*, geb. Gräfin *Nesselrode*, spätere Frau *von Muchanoff*, die Fräuleins *Emma* und *Laura Harsford*, Fräulein *Caroline Hartmann*, Fräulein *Lina Freppa*, Gräfin *Flahault*, Baronin *C. von Rothschild*, Frl. *J. W. Stirling*, Frl. *de Noailles*, Frl. *L. Duperré*, Frl. *R. von Könneritz*, Fürstin *Elisabeth Czernicheff*, *Camille Mcara*, verehel. *Dubois*, Frl. *Elise Garard*, Gräfin *von Agoult*, Fürstin *C. von Souzzo*, Gräfin *von Appony*, Baronin *von Est*, Fräulein *J. von Caraman*, Frl. *C. Maberly*, Gräfin *von Perthuis*, Gräfin *von Lobau*, Gräfin *Adele von Fürstenstein*, Frl. *F. Müller*, welcher *Chopin* sein Allegro de concert op. 46 widmete und die von Vielen als seine begabteste und Lieblingsschülerin hingestellt wird und

viele Andere. *Chopin* war weit entfernt, gleich anderen grossen Künstlern, Unlust, ja Widerwillen beim Ertheilen des Unterrichtes zu zeigen; er fand sogar an dieser mühsamen Beschäftigung ein gewisses Gefallen, woraus er kein Geheimniss machte, wenn er nur Talent und Fleiss bei den Schülern vorfand. Er rügte zwar das kleinste Versehen, jedoch stets in liebenswürdigster, den Schüler ermuthigender Weise. Erst in der späteren Zeit, als seine Nerven durch die zunehmende Krankheit auf das Aeusserste gereizt waren, ärgerte er sich hauptsächlich über Schüler, die schwer begriffen. Er warf dann die Noten vom Pult, und die Schüler mussten bittere Worte vernehmen.

Chopin's anscheinend schwache Hand hat nicht nur Bleistifte, sondern auch Stühle zerbrochen; aber der Ausbruch seiner Heftigkeit dauerte nicht lange. Eine Thräne im Auge des Gescholtenen vermochte den Zorn des Meisters sofort zu besänftigen, und sein weiches Herz war sogleich bemüht, das Unrecht wieder gut zu machen. Besonders empfindlich war er gegen harten Anschlag. Als er einmal während des Unterrichtes solche Töne hörte, sprang er auf und rief: „Was ist das, hat ein Hund gebellt?“ Die grosse Feinheit seiner Nerven war auch Ursache, dass in seinem eigenen Anschlag die Kraft nicht lag, welche andere Pianisten besitzen. Deshalb waren die ersten Stunden bei *Chopin* für seine Schüler eine wahre Qual. Meist tadelte er den zu harten Anschlag; er selbst hatte dünne, feine Finger, mit denen er die Tasten mehr zu streicheln, als anzuschlagen schien. Trotzdem war er doch im Stande, dem Instrumente kräftige und kernige Töne zu entlocken. Die irren sich sehr, welche glauben, dass sein

Spiel immer nur zart und weichlich gewesen sei. Später, als es ihm an physischer Kraft gebrach, um die energischen Stellen zur Geltung zu bringen, verlor sein Vortrag durch den Mangel der Contraste an Wirkung; aber in seiner Jugend besass er hinreichende Kraft und Feuer im Spiele, ohne jemals eins oder das andere missbraucht zu haben.

Moscheles sagt im Jahre 1839 über seinen Vortrag in einer Soirée am Hofe des Königs Louis Philipp: „*Chopin's* Begeisterung, die durch das ganze Stück wehte, muss, glaube ich, zündend für die Zuhörer gewesen sein."

Von jedem Schüler, der sich an ihn wandte, verlangte er eine bis zu gewissem Grade schon ausgebildete Technik; dem ungeachtet liess er sie alle mit dem *Clementi*'schen „Gradus ad Parnassum" anfangen. Hieraus sehen wir, dass der Hauptzweck seiner Methode die Ausbildung des Anschlages war. Das raffinirte Aussuchen technischer Schwierigkeiten, in denen die jetzigen Virtuosen wetteifern, haben die heutigen Ansprüche so gesteigert, dass dieselben ihre ganze Zeit auf aussergewöhnliche Fertigkeit und ungeheure Kraft verwenden. Dadurch verlieren sie häufig die Weichheit und Leichtigkeit des Anschlages und vernachlässigen es, der feinen Nüancirung der Melodien und der künstlerisch vollendeten Phrasirung derselben die genügende Beachtung zu schenken. Die zweite Anforderung, welche *Chopin* beim Beginn des Unterrichts stellte, war eine vollständige Unabhängigkeit der Finger. Deshalb verlangte er unbedingt von seinen Schülern, dass sie die Uebungen, hauptsächlich aber die Tonleitern in dur und moll, vom piano bis zum fortissimo, im Staccato wie im Legato übten. Dazu gehörte noch

die Abwechslung im Accent, einmal auf dem zweiten, dann auf dem dritten oder dem vierten Ton. Auf diese Weise erreichte er die durchaus nothwendige Unabhängigkeit der Finger und die so wohlthuende Gleichheit und Feinheit im Anschlage.

Chopin's Studien und Betrachtungen über die Natur des Clavierspiels, die Früchte seiner langjährigen Erfahrungen und Beobachtungen, welche er während seiner Lehrerlaufbahn gesammelt, gedachte er in einem theoretischen Werke zusammenzufassen; aber er hatte nur einige Bogen niedergeschrieben, als er erkrankte. Leider vernichtete er kurz vor seinem Tode dieses Manuscript.

Chopin's Grundsatz war: „Spiele wie Du fühlst, und Du wirst gut spielen!" Als er einst steife, gefühllose, rein mechanisch hervorgebrachte Töne unter den Händen eines Schülers hörte, rief er erregt: „Mettez y donc toute votre âme!" Seine Freunde erzählten, dass er einen seiner Schüler sehr bedauerte, der fleissig, unermüdlich und ausdauernd beim Studiren war und alle Eigenschaften besass, um ein Künstler ersten Ranges zu werden, dem es aber an dem Haupterforderniss zur Künstlerschaft, nämlich am Gefühlsausdruck fehlte. „Spiele wie Du fühlst," dieser Grundsatz, so einfach und so wahr, wie oft führt er in der musikalischen Ausführung auf Abwege! Wie viele Virtuosen von grossem Rufe giebt es, die in der Ausführung *Chopin'*scher Werke übertreiben oder ihren Inhalt missverstehen!

Das Princip *Chopin's* zeigt sich nur dann unfehlbar und als sicherer Leiter beim Vortrag musikalischer Werke, wenn der Spielende fähig ist, die Absicht des Componisten zu verstehen und dessen Intentionen in sich aufzunehmen. Es ist dies leider ein seltenes Ver-

mögen, und die Abwesenheit desselben wird bei der Wiedergabe von *Chopin's* Tondichtungen doppelt schmerzlich empfunden. Das fühlte der Meister selbst, und wenn einer seiner französischen Schüler seine Compositionen spielte und die Zuhörer denselben mit Lob überschütteten, sagte *Chopin* häufig, dass er wohl Alles gut durchgeführt, aber das polnische Element und die polnische Begeisterung ihm gefehlt hätten. Dieses Urtheil sprach er nicht nur nach dem Anhören von Compositionen aus, deren Titel polnischen Ursprunges ist, wie z. B. Mazurken und Polonaisen, sondern auch bei seinen Concerten, Nocturnes, Balladen und Etuden.

La Mara[1] hat nicht Unrecht, wenn sie behauptet, dass die richtige Ausführung seiner Werke zu den seltenen Erscheinungen gehört. Wer nicht die schweren Leiden, die das polnische Volk erduldet hat, nachfühlen kann, wer nicht die der ganzen Nation eigenthümliche Melancholie versteht, der wird — und sei er der grösste Pianist — *Chopin* nicht getreu wiedergeben können!

Im Jahre 1833 oder 1834 kamen eines Abends im Hause des Castellan Grafen *Plater* drei grosse Künstler zusammen: *Liszt, Hiller* und *Chopin*. Man unterhielt sich sehr lebhaft über Nationalmusik. *Chopin* behauptete, dass, wer nicht in Polen geboren, nicht den Duft seiner Wiesen und Felder eingesogen, auch nicht den richtigen Sinn und das Gefühl für diese Volksklänge haben könne. Man machte den Vorschlag, als Beispiel die bekannte Mazurka „Noch ist Polen nicht verloren" zu spielen.

Zuerst setzte sich *Liszt* an das Instrument, nach

[1] „Musikalische Studienköpfe", Leipzig 1868.

ihm spielte *Hiller* das Stück. Jeder hatte es anders aufgefasst, folglich auch anders ausgeführt. Zuletzt spielte *Chopin* diese Mazurka, und als er geendet, mussten beide Rivalen gestehen, dass sie sehr weit davon entfernt wären, den Geist der Mazurka in dieser Weise wiedergeben zu können.

Gewiss ist das Interesse an *Chopin's* eigenthümlichen Tondichtungen im Zunehmen; aber die Zahl der Interpreten, die ihn ganz verstehen, ist noch immer eine verhältnissmässig kleine. In dem Vortrage Einiger bemerkt man eine gewisse Affectirtheit und Coquetterie, Andere bringen nur die poetische Schwärmerei, die sich in seinen meisten Compositionen ausspricht, zur Geltung, während wieder Andere durch grelle Contraste zu wirken suchen und darauf den Hauptwerth legen. In der Ausführung werden diese scheinbaren Widersprüche selten vereinigt, und doch erst, wenn sie vereinigt sind, tragen sie den ächten Stempel des *Chopin*'schen Genius.

Als bestes Mittel, Natürlichkeit im Vortrage zu erlangen, empfahl unser Meister das öftere Anhören der italienischen Sänger, unter denen sich damals in Paris sehr bedeutende Künstler befanden. Ihr einfacher und breiter Styl, die Leichtigkeit, mit der sie ihr Organ zu benutzen und eben dadurch vortrefflich zu erhalten wussten, hat er stets als Muster für Pianisten, wie überhaupt für Jeden, der ein Instrument gut spielen will, hingestellt. Er rieth seinen Schülern, die musikalischen Gedanken nicht zu zerstückeln, sondern in einem Flusse zu Gehör zu bringen; er liebte beim Spieler, was man beim Sänger unter „Portamento" versteht.

Die Uebertreibung im Accentuiren war ihm ver-

hasst, weil sie nach seiner Meinung dem Spiel die Poesie nahm und demselben eine gewisse didaktische Pedanterie gab. Der Anschlag von *Chopin's* Fingern, die weich wie Sammet waren, brachte die feinste, edelste Klangwirkung hervor. Kein anderer Pianist seiner Zeit besass seinen Vortrag und feinen Geschmack, und oft wurden die Ausschmückungen, die er an passender Stelle in sein Spiel verwebte, mit Filigran-Arbeit oder mit dem zartesten Gewebe von Brabanter Spitzen verglichen. Für sich allein, oder wenn seine Lieblingsschüler bei ihm waren, spielte er mit besonderer Vorliebe *Sebastian Bach*, dessen Werke er mit der grössten Genauigkeit studirt und sich zu eigen gemacht hatte.[1]

Eine besondere Eigenthümlichkeit seines Spiels war das Tempo rubato. Er hielt den Bass in ruhigem, gleichmässigem Tempo, während die rechte Hand sich ganz frei im Tacte bewegte, sich bald der linken Hand anschloss, bald (wenn sie z. B. Achtel-Triolen oder die *Chopin* eigenthümlich rhythmisch garnicht zu zerlegenden Läufe und Guirlanden gegen eine einfache, fortlaufende Achtelbewegung der linken Hand auszuführen hatte) ihren ganz selbstständigen Weg ging. „Die linke Hand" sagte er, „soll wie ein Capellmeister sein; nicht auf einen Augenblick darf sie unsicher und wankend werden." Auf diese Art war sein Spiel frei von den Fesseln des Zeitmaasses und gewann jenen

[1] Einmal wurde *Chopin* von *Lenz* gefragt: „Studiren Sie, wenn der Concerttag näher rückt?" „Es ist dies eine schreckliche Zeit für mich", antwortete er; „ich liebe nicht die Oeffentlichkeit, aber sie gehört zu meiner Stellung. Vierzehn Tage schliesse ich mich ein und spiele *Bach*. Das ist meine Vorbereitung; ich übe nicht meine Compositionen."

eigenthümlichen Reiz. Die Conturen verblichen — wie wir es auf meisterhaft gemalten Winterlandschaften sehen — in durchsichtigem Nebel.

Das Tempo rubato wandte er mit grossem Erfolg nicht nur auf seine Nocturnes, sondern auch auf viele Mazurken an. Wer in den Geist von *Chopin's* Schöpfungen eingedrungen ist, dem wird es nicht schwer werden, zu verstehen, an welchen Stellen seiner Werke das „rubato" anwendbar ist. Der geniale Künstler gab in seinem Spiele zum Entzücken jenes Rubato wieder, welches die Melodie beständig gleich einem Boote auf mächtiger Meeresfläche schwanken lässt.

Liszt sagt hierüber: „*Chopin* war der Erste, der in seinen Compositionen diese Manier angab, die seiner Ausführung musikalischer Stücke die eigenthümliche Signatur aufdrückte: wir meinen damit das Tempo rubato. Ein hinschwindendes, regellos unterbrochenes Zeitmaass, geschmeidig, abgerissen und schmachtend zugleich, flackernd wie die Flamme unter dem bewegenden Luftzuge. Später pflegte er die Bezeichnung dieses Tempos bei Veröffentlichung seiner Musikstücke nicht mehr hinzuzufügen, überzeugt, dass, wer überhaupt deren Verständniss besass, von selbst dieses Gesetz der Ungebundenheit entdecken werde. Alle *Chopin*'schen Stücke müssen mit jener Art accentuirter und prosodischer, wiegender Beweglichkeit gespielt werden, deren Geheimniss man nur schwer zu lösen vermag, wenn man nicht ihn selbst zu hören häufig Gelegenheit hatte. Eifrig schien er darauf bedacht, diese Manier seinen Schülern beizubringen, vorzugsweise aber seinen Landsleuten, denen er mehr noch als Anderen seine Art und Weise zu interpretiren wünschte. Seine polnischen Schüler, und besonders

seine polnischen Schülerinnen erfassten diese Methode aber auch mit der Gewandtheit, die sie für alle Gegenstände poetischer Empfindung besassen, und ein angeborenes Verständniss seiner Gedanken gestattete ihnen, allen den Wallungen seines azurnen Gefühlsmeeres treu zu folgen."

So lange *Chopin* gesund und kräftig, was in den ersten Jahren seines Pariser Aufenthaltes der Fall war, spielte er die *Erard*'schen Instrumente; seitdem ihm aber sein Freund *Camille Pleyel* einen prachtvollen Flügel aus seinem Magazine geschenkt hatte, der sich durch seinen metallischen Klang und einen besonders leichten Anschlag auszeichnete, spielte er nur noch Instrumente dieser Fabrik. Sollte er mit seinem Spiel einer Soirée Glanz verleihen, sei es in einem polnischen, sei es in einem französischen Hause, so schickte er oft seinen eigenen Flügel, wenn da, wo er zu spielen versprochen hatte, kein *Pleyel*'sches Instrument war. „Quand je suis mal disposé," sagte *Chopin*, „je joue sur un piano d'*Erard* et j'y trouve facilement un son fait. Mais quand je me sens en verve et assez fort, pour trouver mon propre son à moi, il me faut un piano de *Pleyel*."

Die Kunst wurde von *Chopin* als die schönste Gabe des Himmels, als milde Trösterin in Leiden heilig gehalten; nie hätte er sie zur Erreichung gewöhnlicher Zwecke benutzt. Leider giebt es ja genug berühmte Künstler, denen die Ausübung ihrer Kunst nichts Anderes ist, als das Mittel, ein grosses Vermögen zu erwerben. Was *Schiller* von den Männern der Wissenschaft sagt, gilt auch von den Künstlern:

„Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem Andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt."

Für *Chopin* war sie, bis der Tod seine schönen, poetischen Augen schloss, die hohe Göttin!

Oft kamen reiche, hochgestellte Personen und wollten ihn zum Lehrer für sich oder ihre Verwandten haben; aber obgleich *Chopin* von Hause schon längst keine Unterstützung mehr annahm, sehr empfänglich für eine angenehme Häuslichkeit war, gern die, welche er lieb hatte, beschenkte und die ausgedehnteste Gastfreundschaft ausübte, konnte ihn doch selbst das grösste Honorar nicht bewegen, einer talentlosen Person Unterricht zu ertheilen. Artig — denn *Chopin* konnte garnicht anders sein — sprach er in solchem Falle seine Ansicht aus und lehnte es ab, die Zahl seiner Schüler noch um einen zu vergrössern; dagegen munterte er junge Talente mit aufrichtiger Herzlichkeit auf. Er lieh solchen mit Vergnügen Bücher, Musikalien, zuweilen auch Geld, wenn er erfuhr, dass ihre Mittel beschränkt waren, und gab auch so Manchen Unterricht, ohne Honorar dafür zu nehmen. Einer der befähigtsten Schüler von ihm war der junge *Filtsch*,[1] ein Ungar; *Chopin* hielt viel von ihm und sah ihn stets sehr gern bei sich. Der Tod rief diesen früh von der Erde, was auf seinen Meister einen tiefen, schmerzlichen Eindruck machte. Jeder, der *Filtsch* näher gekannt und sein schönes Spiel gehört hat, sagte, dass er zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigt habe und dass sein früher Tod ein herber Verlust für die musikalische Welt gewesen sei.

Zu den besten Schülern *Chopin's* müssen auch

[1] Von diesem jungen, genialen Manne soll *Liszt* gesagt haben: „Wenn der Kleine auf Reisen geht, mach' ich die Bude zu." (Siehe: „Die grossen Pianisten unserer Zeit" von *Lenz*.)

gezählt werden: *Gutmann*, *Gunsberg* (ein hochbegabter junger Israelit, der leider frühzeitig in Pau an der Schwindsucht starb), *Tcleffsen*, *Georg Mathias* (jetzt Professor am Pariser Conservatorium), *Carl Mikuli*, Director des musikalischen Vereins in Lemberg, *Casimir Wernik*, der im Jahre 1859 noch jung in Petersburg starb, und *Gustav Schumann*, ein in Berlin lebender, hochgeschäzter Pianist, der sich einige Zeit (Winter 1840—41), nur um bei *Chopin* Unterricht zu nehmen, in Paris aufhielt.

Chopin wurde von allen seinen Schülern nicht nur verehrt, sondern auch geliebt, denn er hatte für jeden herzliche Theilnahme und überhaupt in seinem Wesen etwas ungemein Anziehendes; gegen die jungen Künstler, die aus Polen kamen, benahm er sich besonders liebenswürdig, war zu allen Opfern bereit und zeigte, dass er sein Vaterland noch immer so warm liebte, wie in der Zeit, wo sein polnisches Elternhaus die ganze Welt des träumerischen, liebevollen Knaben war. Daher kam es, dass Viele, die nur kurze Zeit in Paris verweilten und nach Ruf und Popularität strebten, sich für seine Schüler ausgaben, auch wenn sie garnicht von ihm gekannt waren. Wurde er gefragt, ob dieser oder jener sein Schüler gewesen, dann erwiederte er: „Ich habe ihn nicht unterrichtet; allein wenn es ihm etwas nützen kann, als mein Schüler zu gelten, so lasst ihn in Ruh'; mag er es sein!"

Aber *Chopin* war nicht nur ein liebenswürdiger, er war auch ein gewissenhafter Lehrer. Mehr als vier, höchstens fünf Stunden gab er aus Rücksicht für seine Gesundheit niemals, aber diese hielt er pünktlich inne; nur wenn Bekannte oder Freunde aus Polen ihn besuchten, oder wenn er sehr krank war, liess er seinen

Schülern absagen. Wegen der zu grossen Entfernungen wurden ihm häufig Wagen geschickt, in den letzten Jahren jedoch mussten die Schüler und Schülerinnen zu ihm kommen; endlich, als er so schwach wurde, dass er nur schwer sitzen konnte, gab er den Unterricht, auf der Chaise-longue liegend, vor sich ein Pianino, während am zweiten Instrument der Schüler oder die Schülerin Platz nahmen. Wenn eine Stelle falsch, oder nicht nach seinem Geschmack ausgeführt wurde, erhob er sich, spielte sie vor und legte sich dann wieder nieder.

Zwölftes Kapitel.

Die Leiden des häuslichen Lebens. Zerwürfniss mit George Sand. Reise nach England. Rückkehr nach Paris. Chopin's Krankheit und Tod.

Die Befürchtungen der Aerzte begannen sich zu verwirklichen. *Chopin's* Lebensweise war ganz gegen ihre Vorschrift; die traurigsten Folgen konnten daher nicht ausbleiben. Es stellten sich jetzt (1840) die Symptome der Lungenaffection wirklich ein. Der Leidende wurde viel von Schlaflosigkeit gequält, und in solchen Nächten beherrschten ihn seine lebhaften, immer wechselnden, meist traurigen Fantasien. Man durfte sich über den Ernst des Zustandes nicht mehr täuschen. Der alljährliche Sommeraufenthalt in Nohant hatte *Chopin* immer einige Linderung gebracht. Er konnte dort frei und nach seinem Gefallen leben und je nachdem seine Stimmung war, sich ausruhen oder mit Componiren beschäftigen. Leider verschlimmerte der Winter immer wieder die Leiden des Künstlers. Was die milde, reine Luft Nohants ihm genutzt, das

zerstörte der rauhe Wind, den Herbst und Winter in ihrem Gefolge haben.

Am 8. Mai 1844 erhielt Friedrich die erschütternde Nachricht, dass sein von ihm auf das Zärtlichste geliebter Vater gestorben sei. Der Kranke wurde durch diese Trauerkunde auf das Tiefste niedergebeugt. Der Gedanke, dass es ihm nicht vergönnt gewesen war, die letzten Augenblicke des Theuern versüssen, seinen Segen, sein Lebewohl empfangen zu können, war für ihn ein bitterer Schmerz und erfüllte seine ganze Seele.

Friedrich fühlte, dass er es seiner Mutter und seinen Schwestern schuldig sei, ihnen zu schreiben, und zu versuchen, sie wenigstens mit einigen Worten zu trösten, seine Thränen mit den ihrigen zu mischen, wenn auch nur brieflich; aber so oft er auch den Vorsatz fasste, so besass er doch nicht die Kraft, ihn auszuführen. *George Sand,* die damals *Chopin* noch treu zur Seite stand, übernahm endlich diese traurige Pflicht und sprach in nachfolgendem Schreiben der Mutter des Mannes, den sie einst glühend geliebt hatte und für den sie noch immer Freundschaft und Verehrung hegte, ihre Theilnahme bei dem schweren Verluste aus.

„Paris, le 29 mai 1844.

Madame!

Je ne crois pas pouvoir offrir d'autre consolation à l'excellente mère de mon cher Frédéric, que l'assurance du courage et de la résignation de cet admirable enfant. Vous savez si sa douleur est profonde et si son âme est accablée; mais grâce à Dieu, il n'est pas

malade, et nous partons dans quelques heures pour la campagne, où il se reposera enfin d'une si terrible crise.

Il ne pense qu'à vous, à ses soeurs, à tous les siens, qu'il chérit si ardemment, et dont l'affliction l'inquiète et le préoccupe autant que la sienne propre.

Du moins, ne soyez pas de votre côté inquiète de sa situation extérieure. Je ne peux pas lui ôter cette peine si profonde, si légitime et si durable; mais je puis du moins soigner sa santé et l'entourer d'autant d'affection et de précaution que vous le feriez vous même.

C'est un devoir bien doux que je me suis imposé avec bonheur et auquel je ne manquerai jamais.

Je vous le promets, Madame, et j'espère que vous avez confiance en mon dévouement pour lui. Je ne vous dis pas que votre malheur m'a frappé autant que si j'avais connu l'homme admirable que vous pleurez. Ma sympathie, quelque vraie qu'elle soit, ne peut adoucir ce coup terrible, mais en vous disant que je consacrerai mes jours à son fils, et que je le regarde comme le mien propre, je sais que je puis vous donner de ce côté-là quelque tranquillité d'esprit. C'est pourquoi j'ai pris la liberté de vous écrire pour vous dire que je vous suis profondément dévouée, comme à la mère adorée de mon plus cher ami.

George Sand."

Zu den Verehrern und Freunden *Chopin's* gehörte auch *Alexander Thies*[1] aus Warschau. Er hatte Fried-

[1] *A. Thies*, geboren 1804 in Warschau, gestorben 1846 in Paris, ein polnischer Jurist und hoher Beamter, hat ausser vielen

drich in Paris oft gesehen und war durch ihn näher mit der von ihm als Schriftstellerin bewunderten *Sand* bekannt geworden. Von Warschau aus erkundigte er sich voll Theilnahme nach *Chopin* und *Mickiewicz* und wünschte ihr am Schlusse seines Schreibens gute Gesundheit, Wohlstand und Ruhm.

Durch diese drei hervorgehobenen Worte wird der Sinn des nachstehenden Schreibens (Antwort der *George Sand* auf den Brief von *Alexander Thies*) dem Leser verständlich sein.

„Paris, le 25 mars 1845.

Monsieur!

Nous sommes bien coupables envers vous, moi surtout; car lui *(Chopin)* écrit si peu et il a tant d'excuses dans son état continuel de fatigue et de souffrance, que vous devez lui pardonner. J'espérais toujours l'amener à vous écrire, mais je n'ai eu que des résolutions et des promesses, et je prends le parti de commencer, sauf à ne pas obtenir, entre sa toux et ses leçons, un instant de repos et de calme.

C'est vous dire que sa santé est toujours aussi chancelante. Depuis les grands froids qu'il a fait ici, il a été surtout accablé; j'en suis presque toujours malade aussi, et aujourd'hui je vous écris avec un reste de fièvre. Mais vous? Vous souffrez plus que nous, et vous en parlez à peine. Vous êtes un stoïque

wissenschaftliche Abhandlungen, die in in- und ausländischen Zeitungen veröffentlicht wurden, noch herausgegeben: „Dernier mot sur le pouvoir social" (Paris 1836), „Code civil de l'empire de Russie" (Paris 1841), „Précis de notions historiques sur la formation du corps des lois russes" (Petersburg 1843).

de chrétien, et il y a bien d'assez belles et grandes choses dans votre doctrine, pour que je vous passe la forme, sur ce point. Vous ne me convertirez pas. Mais que vous importe? Vous n'êtes pas, je l'espère, de ces catholiques farouches, qui damnent sans retour les dissidents. D'ailleurs, l'orthodoxie de ces principes d'intolérance est très-controversée, et votre grand coeur peut prendre là-dessus le parti qui lui convient; moi, j'ai l'espoir d'être sauvée tout comme une autre, bien que j'aie fait le mal plus d'une fois tout comme une autre. Mais il y a plus de miséricorde là-haut qu'il n'y a de crimes ici-bas. Autrement, ce ne serait pas la justice divine, ce serait la justice humaine, la peine du faible. Blasphème inique et que je repousse avec horreur.

Je ne vous dirai rien de *Mickiewicz*, il n'a pas fait son cours cette année, et je ne l'ai pas vu.[1] Je n'ai même pas lu son livre. Je le regarde aussi comme un noble malade, mais sans le croire sur le chemin de la vérité, je le crois aussi bien que vous et moi sur la route du salut; s'il est dans son erreur convaincu, humble et aimant Dieu, Dieu ne l'abandonnera pas, Dieu ne boude pas, et je ne puis croire qu'une telle âme ne soulève pas quelque coin du voile étrange dont il s'enveloppait l'année dernière.

[1] Vom December 1840 bis 28. März 1844 hielt *Mickiewicz* am Collège de France Vorträge über slavische Literaturen. Sein verbreiteter Ruf und sein geistreicher Vortrag zogen eine Menge Zuhörer herbei; nachher verfiel er in eine krankhafte Geheimnisstuerei. Statt über Literatur sprach er von träumerischem Messianismus, was die Ursache war, dass die Behörde ihm fernere öffentliche Vorträge verbot. Diese sind unter dem Titel: „Les slaves. Cours professé au Collège de France" (5 Bände, Paris 1849) erschienen.

Je vous remercie de vos souhaits affectueux, santé, bien-être et gloire, tout cela est chimère. Nous sommes ici-bas pour souffrir et travailler; la santé est une bénédiction du ciel, en tant qu'elle nous rend utiles à ceux qui ne l'ont pas; le bien-être est impossible à quiconque veut assister ses frères, car dans ce cas-là, plus il peut recevoir, plus il doit donner. La gloire est une niaiserie pour amuser les enfants. Une âme sérieuse ne peut y voir autre chose que le résultat douloureux de l'ignorance des hommes, prompts à s'engouer de peu de chose. La santé serait donc le seul bien désirable dans vos trois souhaits. Mais je ne l'ai pas cette année et je ne murmure pas, puisque vous, qui le méritez mieux que moi, vous ne l'avez pas retrouvée.

Espérez-vous maintenant en cette cure que vous avez entreprise avec tant de courage? Ecrivez-moi donc que vous êtes mieux; cela nous consolerait de n'être pas bien. Eh quand nous revenez-vous? Nous n'irons pas de bonne heure à la campagne, si le printemps est aussi laid que l'hiver. J'espère donc que nous vous reverrons ici, et si vous tardez, nous voulons vous voir à Nohant. Vous devez nous dédommager d'y être resté si peu l'autre fois. Mes enfants vous remercient de votre bon souvenir et font aussi des voeux pour vous.

A vous de coeur, toujours et bien sincèrement, vous le savez.

George Sand."

Bald nach der Nachricht von dem Tode seines Vaters erlitt der des Trostes und der Erheiterung so

sehr bedürftige Kranke abermals grossen Kummer durch das Hinscheiden seines liebsten Freundes in Paris, *Johann Matuszyński*. Die Verschlimmerung seiner physischen Leiden führte auch die Trübung seines Geistes herbei, der seit jener Zeit oft durch die grauenhaftesten Phantasiegebilde verdüstert wurde.

George Sand sagt darüber zu einem ihrer Freunde, der auch *Chopin* gut kannte:

„Die katholische Glaubenslehre führt uns den Tod in einem schrecklichen Lichte vor, weil sie vom Fegefeuer spricht. Anstatt für die reine Seele eines Geliebten, der jetzt in einer besseren Welt lebt, zu schwärmen, hatte *Chopin* manchmal schreckliche Visionen, und ich musste die Nächte in seiner Schlafstube zubringen, um die Gespenster im Wachen und im Traume zu verscheuchen. Die polnischen Volkssagen mit ihren Geistern und ihrem Aberglauben beschäftigten ihn sehr. Die Erscheinungen beunruhigten und verwickelten ihn in ihren Zauberkreis, und anstatt den Vater und den Freund aus dem strahlenden Himmel — wie sich ihn der lutherische Glaube vorstellt — lächeln zu sehen, bildete er sich ein, dass neben seinem Lager ihre Todtenköpfe wären, aus deren Umgebung er sich zu reissen suchte".

Mit jedem Monat machte die Krankheit grössere Fortschritte und seine Kräfte nahmen sichtlich ab. Der Husten wurde hartnäckiger, und manchen Tag war der Kranke so matt und litt derartig an Luftmangel, dass er — wollte er seine Freunde besuchen — sich in die Etagen tragen lassen musste.

Die Compositionen aus dieser letzten Epoche sind: Polonaise, Op. 53; Berceuse, Op. 57; Sonate in H-moll, Op. 58; Mazurken, Op. 59 und 63; Barcarole, Op. 60;

Polonaise-Fantaisie, Op. 61, und Sonate in G-moll für Piano und Violoncell, Op. 65. Es sind durchgängig schöne, poetische Musikstücke; aber die Schwermuth und eigenartige Gefühlsaufregung, die besonders aus den beiden letztgenannten heraustönt, beweisen schon die krankhafte Gemüthsstimmung des Tondichters. Die musikalischen Gedanken haben nicht mehr die wohlthuende Klarheit seiner früheren Werke und streifen nicht selten an das Excentrische. Aber welcher Kummer und welch bittere Schmerzen hatten nicht in diesen Jahren das von Natur zur Schwermuth geneigte, zart besaitete Gemüth des Künstlers bewegt?!

Chopin, welcher trotz seinem in sich selbst Versunkensein doch Alles bemerkte, was um ihn her vorging, konnte es sich nicht mehr verhehlen, dass die Frau, die ihn durch die Leidenschaftlichkeit ihrer Liebe an sich gezogen, die er selbst mit der Hingebung eines poetischen, tiefen Künstlergemüthes geliebt hatte, dass sie, auf deren Beständigkeit er Felsen gebaut hätte, von Tag zu Tag kälter gegen ihn wurde. Sein edler Stolz sagte ihm: „Du musst von ihr gehen, denn sie betrachtet dich als Last"; sein sittliches Gefühl, beruhend auf seiner Erziehung, auf dem schönen Beispiel ehelicher Treue und Liebe, das seine Eltern gegeben hatten, ermahnte ihn aber wieder: „Du musst bleiben!"

Es gab für *Chopin* vormals Augenblicke, wo sein illegitimes Verhältniss zu *Aurora Dudevant-Sand* ihm Skrupel machte, wo er wirklich lebhaft daran dachte, die geliebte Frau zum Altar führen zu können, und die Verhältnisse verwünschte, welche ihn hinderten, dies zu thun. Später tröstete er sich mit der Ueberzeugung, dass die Treue seiner- und ihrerseits das

Bündniss zwischen ihnen heilige, und es ist unzweifelhaft, dass Nichts auf Erden ihn bewogen haben würde, sich von ihr zu trennen.

Frau *George Sand* dachte anders.

Den um einige Jahre jüngeren, interessanten und gefeierten Tondichter hatte die phantasievolle, für Schönheiten empfängliche Frau geliebt; der Kranke, Niedergedrückte wurde ihr jetzt aber lästig. Anfangs zeigten ihre zu Zeiten finsteren Mienen, die kürzeren Besuche im Krankenzimmer, dass ihre Theilnahme für ihn im Abnehmen sei; *Chopin* fühlte sich davon sehr schmerzlich berührt, aber er schwieg, denn nach seinen Begriffen würde er es für unritterlich gehalten haben, einen Bruch herbeizuführen. Nicht mehr willensstark, wie ein gesunder Mensch, nahm er die unzähligen kleinen Kränkungen, die ihn tief verletzten, geduldig auf; er wollte — so gebot ihm sein sittliches Gefühl — für das Unrecht büssen, das er begangen, indem er sich einer Frau zu eigen gegeben und sie als die seinige betrachtet hatte, die ihm gesetzlich nicht angehören durfte.

Die Klagen der Frau *Sand*, dass die Pflege des Kranken ihre Kräfte erschöpfe, Klagen, die sie oft in seiner Gegenwart aussprach, thaten ihm weh; er bat sie, ihn allein zu lassen; sich in frischer Luft zu ergehen; er beschwor sie, ihren Vergnügungen um seinetwillen nicht zu entsagen, die Theater zu besuchen, Gesellschaften zu geben u. s. w.; er sei still und allein zufrieden, wenn er nur sie heiter wisse. Endlich, als der Kranke noch immer nicht an eine Trennung von ihr dachte, wählte man ein heroisches Mittel.

George Sand hat einen Roman geschrieben, „Lu-

crezia Floriani", dessen Inhalt in kurzen Worten folgender ist:

Fürst Carl, ein Mann von noblem und sympathischem Charakter, aber kränklich, nervös, eifersüchtig, stolz, voller aristokratischer Neigungen und Ansichten, hat sich leidenschaftlich in Lucrezia, eine nicht mehr junge Frau, verliebt, die der Welt und der Liebe entsagt hatte und nur für ihre Kinder und gute Zwecke lebte. Sie ist eine berühmte Künstlerin, die sich nicht besser macht wie sie ist, aber doch besser als ihr Ruf. Die leidenschaftliche Liebe des Fürsten Carl erwies sich als gefährliche Krankheit, die sein Leben bedrohte. Lucrezia rettete ihn, liebte ihn, aber ahnte, dass diese Liebe für sie zur Qual werden müsse, und verbarg sie: als jedoch Carl immer leidenschaftlicher in seinen Gefühlen für sie wurde und die Gefahr für sein Leben sich wiederholte, opferte sich dieses angebetete, von ihm erwählte Wesen und weihte sich dem Liebenden.

Es ist sonderbar, dass Frauen in einem gewissen Alter gern ihre Empfindungen unter dem Vorwande des Opfers und der mütterlichen Sorgfalt verbergen. Sie lieben nicht; aber das schwache, kranke, nervöse Wesen braucht Pflege, Unterstützung und Zärtlichkeit. Daraus entsteht eine unangenehme, peinliche Mischung von nachgemachter, mütterlicher Liebe, die garkeine mütterliche ist, welche wir aber oft, so auch bei Lucrezia Floriani finden.

Woher kommt dieses unnatürliche, scheinbare Gefühl? fragt die Verfasserin des Romanes; vielleicht, dass, wenn eine solche Heroine in den Jahren liebt, in welchen (wie Hamlet sagt) das Herz und der Geist nichts mehr fühlt), sie tief in den Augen der Mensch-

heit und auch in ihren eigenen fällt, und um sich zu heben, das Opfer und die zärtliche Sorgfalt zum Vorwande nimmt, um ihre Gefühle und ihre Handlungsweise zu beschönigen? Auf dieselbe Weise hatte die bekannte Frau *de Warens* ihre Aufopferung erklärt, von welcher *J. J. Rousseau* so viel in seinen „Confessions" spricht; so erklärt Lucrezia Floriani ihre Liebe für Carl. Zwei Monate lebt sie durch die Macht dieser Liebe unaussprechlich glücklich; nach Ablauf dieser Zeit ändert sich Alles. Carl ist eifersüchtig, ungerecht und launenhaft; er duldet die früher in Lucrezia's Hause erscheinenden Freunde der berühmten Frau nicht mehr. Es kommen jeden Augenblick Zornesausbrüche, Nervenaufregungen oder Anfälle von Verrücktheit und Verzweiflung. Lucrezia, davon gequält, fühlt sich endlich von diesen immer wiederkehrenden Scenen ermüdet, ihre Kräfte nehmen ab, ihre Gesundheit leidet; aber sie verbirgt Alles, sie klagt nie, weil sie sich zugeschworen hat, für Carl's Glück jedes Opfer zu bringen. Sie weiss, dass sie sterben wird und dass ihre Kinder Waisen werden, denn Carl wird sie martern, bis sie endlich stirbt; aber dennoch duldet sie — da sie ihm Treue geschworen hat — schweigend Alles, was er ihr zufügt. Nach einigen Jahren solchen Lebens, fortwährend gequält und durch Carl's Eifersucht ihren Freunden entfremdet, liebt sie ihn schon längst nicht mehr, duldet ihn aber als Märtyrerin. Lucrezia hat ihre Kräfte durch fortwährende Opfer endlich erschöpft und stirbt!

Nach der damals herrschenden allgemeinen Meinung war Carl das treue Portrait *Chopin's*, obgleich er durch die Uebertreibung, mit welcher sein Charakter geschildert ist, als Carricatur dasteht. Die Liebes-

geschichte des Romans gleicht dem, was er in seinem Verhältniss zur *Sand* erlebt hatte, allerdings auffallend. Sie enthält viel Glück, aber auch viel Bitterkeit, und dieses fühlte Niemand besser, als *Chopin* selbst. Der Kranke und alle Welt wussten aber auch, dass die wirkliche Lucrezia nicht aus Aufopferung gestorben war, und dass der Carl in dem Romane niemand Anderes sein sollte, als *Chopin*. Man erzählt, dass ihm aus raffinirter Grausamkeit die Correcturbogen mit der Bitte übergeben worden seien, die Druckfehler auszumerzen; Thatsache aber ist es, dass die Kinder von Frau *Sand*, auf den Roman zeigend, zu ihm sagten: „Herr *Chopin*, wissen Sie, dass Sie mit dem Fürsten Carl gemeint sind?“ Jeder, der die Veranlassung zu diesem Werke kannte, hat die Schriftstellerin deshalb verdammt. Sie entschuldigte sich und behauptete,[1] dass man sie missverstanden, dass man ihr Zwecke untergelegt, die sie garnicht gehabt habe. „Fürst Carl ist doch kein Künstler“, entschuldigte sie sich; „er ist träumerisch, aber weiter nichts; er ist kein Genie und hat dessen Rechte nicht. Seine Persönlichkeit hebt sich wenig über das Gewöhnliche; er ist nie liebenswürdig und so wenig das Portrait des grossen Künstlers, dass *Chopin*, der tagtäglich das Manuscript las, welches auf meinem Schreibtische lag, nicht daran dachte, sich absichtlich zu täuschen, er, der sonst so argwöhnisch war. Dennoch hat er sich später, durch Einflüsterungen böswilliger Zungen dazu veranlasst, wirklich eingebildet, dass ich in dem Fürsten Carl ihn habe schildern wollen, und in der Lucrezia, der Märtyrerin, mich selbst! Meine Feinde,

[1] „Histoire de ma vie“, Band 13.

die sich unter seinen Freunden befanden, haben ihm eingeredet, dass dieser Roman mein Verhältniss zu ihm darstellen solle. Sein Gedächtniss war in dieser Zeit etwas schwach, und als man ihm den Inhalt dieses Buches entstellt erzählte, hatte er die wahre Schilderung der Stellung und Eigenthümlichkeit des Fürsten Carl schon wieder vergessen; warum hat *Chopin* nicht meinen Roman ein zweites Mal gelesen?"

Frau *Sand* bedauerte sehr, dass in dem Augenblicke, wo der Bruch zwischen ihr und dem grossen Künstler unvermeidlich war, *Matuszyński* nicht mehr lebte. „Die Freundschaft für *Chopin* und der Einfluss, den er auf ihn hatte, wären ein sicheres Mittel gewesen, um", wie *George Sand* sagt, „die Einflüsterungen der Intriguanten unschädlich zu machen. Selbst wenn es zu einer Trennung gekommen wäre, sie würde durch *Matuszyński's* Vermittelung eine minder schmerzliche und gewaltsame gewesen sein". Trotz alledem ertrug der Kranke und deshalb minder Heftige mit den peinlichsten Empfindungen die ihm durch den Roman zugefügte Kränkung. „Wenn ich sie — die Frau, die ich verehrte und liebte, jetzt verlasse", sagte er sich, „so mache ich den Roman zur wahren Geschichte und gebe sie dem Tadel, ja wohl gar der Verachtung der Besseren preis." Edel duldete er fort, sich immer mehr in sich selbst zurückziehend, bis er es endlich nicht mehr ertrug. Zu Anfang des Jahres 1847 führte Frau *Sand* durch einen heftigen Auftritt, deren unschuldige Veranlassung ihre Tochter war, den vollständigen Bruch herbei. Auf die ungerechten Vorwürfe, die sie gegen ihn erhob, erwiderte er nur: „Ich werde sofort Ihr Haus verlassen und wünsche für Sie von jetzt an nicht mehr zu existiren."

Diese Worte waren ihr sehr erwünscht; sie machte keine Einwendungen und noch denselben Tag verliess der Künstler für immer das Haus von Frau *Sand*. Aber die Aufregung und der damit verbundene Seelenschmerz warfen ihn wieder auf das Krankenlager, und längere Zeit fürchtete man ernstlich, dass er es bald mit dem Sarge vertauschen würde. Einer seiner besten Freunde, zugleich sein Lieblingsschüler, *Gutmann*, pflegte ihn mit der grössten, aufopferndsten Sorgfalt. Wie herzlich dankbar der Leidende diesem für seine Treue war, beweisen fortwährende Fragen, die er an seine ihn besuchenden Freunde und Bekannte richtete. „Wie befindet sich *Gutmann?* Ist er nicht sehr müde? Wird es ihn nicht zu sehr anstrengen, wenn er noch ferner bei mir wacht? Ach, ich möchte ihn nicht so plagen, und doch möchte ich keinen Andern so viel um mich haben, wie ihn". Das waren fast die einzigen Worte, die er sprach, denn seine Besucher liessen ihn nicht reden und waren nur bemüht, ihn zu unterhalten und von seinen trüben Gedanken abzuziehen. Der Sorgfalt seines Arztes und der unermüdlichen Pflege *Gutmann's* gelang es, *Chopin* endlich so ziemlich herzustellen. Als er zum ersten Male wieder unter seine Freunde trat, fanden sie ihn fast bis zur Unkenntlichkeit verändert. Im folgenden Sommer ging es ihm scheinbar um Vieles besser, so dass er sich wieder mit Componiren beschäftigen konnte. Er wollte Paris nicht verlassen, was er sonst immer um diese Jahreszeit zu thun pflegte. Dadurch entging ihm aber der wohlthätige Einfluss, den die frische Landluft stets auf seine Gesundheit ausgeübt hatte. Im Winter 1847—1848 war *Chopin's* Gesundheitszustand ein sehr schwankender. Der Aufenthalt in Paris wurde ihm

durch die politischen Unruhen und andere Ursachen nach und nach unangenehm. Er beschloss, auf einige Zeit nach England zu gehen, wo er verschiedene ihm wohlwollende, liebenswürdige Personen zu seinen Bekannten und Freunden zählte, die ihn mehrfach auf's Herzlichste eingeladen hatten, sobald es einmal seine Zeit erlaube, dorthin zu kommen. Ehe er aber Paris verliess, wollte er von dem Publicum der Hauptstadt des Continents in einem Concert Abschied nehmen.[1] Es fand dies am 16. Februar 1848 im *Pleyel*'schen Saale statt, und einen gewählteren, glänzenderen Zuhörerkreis, als an diesem Tage, hätte sich *Chopin* nicht wünschen können.[2] Mit Enthusiasmus wurde er von dem Publicum, unter dem sich die hochgestelltesten Persönlichkeiten und viele der ersten Kunstcelebritäten von Paris befanden, empfangen, und

[1] Man kann nicht sagen, dass sich *Chopin* dem Publicum mit seinen Concerten aufgedrängt hätte. In den Jahren 1834—1848 hatte er in Paris nur ein öffentliches Concert unter Mitwirkung der *Viardot-Garcia* und *Franchomme's* (am 21. Februar 1842) gegeben, in welchem er folgende Compositionen vortrug:

Ballade (As-dur), drei Mazurken (As-dur, H-dur, A-moll), drei Etuden (As-dur, F-moll, C-moll), Prélude (Des-dur), Impromptu (Ges-dur), Nocturne (Des-dur).

Weil dieses Concert, wie das bei *Chopin's* poetischem, tiefgefühltem Spiel nicht anders möglich, einen grösseren und schöneren Eindruck bei dem Publicum hinterliess, als das erste im Théâtre italien, so veranstaltete *Chopin* fast jedes Jahr im *Pleyel*'schen Saale musikalische Séancen, in welchen er stets allein spielte und zu denen seine Verehrer und näheren Bekannten die Billets mit 20 Francs bezahlten.

[2] *Chopin*'s letztes Concert begann mit einem Trio von *Mozart* unter Mitwirkung von *Alard* und *Franchomme*. Dann spielte *Chopin* seine neue Cello-Sonate in G-moll (Op. 65) und einige kleinere Sachen, wie Etuden, Präludien, Mazurken und Walzer.

bis zum Schluss des Concertes bemühte sich Jeder, dem genialen Tondichter, dem seltenen Virtuosen, dem liebenswürdigen Menschen, Beweise von höchster Verehrung und von der Bewunderung zu geben, die seine Genialität einflösste. Friedrich war selbst tief ergriffen; dieser Triumph, der letzte, den er in Paris erlebte, war für ihn Balsam auf so manche der Wunden, die ihm das Schicksal geschlagen hatte, und die ihn, wenn sie auch nach und nach zu heilen begannen, zu Zeiten doch immer noch sehr schmerzten. Die politischen Ereignisse, die am 22. Februar eine Dynastie stürzten und einen König mit seiner Familie aus dem Lande trieben, erschütterten *Chopin* tief. Er hatte von Louis Philipp und dessen nächsten Angehörigen nie etwas Anderes erfahren, als Gnade und Theilnahme, und beklagte das Schicksal der Orléans. Zugleich aber schöpfte er aus dieser Revolution neue Hoffnungen für sein unglückliches Vaterland, das er immer noch so leidenschaftlich und treu liebte, wie zu der Zeit, wo er als Jüngling in Warschau patriotische Lieder in Musik setzte, die nicht in die Oeffentlichkeit dringen durften. Als er aber sah, dass die Aufregung in den Gemüthern, die gleich einem Sturmwinde fast durch ganz Europa ihren Zug nahm, den Polen weder Freiheit noch Selbstständigkeit brachte, machte er seltener seinem vollen und über den Lauf der Dinge empörten Herzen Luft, und sprach nicht mehr von Politik. Dem Entschlusse, von Frankreich nach England zu reisen, stand nun nichts mehr im Wege; seine Freunde, so gern sie ihn sahen, redeten ihm auch dieses Vorhaben nicht aus, sondern hofften, dass er sich in London bald heimisch fühlen würde. Einen Monat vor seiner Abreise, in den letzten Tagen des

März, wurde er von einer Dame, deren gastfreies Haus er in früherer Zeit oft und gern besucht hatte, zu einer Soirée eingeladen. Einige Augenblicke schwankte er, ob er diese Einladung annehmen sollte, denn er hatte in den letzten vier Jahren die Pariser Salons weniger frequentirt; schliesslich — wie von einer inneren Stimme getrieben — sagte er zu. Eine Stunde bevor *Chopin* das Haus der Madame *H.* betrat, war dort lebhaft von ihm gesprochen worden. Ein Musikkenner erzählte von seinem Zusammentreffen mit dem gefeierten Künstler in Nohant, von dessen wundervollem Spiel in schönen mondbeglänzten Sommernächten. Eine Dame bemerkte: „Aus den besten Werken der *Sand*'schen Romane weht *Chopin*'scher Geist. Wie alle Schriftsteller von lebhafter Phantasie verlor sie oft bei ihrer Arbeit die Geduld; wenn sie einen Plan noch nicht ganz ausgeführt hatte, trug sie sich schon wieder mit einem neuen. Um sich selbst an den Schreibtisch zu fesseln und mit mehr Sorgfalt arbeiten zu können, bat sie den Geliebten, während sie schrieb, auf dem Piano zu improvisiren, und von seinem Spiel inspirirt, schrieb sie dabei ihre besten Romane." Ein tiefer, halblauter Seufzer entschlüpfte nach diesen Worten dem Munde einer Dame, die leise aus dem Nebenzimmer in den Salon getreten und von der Sprechenden nicht gesehen worden war. Ihr bleiches Gesicht röthete sich, in ihre tiefen, wunderbaren Augen traten Thränen; was mochte ihr Innerstes so mächtig bewegen? Jetzt erschienen mehrere Herren in dem Salon; die Dame zog sich zurück und setzte sich hinter eine Epheuwand, die ein angenehmes Versteck bildete. Wohl eine Stunde sass sie, unbemerkt von den Gästen, nur von der Frau vom Hause beobachtet,

die ihr Benehmen begriff. Als die Gesellschaft zahlreicher geworden war, erhob sich die Dame, und mit dem ihr eigenthümlichen schwebenden Schritt ging sie, die rechte Hand wie zur Begrüssung erhebend, auf *Chopin* zu. „Friedrich!“ glitt es, nur hörbar für ihn, über ihre Lippen, — er sah nach langer, bitterer Trennung zum ersten Male *George Sand* dicht vor sich stehen, reuevoll, offenbar bemüht, ihn zu versöhnen. Todtenblässe überzog seine zarten, abgemagerten, aber noch immer einnehmenden Züge; einen Moment begegneten seine sanften Augen den ihrigen, die fragend auf sein Antlitz geheftet waren; dann wandte er sich von ihr ab und verliess schweigend den Salon. — Gegen Ende April sagte er seinen Pariser Freunden und den in der Weltstadt wohnenden Landsleuten Lebewohl und reiste nach London.

In England hatten schon längst *Chopin's* Compositionen die verdiente Popularität erlangt; man hörte sie stets gern und rühmte sie; folglich wurde er überall, wo er sich zeigte, mit ausserordentlicher Achtung und herzlicher Sympathie empfangen. Die Gastfreundschaft und Hochachtung, mit der englische Künstler wie *Osborne, Benedict, Brinley Richards* und *Sloper* (welche ihn früher schon in Paris kennen gelernt und gehört hatten) ihn begrüssten, that dem für Freundschaft und Liebe empfänglichen Herzen Friedrich's wohl. Er lebte wieder in der Gesellschaft und hoffte in ganz anderen Umgebungen, einzig seiner geliebten Kunst nachgehend, die Frau zu vergessen, nach welcher er sich trotz allem Leid, das sie ihm angethan, zu Zeiten lebhaft sehnte. Ihr blendender Geist, ihre unerschöpfliche Phantasie, ihre ehemals leidenschaftliche Liebe hatten ihm einst eine Zeit voll märchenhaften Glückes

bereitet, die er nie und nimmer zu vergessen vermochte, so sehr er sich auch bemühte, es zu thun, so unablässig sein Verstand ihm sagte, dass jene Frau keines Seufzers würdig sei.

Die polnischen Emigranten hatten sich, als sie erfuhren, dass *Chopin* nach London gekommen sei, vorgenommen, ihrem berühmten Landsmanne eine besondere Huldigung darzubringen. Zu diesem Zwecke wurde ihm zu Ehren ein Diner veranstaltet, an welchem sich gegen vierzig der hervorragendsten Mitglieder der polnischen Colonie betheiligten. Nach vielen Toasten und Reden, welche die Verdienste *Chopin's* als Musiker und treuen Patrioten rühmten, stand *Chopin* auf, klopfte an sein Glas, und begann ungefähr folgendermassen: „Meine geliebten Landsleute! Die Beweise Eurer Anhänglichkeit und Liebe, welche Ihr mir soeben dargebracht, haben mich wahrhaft gerührt. Ich hätte Euch gern ebenfalls in Worten gedankt, doch ist mir leider das Talent versagt, auf diese Weise meinen Gefühlen den entsprechenden Ausdruck zu geben; ich lade Euch daher ein, mich in meine Wohnung zu begleiten, und meinen Dank dort am Clavier entgegen zu nehmen.“ — Ein enthusiastischer Beifallssturm war die Antwort auf diesen schönen Vorschlag: Alle erhoben sich sofort von ihren Sitzen und folgten dem Meister.

Chopin, obgleich schon recht ermattet von den verschiedenen Anfregungen des Tages, raffte alle Kraft zusammen, und spielte — da man nicht nachliess ihn immer von Neuem zu animiren — bis zwei Uhr Nachts.

Die wunderbaren Töne seiner Mazurken, Balladen und Polonaisen, so wie seine Improvisa-

tionen über polnische Nationallieder machten auf seine Landsleute einen mächtigen Eindruck. Sie alle, die einst Hab und Gut für ihr Vaterland geopfert, seit siebzehn Jahren durch jenen grausamen Feind aus demselben vertrieben, hier in der Verbannung lebten, fühlten heute bei den patriotischen und bestrickenden Weisen des Meisters mehr denn je den herben, unersetzlichen Verlust ihrer theuren Heimath!

Um diese Zeit schrieb *Chopin* an seinen Freund *Grzymała:*

„London, Donnerstag den 11. Mai 1848.

Geliebtester Freund!

Ich komme soeben aus der italienischen Oper, wo *Jenny Lind* heute als „Sonnambula" zum ersten Male auftrat, und sich die Königin nach längerer Zurückgezogenheit ebenfalls zum ersten Male dem Volke zeigte. Beide hatten für mich natürlich sehr grosses Interesse; besonders aber *Wellington*, welcher wie ein alter, treuer Hund in der Hütte, in der Loge unter seiner gekrönten Herrin sass. Ich habe auch *Jenny Lind* persönlich kennen lernen: Sie empfing mich, als ich ihr einige Tage darauf einen Besuch machte, äusserst liebenswürdig, und schickte mir einen ausgezeichneten „Stall"[1] zur Opernvorstellung. Ich sass und hörte ausgezeichnet. Diese Schwedin ist doch ein Original vom Kopf bis zu den Zehen! Sie zeigt sich nicht im gewöhnlichen Lichte, sondern in den magischen Strahlen eines Nordlichtes. Ihr Gesang ist unfehlbar rein und sicher; aber am meisten bewunderte ich doch ihr piano, das von unbeschreiblichem Zauber ist.

Dein

Friedrich."

[1] Fauteuil d'orchestre (Parquetsitz.)

Nachdem *Chopin* bei der Herzogin von Southerland der Königin Victoria vorgestellt worden und bei Hofe gespielt hatte, erhielt er Tag für Tag Einladungen in die ersten Häuser Englands, so gab er z. B. in den Salons des Lord *Falmouth* und der Frau *Sartoris* geb. *Adelaide Kemble* kleine Privat-Concerte, sogenannte „Recitals." Die späten Abendgesellschaften, der Mangel an Schlaf, überhaupt die Unbequemlichkeiten des Salonlebens waren aber der angegriffenen Gesundheit des Gefeierten nicht zuträglich und wurden von den Aerzten durchaus nicht gutgeheissen. Um ruhiger leben zu können folgte er bald darauf einer Einladung der Familie *Stirling* nach Schottland und schrieb wenige Tage vor seiner Abreise folgenden Brief an *Grzymała:*

„London, den 18. Juli 1848.

Lieber Freund!

Besten Dank für Deine herzlichen Zeilen und für den ihnen beigefügten Brief der Meinigen. Gottlob sind sie ja Alle gesund, aber weshalb sorgen sie sich eigentlich um mich? Ich kann nicht mehr trauriger werden, als ich bin, und wirkliche Freude empfinden kann ich schon seit langer Zeit nicht mehr! Ich empfinde überhaupt nichts und vegetire nur noch, indem ich geduldig auf mein Ende warte. Künftige Woche reise ich nach Schottland zum Lord *Torphichen*, dem Schwager meiner schottischen Freundinnen Frls. *Stirling,* welche schon bei ihm (in der Nähe von Edinburgh) sind. Er schrieb an mich und lud mich herzlich ein, ebenso *Lady Murray,* eine dortige hochgestellte und einflussreiche Dame, welche sich ausserordentlich für Musik interessirt, um der vielen anderen Einladungen,

welche ich aus verschiedenen Gegenden Englands erhielt, garnicht Erwähnung zu thun! Ich kann doch nicht von einem Ort zum andern umherziehen wie ein wandernder Musikant; ein solches Vagabondenleben ist mir verhasst, und meiner Gesundheit nicht zuträglich. In Schottland gedenke ich bis zum neunundzwanzigsten August zu bleiben, an welchem Tage ich bis nach Manchester fahre, wo ich zum Oeffentlichspielen engagirt bin. Ich werde dort zweimal ohne Orchester auftreten, und erhalte dafür 60 Pfd. Sterl. — Die *Alboni* kommt auch, aber alles das interessirt mich nicht. Ich setze mich eben ans Clavier und damit basta! Wohnen werde ich während dieser Zeit bei reichen dortigen Fabrikanten, bei denen auch *Narkomm* logirt hat. Was ich dann thun werde, weiss ich noch nicht. Wenn mir nur Jemand voraussagen könnte, ob ich hier während des Winters auch nicht krank würde? . . . .

Dein

Friedrich."

Das rauhe schottische Klima wirkte indessen, wie vorauszusehen war, sehr nachtheilig auf *Chopin's* Gesundheit. Die dort herrschenden Nebel beeinflussten seine Gemüthsstimmung, und erzeugten in ihm jene schwermüthigen Gedanken, die ihn schon in früheren Jahren oft gequält hatten und Mitschöpferin seiner ernsten und wildromantischen Tondichtungen waren.

Folgende, ebenfalls an *Grzymała* gerichteten Briefe geben Zeugniss von dem Lebensüberdruss, der sich seiner bereits bemächtigt hatte:

„Keir Perthshire, Sonntag, den 1. October 1848.

Keine Post, keine Eisenbahn, auch kein Wagen, (nicht einmal zum Spazierenfahren), kein Kahn, kein Hund zu sehen — Alles öde, öde!

Mein Theuerster!

Gerade in dem Augenblick, als ich schon auf einem anderen Briefbogen an Dich zu schreiben angefangen hatte, wurde mir Dein und meiner Schwester Brief gebracht. Gottlob hat sie die Cholera bis jetzt verschont, — aber weshalb schreibst Du kein Wort über Dich selbst? Dir wird das Correspondiren doch viel leichter als mir; denn ich schreibe nun schon seit einer Woche, nämlich seit meiner Rückkehr aus dem nördlichen Schottland (Strachur) täglich an Dich, ohne fertig zu werden. Ich weiss zwar, dass Du einen Kranken in Versailles hast; denn *Rozaria* schrieb mir, Du seiest bei ihr gewesen und wärest dann sehr eilig zu jemand Krankem nach Versailles gereist. Es ist doch nicht etwa der Grosspapa? Oder vielleicht ein Enkel, oder einer von Deinen lieben Nachbaren *Rochański?* Hier hört man noch nichts von der Cholera, aber in London tritt sie hier und da bereits auf.

Mit Deinem Brief, welchen ich in Johnston Castle empfing, und in welchem Du mir mittheiltest, Du seiest mit *Soli* zusammen im Gymnase-Theater gewesen, kam zu gleicher Zeit ein Brief aus Edinburgh vom Fürsten *Alexander Czartoryski* mit der Nachricht, dass er mit seiner Gattin angekommen sei, und dass sie sich sehr freuen würden, mich bei sich zu sehen. Obgleich ermüdet, setzte ich mich sofort auf die Eisenbahn und traf sie noch in Edinburgh. Die Fürstin *Marcelline* war ebenso liebenswürdig, wie sie sich stets gegen mich gezeigt. Der Umgang mit ihnen belebte mich von Neuem, und gab mir wieder Kraft in Glasgow[1] zu spielen, wo sich die ganze haute volée zu meinem

[1] Dies Concert fand am Mittwoch, den 27. September statt.

Concert eingefunden hatte. Das Wetter war prächtig, und die fürstliche Familie sogar von Edinburgh mit dem kleinen *Marcel* angekommen, welcher hübsch heranwächst und schon meine Compositionen singt, ja sogar verbessert, wenn er hört, dass Jemand Fehler macht. Es war am Mittwoch Nachmittag 3 Uhr, und das fürstliche Paar erwies mir die Freundlichkeit nach dem Concert eine Einladung zum Diner nach Johnston Castle (beiläufig 12 engl. Meilen von Glasgow) mit mir anzunehmen; auf diese Weise verlebte ich also den ganzen Tag mit ihnen. Lord und Lady *Murray,* der alte Lord *Torphichen* (welche hundert Meilen weit hergekommen waren) fuhren auch mit dorthin, und anderen Tags waren Alle ganz entzückt von der Liebenswürdigkeit der Fürstin *Marcelline.* Das fürstliche Paar reiste nach Glasgow zurück, von wo sie nach Besichtigung des Sees Loch Tamen gleich nach London zurückkehren, und dann nach dem Continent reisen wollten. — Die Fürstin gedachte Deiner mit aufrichtigem Wohlwollen; ich kann mir übrigens lebhaft vorstellen, was Deine edle Seele jetzt leiden muss, wenn Du das mit ansiehst, was in Paris vorgeht! Du glaubst nicht, wie ich an diesem Tage in Gesellschaft so lieber Landsleute auflebte und heiter wurde; aber heute bin ich wieder sehr niedergedrückt; o, dieser Nebel! Obgleich ich von dem Fenster, an dem ich schreibe, den schönsten Blick auf Stirling Castle habe — es ist derselbe, an welchem sich, wie Du Dich erinnern wirst, *Robert Bruce* ergötzte — und Berge, Seen, einen reizenden Park, mit einem Wort die durch ihre Schönheit berühmteste Aussicht Schottlands vor mir habe, so sehe ich doch nur dann etwas, wenn der Nebel der Sonne auf kurze Zeit

weichen muss. Der Besitzer dieses Schlosses heisst nämlich *Stirling*, ist der Onkel unserer beiden Schottinnen und das Oberhaupt der Familie. Ich lernte ihn in London kennen; er ist ein reicher Junggeselle und besitzt eine sehr schöne Gemäldegallerie, welche sich besonders durch Werke *Murillo's* und anderer spanischer Meister auszeichnet. Er hat jetzt sogar ein höchst interessantes Buch über die spanische Schule herausgegeben; er ist viel gereist (besuchte auch den Orient), und ist ein sehr intelligenter Mann. Alle bedeutenden Engländer, welche nach Schottland kommen, gehen zu ihm; er hat stets offenes Haus, sodass täglich durchschnittlich dreissig Personen bei ihm zu Mittag sind. Bei dieser Gelegenheit bekommt man die verschiedensten englischen Schönheiten zu sehen: jetzt war z. B. einige Tage eine Frau *Boston* anwesend, ist aber schon wieder abgereist; an Herzögen, Earls und Lords sieht man hier jetzt mehr als je zuvor, weil die Königin sich in Schottland aufhielt. Gestern fuhr sie mit der Eisenbahn dicht an uns vorbei, da sie zu einer bestimmten Zeit in London sein muss, und auf der See ein solcher Nebel herrschte, dass sie es vorzog von Aberdeen nicht per Schiff (wie sie gekommen war), sondern auf dem Landwege nach London zurückzukehren, — zum grossen Bedauern der Marine, welche verschiedenartige Festlichkeiten für sie vorbereitet hatte. Man sagt, ihr Gemahl Prinz Albert sei darüber sehr glücklich gewesen, da er auf dem Schiffe stets seekrank wird, während der Königin, als echter Gebieterin des Meeres, eine Seereise nichts schadet. Ich werde das Polnische bald vergessen haben, französisch wie ein Engländer und englisch wie ein Schotte sprechen — mit einem Wort, wie der alte *Jawurek* fünf Sprachen durch-

einander mischen. Wenn ich Dir keine Jeremiade schreibe, so geschieht dies nicht deshalb, weil Du mich nicht trösten kannst, sondern weil Du der Einzige bist, der Alles weiss; und wenn ich einmal zu klagen anfange, ist es ohne Ende, und immer in derselben Tonart; doch es ist unrichtig, wenn ich sage: immer in derselben Tonart, denn es wird mit mir alle Tage schlimmer. Ich fühle mich schwächer, ich kann nicht componiren, nicht aus Mangel an Lust, sondern aus physischen Ursachen, und weil ich mich jede Woche wo anders befinde. Aber was soll ich thun? Wenigstens spare ich etwas zum Winter. Einladungen habe ich eine Menge und kann nicht einmal dahin fahren, wohin ich möchte, z. B. zur Fürstin *Argyll* oder zu Lady *Belhaven*, da die Jahreszeit schon zu vorgerückt und für meine geschwächte Gesundheit zu gefährlich ist. Ich bin den ganzen Morgen unfähig etwas zu thun, und wenn ich mich angekleidet habe, fühle ich mich schon wieder so angegriffen, dass ich mich ausruhen muss. Nach dem Diner muss ich zwei Stunden mit den Herren sitzen, hören was sie sprechen und sehen wieviel sie trinken. Dabei langweile ich mich zum Sterben: ich denke an etwas ganz Anderes und gehe dann in den Salon, wo ich meine ganze Kraft brauche, mich zu beleben, denn Alle sind begierig, mich zu hören. Nachher trägt mich mein guter Daniel die Treppe herauf bis in mein Schlafzimmer, zieht mich aus, legt mich zu Bett, lässt das Licht brennen, und dann ist es mir wieder erlaubt zu seufzen und bis zum andern Morgen zu träumen, um den nächsten Tag ebenso zu verleben wie den vergangenen. Habe ich mich etwas eingerichtet, so muss ich weiterreisen; denn meine Schottinnen lassen mir — freilich in der

besten Absicht von der Welt — keine Ruhe. Sie holen mich ab, um mich ihren sämmtlichen Verwandten vorzustellen; sie werden mich noch durch ihre Güte tödten, und ich muss mir Alles aus lauter Liebenswürdigkeit gefallen lassen.

Dein

Friedrich.

London, den 17.—18. October 1848.

Mein Theuerster!

Seit achtzehn Tagen, nämlich seit meiner Ankunft in London bin ich krank und hatte einen so starken Schnupfenanfall (mit Kopfschmerz, schwerem Athem und allen meinen schlechten Symptomen), dass ich garnicht aus dem Hause gekommen bin. Der Arzt besucht mich täglich (ein Homöopath Namens *Mallan*, derselbe welchen meine Schottinnen haben und welcher hier einen grossen Ruf hat und mit der Nichte der Lady *Gainsborough* verheirathet ist). Er hat mich doch so weit hergestellt, dass ich gestern im polnischen Concert und Ball mitwirken konnte; ich ging übrigens nachdem ich mein Pensum absolvirt, sofort nach Hause. Die ganze Nacht konnte ich nicht schlafen, da ich ausser Husten und Asthma an sehr heftigen Kopfschmerzen litt. Bis jetzt sind die Nebel noch nicht so stark, sodass ich, um etwas frische Luft zu schöpfen trotz der empfindlichen Kälte die Fenster in der Wohnung öffnen kann. Ich wohne St. James-Platz No. 4, sehe fast täglich den braven *Szulczewski*, *Broadwood*, Frau *Erskim*, welche mit Herrn *Stirling* mir hierher nachgereist ist, und vorzüglich Fürst *Alexander* mit seiner Frau. Adressire Deine Briefe,

bitte, stets an *Szulczewski*. Jetzt kann ich noch nicht nach Paris kommen, aber ich überlege immerfort, wie es zu machen ist, dass ich dorthin zurückkehre. Hier in dieser Wohnung, welche für jeden gesunden Menschen sehr gut wäre, kann ich nicht bleiben, obgleich sie in schöner Gegend liegt und nicht theuer ist ($4^1/_2$ Guineas wöchentlich, incl. Bett, Heizung u. s. w.); sie liegt in der Nähe von Lord *Stuart*,[1] welcher mich soeben verliess. Dieser würdige Herr kam sich zu erkundigen, wie mir das gestrige Concert bekommen sei. Wahrscheinlich werde ich zu ihm ziehen, da er bedeutend grössere Zimmer hat, in denen ich leichter athmen kann. En tout cas — erkundige Dich, bitte, ob nicht irgendwo auf dem Boulevard in der Gegend der rue de la Paix oder rue Royale eine Wohnung im ersten Stock mit den Fenstern nach Süden frei ist; auch meinetwegen in der rue des Mathurins, nur nicht in der rue Godot oder einer anderen düsteren, engen Strasse; jedenfalls muss aber ein Zimmer für den Diener dabei sein. Vielleicht ist auf dem Square No. 9 (cité d'Orléans) bei der guten Frau *Etienne* das alte Quartier *Frank's* frei, was über dem meinigen lag; denn ich weiss aus Erfahrung, dass ich mein altes den Winter über nicht behalten kann. Wenn wenigstens auf derselben Treppe ein Zimmer für den Diener wäre,

[1] Lord *Dudley Coutts Stuart* war ein warmer Freund Polens und Wohlthäter armer polnischer Emigranten, welche sich nach 1831 in England niedergelassen hatten. Er stand immer an der Spitze aller Unternehmungen (Concerte, Bälle u. s. w.), welche zum Zwecke der Unterstützung polnischer Krieger arrangirt wurden. Als er von der englischen Regierung in einer politischen Mission nach Stockholm geschickt war (um den schwedischen König zur Allianz gegen Russland zu bewegen), starb er dort plötzlich an der Cholera den 17. November 1854.

so würde ich wieder bei Frau *Etienne* wohnen, aber ich möchte nicht meinen Daniel fortgehen lassen, da er, wenn ich einmal wieder nach England zurückkehren wollte oder könnte, schon mit Allem dort bekannt ist.

Warum ich Dich mit alledem quäle, weiss ich selbst nicht; aber ich muss doch an mich denken, und deshalb bitte ich, verhilf mir dazu. Ich habe niemals Jemand verflucht, aber jetzt bin ich des Lebens so überdrüssig, dass ich nahe daran bin, die Lucrezia zu verfluchen! Aber dort leidet man auch, und leidet deshalb mehr, weil man in der Bosheit täglich älter wird! Um die *Soli* ist es ewig schade! Ach! in der Welt geht jetzt Alles verkehrt. Denke Dir, dass *Arago* mit dem Adler auf der Brust jetzt Frankreich repräsentirt!!! *Louis Blanc* zieht hier Niemandes Aufmerksamkeit auf sich. Die Deputation der Nationalgarde vertrieb *Caussidier* aus dem Hôtel de la Sablonnière (Leicester Square) von der table d'hôte mit dem Ausruf: „Vous n'êtes pas français!"

Wenn Du eine Wohnung finden solltest, so theile es mir sofort mit; aber kündige meine alte nicht früher.

Dein

Friedrich.

London, Dienstag, Januar 1849.

Mein Theuerster!

Heut' liege ich wieder fast den ganzen Tag, aber Donnerstag verlasse ich das mir unausstehliche London! Die Nacht vom Donnerstag zum Freitag werde ich in Boulogne bleiben und mich Freitag Abend hoffentlich auf der Place d'Orléans zu Bette legen! Zu allen

anderen Leiden habe ich nun noch Nevralgie bekommen; bitte sorge dafür, dass Betttuch und Kissen trocken sind und lasse Tannenzapfen kaufen; Frau *Etienne* soll nichts sparen, damit ich mich erwärmen kann, wenn ich ankomme. An *Drożewski* habe ich geschrieben, dass er Teppiche und Vorhänge besorgen soll. Den Tapezirer *Perriches* werde ich gleich nach meiner Ankunft bezahlen. Sage *Pleyel*, dass er mir Donnerstag Abend einen Flügel schickt; lasse ihn zudecken und einen Veilchenstrauss kaufen, damit es im Salon schön dufte.[1] Ich möchte auch etwas Poesie bei meiner Rückkehr in meinen Zimmern und in meinem Schlafgemach finden, wo ich mich wahrscheinlich bald auf lange Zeit hinlegen werde.

Also Freitag Abend hoffe ich in Paris zu sein; noch einen Tag länger hier, und ich werde toll oder sterbe! Meine Schottinnen sind gut, aber so langweilig, dass Gott erbarm'! Sie haben sich so an mich geklammert, dass ich sie nicht gleich wieder los werden kann; nur die Fürstin *Marcelline*, ihre Familie und der gute *Szulczewski* erhalten mich noch am Leben. Lass alle Räume heizen und den Staub entfernen — vielleicht erhole ich mich noch!

Dein auf ewig!

Friedrich."

Leider beruhte diese Hoffnung *Chopin's* auf Täuschung! Bald nach seiner Ankunft in Paris hatte der leidende Künstler einen schweren Verlust.

[1] Blumen, womöglich Veilchen, musste *Chopin* stets in seiner Nähe haben.

Dr. *Molin*, ein berühmter Arzt, dessen Kunst und Sorgfalt *Chopin* die Verlängerung seines Lebens zu danken hatte, starb plötzlich. Von dieser Zeit an ergriff den tiefbetrübten Patienten vollständige Verzweiflung. Für ihn war der geliebte, verehrte Arzt, dessen Anblick ihn schon tröstete und beruhigte, unersetzlich. Als *Chopin* erfuhr, dass sein lieber Freund *Titus Woyciechowski* die Absicht hatte, die Seebäder in Ostende zu gebrauchen, bekam er grosse Lust, ihn dort aufzusuchen. Hierüber hat er noch zwei Briefe, die letzten die er überhaupt schrieb, hinterlassen. Für *Woyciechowski* war es damals als russischen Unterthan nicht leicht, nach Paris zu kommen. Man bedurfte dazu der speciellen Erlaubniss der Warschauer Behörde, oder wenigstens einer Vollmacht von der kaiserlich russischen Gesandtschaft in Paris.

Chopin's letzte Briefe an *Titus Woyciechowski.*

„Paris, d. 20. August 1849.
Square d'Orléans, Rue St. Lazare No. 9.

Mein Theuerster!

Ich muss in der That so krank sein, wie ich es wirklich bin, dass ich Paris nicht verlasse und zu Dir nach Ostende eile; aber ich hoffe, dass Dir der liebe Gott erlauben wird, zu mir zu kommen. Die Aerzte gestatten mir das Reisen nicht; ich trinke im Zimmer Pyrenäische Wässer. Deine Gegenwart aber würde mir dienlicher sein, als alle Arznei!

Dein bis zum Tode.

Friedrich.

Paris, d. 12. September 1849.

Mein lieber Titus!

Ich hatte zu wenig Zeit, um mich um die Erlaubniss zu Deiner Herkunft zu kümmern; ich selbst kann nicht danach gehen, denn die Hälfte der Zeit liege ich zu Bett. Ich habe aber einen meiner Freunde, der sehr viel Einfluss besitzt, gebeten, dies für mich zu übernehmen; erst Sonnabend soll ich etwas Sicheres erfahren. Ich wollte schon bis zur Grenze nach Valenciennes mit der Eisenbahn fahren, um Dich wiederzusehen; aber die Aerzte erlauben mir nicht, Paris zu verlassen, weil ich vor einigen Tagen nicht bis Ville d'Avraye bei Versailles kam, wo ich eine Pathe habe. Deshalb schicken sie mich diesen Winter auch nicht in ein wärmeres Klima. Es ist also die Krankheit, die mich zurückhält; wäre ich nur leidlich wohl, so hätte ich Dich sicherlich in Belgien besucht.

Vielleicht ist es Dir möglich hierherzukommen. Ich bin nicht egoistisch genug zu verlangen, dass Du allein kommen sollst wegen mir; denn, krank wie ich bin, hättest Du bei mir langweilige Stunden und Enttäuschungen, aber vielleicht auch Stunden des Trostes und schöner Jugenderinnerungen, und ich wünsche, dass die Zeit unseres Beisammenseins nur eine Zeit des Glückes sein möge.

Dein auf immer.

Friedrich."

Die Krisis, die dem Leben *Chopin's* ein Ziel setzte, beginnt eigentlich mit dem Tage, an welchem derselbe seine Wohnung in der Cité d'Orléans verliess. Ende August räumte er mit gebrochenem Herzen und ohne jegliche Täuschung über ein Leiden, das in seinem

Leben leider eine zu grosse Rolle gespielt hatte, die Zimmer, welche er im ersten Stock auf jenem Square unweit des Hauses der Dichterin des „Consuelo“ inne hatte. Eine der hauptsächlichsten Schwierigkeiten seines Umzuges nach der neuen Wohnung rue de Chaillot, und kaum sechs Wochen später nach der Place Vendôme war die finanzielle Frage. Nichts kam der Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit *Chopin's* gleich; er gab gern, und gab viel aus ohne sich lange zu besinnen, und ohne sich genügend um die Mittel zu bekümmern, durch welche seine Ausgaben gedeckt werden sollten. Er hatte bewundernswürdige Freunde, *Franchomme* besonders, die sich der schwierigen Aufgabe unterzogen, Einnahmen und Ausgaben dieses anspruchsvollen Budgets ins Gleichgewicht zu bringen. Jemehr die Krankheit fortschritt, desto näher rückte der Augenblick heran, wo es nicht mehr möglich war, auf den Ertrag seiner Lectionen und seiner neuen Werke zu zählen, und den wachsenden Anforderungen der Lage gerecht zu werden.

Es mag hier gestattet sein, zur Ehre Aller eines der allerletzten Auskunftsmittel Erwähnung zu thun, welches für die Unzulänglichkeit der vorhandenen Hülfsquellen reichlichen Ersatz bot: *Chopin* glaubte, dass er noch etwas Geld übrig habe, während absolut nichts mehr vorhanden war. Die Freunde, die im Vertrauen *Franchomme's* standen, beunruhigten sich darüber; unter denselben befand sich auch die schon mehrfach erwähnte Miss *Stirling*. Kaum erfuhr sie die Geldverlegenheit des Künstlers, so ersann sie ein sehr einfaches Mittel, derselben abzuhelfen: Sie übergab dem Hausmann von *Chopin's* Wohnung ein anonymes Couvert mit 20,000 Frcs. Das sei die beste Art, dachte

sie, *Chopin's* Zartgefühl nicht zu nahe zu treten, und ihm die Beisteuer annehmbar erscheinen zu lassen. *Franchomme* war ins Geheimniss gezogen worden; indessen musste er einige Tage nachher zu seinem grossen Erstaunen hören, dass sein Freund ihn bat, er möchte doch auf Mittel sinnen, ihm einige Hülfsquellen zu eröffnen. Natürlicherweise kam es zu Erklärungen und es stellte sich schliesslich heraus, dass der Brief mit dem kostbaren Inhalt nicht an seine Adresse gelangt war. Erst nach vielem Suchen und Forschen fand man denselben durch einen höchst sonderbaren, aber leider doch zu erklärlichen Zufall hinter der Standuhr des fahrlässigen Hausmannes, dem er übergeben worden war.

Rue de Chaillot war damals eine sehr wenig frequentirte Strasse, sodass man sich eher in die Provinz, als in die grosse Stadt versetzt wähnen konnte. Ein langer, öder Hof führte in *Chopin's* Wohnung, welche im ersten Stock mit der schönen Aussicht über Paris gelegen war. Um die Stunden seiner Leiden zu kürzen, bat er häufig die ihn besuchenden Freunde, ein Buch aus seiner umfangreichen Privatbibliothek zu nehmen, und ihm daraus etwas vorzulesen; meistens wählte er einige Seiten aus *Voltaire's* „Dictionnaire philosophique". Besonders hoch schätzte er die vollendete Form jener klaren und bündigen Sprache, und jenes so sichere Urtheil über alle philosophischen und ästhetischen Fragen; noch kurz vor seinem Ende liess er sich z. B. das Capitel „Ueber den Geschmack" vorlesen. Obgleich *Chopin* seit lange sich keiner Täuschung mehr über seinen hoffnungslosen Zustand hingab, fürchtete er doch den Tod nicht, sondern schien ihn mit einer Art von Sehnsucht zu erwarten. Der Gedanke,

das Leben voll von traurigen Erinnerungen zu verlassen, war ihm nicht schmerzlich. Die Augenblicke, in denen er etwas Erleichterung hatte und frei von Schmerzen war, wurden immer seltener. Mit vollkommenem Bewusstsein und grosser Ruhe sprach er über sein Ende, und was nachher mit seiner irdischen Hülle geschehen sollte. Er drückte den Wunsch aus, auf dem Friedhof Père Lachaise neben *Bellini* zu ruhen, mit dem er in den Jahren 1833—1835 sehr befreundet war. In den ersten Tagen des October, also ungefähr vier Wochen nachdem er die neue Wohnung auf der Place Vendôme No. 12 bezogen hatte, verschlimmerte sich sein Befinden so, dass er nicht mehr aufrecht sitzen konnte. Seine Verwandten wurden von dem Zustande des Kranken benachrichtigt, und sofort eilte *Chopin's* älteste Schwester, Frau *Louise Jędrzejewicz*, zu dem geliebten Bruder, begleitet von ihrem Gatten und ihrer Tochter. Schon im Jahre 1844 hatte *Louise* den theuren Bruder ebenfalls in schwerer Krankheit gepflegt, und dann noch einige Wochen mit ihm in Nohant verlebt; dieses Mal erkannte sie aber, sobald sie ihn sah, dass er nur noch kurze Zeit ihrer liebevollen Sorgfalt bedürfen würde. Der letzte Augenblick schien heranzunahen: im hintersten Zimmer lag der arme Dulder, quälte sich mit Erstickungsanfällen, und konnte im Bette nur noch sitzend seiner beklemmten Lunge Lebensluft zuführen. Herr *Gutmann,* der Stärkste unter den Anwesenden war es, welcher am Besten mit dem Kranken umzugehen wusste und ihn fortwährend aufrecht hielt. Am Kopfende des Krankenbettes sass die Fürstin *Marcelline Czartoryska* und wich nicht von *Chopin's* Seite, seine leisesten Wünsche errathend und ihn pflegend wie eine barmherzige Schwester. Auch

die anderen Freunde reichten hülfreiche Hand, ein Jeder nach seinen Fähigkeiten; die Meisten aber hielten sich in den anstossenden Zimmern auf. Der Eine eilte zu den Aerzten und in die Apotheke, ein Anderer führte die gerufenen Personen herein; ein Dritter hielt die Thüre vor den Eindringlingen verschlossen. Allerdings war dies nothwendig; denn es kamen Viele, die nichts weniger als freien Zutritt hatten, und die sich nur aus Neugier melden liessen, um Abschied von dem Kranken zu nehmen. Die Seelenruhe, mit welcher *Chopin* diesen Abschied von der Welt erfasste, das Vertrauen, welches der Sterbende in die Barmherzigkeit Gottes setzte, vor dessen Richterstuhl er bereit war zu erscheinen, — alles Dies trug dazu bei, den Muth derjenigen, die ihn umstanden, zu heben, und erlaubte ihnen nicht, sich den Anwandelungen des menschlichen Schmerzes hinzugeben. Es war ein ergreifender Augenblick, als *Chopin*, im Bett aufrecht sitzend, und auf den Armen *Gutmann's* gelehnt, nachdem er lange geschwiegen und in tiefes Nachdenken versunken schien, plötzlich die Stille mit den Worten unterbrach: „Maintenant j'entre en agonie!“ —

Der Arzt fühlte seinen Puls, und versuchte ihn wie gewöhnlich mit Trostesworten zu beruhigen; aber *Chopin* antwortete mit einer geistigen Ueberlegenheit, die keine Entgegnung zuliess: „C'est une rare faveur, que Dieu fait à l'homme en lui dévoilant l'instant où commence son agonie; cette grâce il me la fait — ne me troublez pas!“ Aber die erschütterndste Episode war die Ankunft der Gräfin *Delphine Potocka;* Sonntag den 15. October traf dieselbe aus Nizza ein, von wo die Schreckensbotschaft sie abgerufen hatte. Als man *Chopin* die Anwesenheit dieser treuen Freundin meldete,

rief er bewegt aus: „C'est donc cela que Dieu tardait tant à m'appeller à lui, il a encore voulu me laisser le plaisir de la voir!“ Kaum war sie vor ihn getreten, so sprach er den Wunsch aus, noch einmal die Stimme zu hören, deren ergreifenden Gesang er so sehr liebte. Das Clavier wurde daher aus dem Nebenzimmer hereingeholt, und die Gräfin, welche mit bewundernswerther Selbstbeherrschung ihre Thränen unterdrückte, sang mit glockenreiner, aber etwas vibrirender Stimme die „Hymne an die heilige Jungfrau“ von *Stradella* so schön und weihevoll, dass der sterbende Künstler inständig bat, dieselbe zu wiederholen. Die Gräfin, durch eine höhere Kraft gestärkt und inspirirt, setzte sich nochmals an den Flügel und sang einen Psalm von *Marcello*. Die am Sterbebette Stehenden fühlten, dass *Chopin* jetzt von Secunde zu Secunde schwächer wurde und sanken geräuschlos auf die Kniee. Feierliche Stille herrschte im Zimmer, nur die wundervolle Stimme der Gräfin tönte wie der Gesang eines Engels, der gekommen schien, um die Seele des Meisters zu den Gefilden der Seligen emporzutragen; alle Anwesenden unterdrückten ihr Schluchzen, um dem Sterbenden die letzte Freude — die Freude an seiner schönen Kunst — nicht zu stören. Jedoch unterbrach das Röcheln des mit dem Tode Ringenden die Gräfin inmitten des zweiten Stückes. Man entfernte schleunigst das Instrument von dem Bette, und der Priester trat an den Sterbenden heran und betete.

Und doch war sein letzter Augenblick noch nicht gekommen. Am nächsten Morgen fühlte sich *Chopin* anscheinend etwas besser, und verlangte die letzte Oelung. *Alexander Jełowicki*, ein sehr frommer und gelehrter Priester, der unter seinen Landsleuten die höchste Ach-

tung genoss, erschien. Der Sterbende beichtete und nahm hierauf in Gegenwart seiner Freunde das heilige Abendmahl. Von jetzt an verlor er die Sprache, und schien seine Umgebung nicht mehr zu kennen, aber einige Stunden später flammte der einst so glänzende Geist des Tondichters noch einmal auf, und die Sprache stand ihm wieder zu Gebote. Zweimal im Laufe des Tages liess er seine anwesenden Freunde zu sich herantreten: für Jeden hatte er ein rührendes Wort. Die Ermahnungen, die er ihnen gab, bewiesen, dass er noch mit voller Geisteskraft, mit seiner ganzen Künstlerseele und seinem Freundesherzen unter ihnen weilte. Zwei seiner Lieblingsschüler, die Fürstin *Czartoryska* und Frl. *Elise Gavard*, welche sich bis dahin noch nicht kannten, aber wie dazu geschaffen schienen, sich ganz zu verstehen, rief er dicht an sich heran, und sagte zu ihnen: „Vous ferez de la musique ensemble, vous penserez à moi et je vous écouterai!“ Dann wandte er sich zu *Franchomme*, der schluchzend zur Seite getreten war, und flüsterte: „Vous jouerez du *Mozart* en mémoire de moi.“ Unter den Personen, die nicht vorgelassen wurden, befand sich auch eine gewisse Frau *M.*, die sich im Namen der Madame *Sand*, welche damals durch die bevorstehende Aufführung eines von ihren Dramen sehr in Anspruch genommen war, nach *Chopin's* Befinden erkundigte; aber Niemand fand es passend, die letzten Gedanken des Meisters durch die Meldung dieser etwas verspäteten Erinnerung zu stören. Der ganze Abend des sechszehnten verstrich unter den üblichen Gebeten. Als der Priester *Jelowicki*, wie es die Kirche vorschreibt, die Litanei hersagte, wiederholten die Anwesenden jedes Wort, *Chopin* aber blieb stumm; nur an den Beklemmungen seiner Brust merkte

man, dass er noch lebte. An jenem Abend untersuchten ihn noch zwei Aerzte: der eine, Dr. *Cruveillé*, nahm ein Licht und bemerkte, indem er es gegen *Chopin's* Gesicht hielt, welches von den Erstickungsbeschwerden beinahe schwarz geworden war, dass die Sinne anfingen ihren Dienst zu versagen. Als er ihn jedoch fragte, ob er Schmerzen empfände, hörte man noch ganz deutlich die Antwort: „Plus!“ . . . . .

Es war das letzte Wort, welches über *Chopin's* Lippen kam. Noch ein tiefer Seufzer — und er schloss die Augen für immer. — Die Glocken der Weltstadt verkündeten in diesem Augenblick die dritte Morgenstunde des siebzehnten Octobers 1849.

Als einige Minuten später die Thüren des Schlafgemachs geöffnet wurden, traten die im Nebenzimmer versammelten Freunde und Bekannten ein, um noch einmal das theure Antlitz des Entschlafenen zu sehen.

E swar in den musikalischen Kreisen bekannt, dass *Chopin* die Blumen sehr geliebt hatte. Schon an demselben Morgen wurden daher dem verstorbenen, aber unsterblichen Meister Blumen in solcher Menge gebracht, dass seine Leiche auf dem Paradebette im strengsten Sinne des Wortes ganz mit Blumen bedeckt war. Sein Gesicht, das durch die langen Leiden etwas entstellt gewesen, erhielt, nachdem die leblose Hülle keinen Schmerz mehr fühlte, einen unbeschreiblichen Ausdruck seligen Friedens und den Zauber der Jugend. Noch an demselben Tage nahm man vom Antlitz des Todten die Maske ab.

Die Verehrung, die der polnische Componist für den grossen deutschen Tondichter *Mozart* stets empfunden, hatte ihn auch in seinen letzten Lebenstagen bestimmt, den Wunsch zu äussern, dass

zu seiner Seelenmesse keine andere Musik ertönen solle, als *Mozart's* erhabenes Requiem. Bis 1849 war es nicht gestattet, dass sich in der Madeleine-Kirche Frauen bei den musikalischen Aufführungen betheiligten; es bedurfte dazu der besonderen Genehmigung von Seiten des Pfarrers der Madeleine, Herrn *Deguerry*, welcher gemeinsam mit Herrn *Gavard* (Vater) alle Anordnungen beim Leichenbegängniss übernommen hatte. Wegen der dadurch entstandenen Verzögerung konnte der Trauergottesdienst zum Andenken an den Meister erst am 30. October stattfinden. Die ersten Künstler von Paris betheiligten sich an der musikalischen Ausführung desselben: die Soloparthieen in *Mozart's* Requiem hatten die Damen *Pauline Viardot-Garcia* und *Castellan*, so wie der Bassist *Lablache* übernommen, welcher das „Tuba mirum" zu grossartigster Wirkung brachte. Bei der Wandelung spielte *Lefébure-Wély*, der an der Orgel sass, zwei Präludien *Chopin's* in H-moll und E-moll; (No. 4 und 6 des ersten Heftes);[1] die Zipfel des Leichentuches trugen Fürst *Alexander Czartoryski*, *Delacroix*, *Franchomme* und *Gutmann*. Der Eindruck, den die Orgeltöne auf die Leidtragenden ausübten, war ein überwältigender: Alle brachen in Thränen und lautes Schluchzen aus. Unter den Klängen des *Chopin*schen Trauermarsches, welchen *Reber* für Orchester instrumentirt hatte, wurde der Sarg aufgehoben. *Meyerbeer*, der die ganze Trauerfeierlichkeit leitete, äusserte gegen einige Freunde sein Bedauern darüber, dass man ihn nicht aufgefordert hatte, durch Aus-

[1] Letzteres giebt der Verleger dieses Werkes, Herr *Franz Ries*, mit freundlicher Bewilligung der Originalverleger Herren *Breitkopf & Härtel* am Schlusse des Buches in der facsimilirten Originalhandschrift wieder.

führung dieser musikalischen Arbeit dem Andenken *Chopin's* die letzte Huldigung darzubringen. Als die Ueberreste des Verstorbenen in das Grab gesenkt wurden, streute man polnische Erde auf seinen Sarg. Es war dieselbe Erde, die sich *Chopin* vor neunzehn Jahren in dem Dorfe Wola zum Andenken an sein geliebtes Vaterland mitgenommen. Er hatte sie stets pietätvoll aufbewahrt und kurz vor seinem Ende noch die Bitte ausgesprochen, dass — sollte er nicht in polnischem Boden ruhen — man seinen Sarg wenigstens mit dieser Erde bedecken möge.

Das Herz *Chopin's,* das stets in heiliger Liebe für sein Vaterland glühte und aus Sehnsucht nach diesem so viel gelitten hatte, wurde auf seinen Wunsch dem Lande übergeben, über welchem ihm die Sonne seiner glücklichen Jugend gestrahlt hatte: es ist interimistisch in der heiligen Kreuzkirche in Warschau aufbewahrt.

Aus freiwilligen Beiträgen seiner Freunde wurde ihm bald nach seinem Tode ein Denkmal auf dem Père Lachaise errichtet. Man glaubte im Sinne des verewigten Meisters zu handeln, dass man die Ausführung dieses Monuments dem Bildhauer *Clesinger* übertrug, der die Tochter der Madame *Sand* geheirathet hatte; leider entsprach das Denkmal nicht den Erwartungen des leitenden Ausschusses, an dessen Spitze *Delacroix* stand. Trotzdem hat man es bis auf den heutigen Tag so erhalten; es hat fast Alle überlebt, die zu seiner Entstehung beigesteuert, auch Diejenigen, welche es später treu gepflegt haben.

Wohl kein Grab auf dem Kirchhof ist mehr besucht, als das *Chopin's*; leider hat man neuerdings,

um dasselbe zu renoviren, die unzähligen Inschriften, mit denen es bedeckt war, entfernen müssen.[1]

[1] Wenn wir in diesem Kapitel manche neue Einzelnheiten in Bezug auf die letzten Augenblicke *Chopin's* unsern Lesern mitzutheilen im Stande waren, so verdanken wir dieselben Herrn *Charles Gavard* in Paris, welcher während der letzten qualvollen Tage nicht von dem Sterbebette des Meisters gewichen war. Herr *Gavard* hatte die Freundlichkeit, bald nach Veröffentlichung der ersten Auflage dieses Werkes uns das Material zu den dieser zweiten Auflage eingeschalteten Bereicherungen zu überliefern, wofür ihm hier unser wärmster Dank gezollt wird. Der Vater des Herrn *Gavard* war, wie bereits erwähnt, langjähriger Freund, seine Schwester Fräulein *Elise Gavard* eine Lieblingsschülerin des grossen Pianisten; ihr hat *Chopin* auch seine Berceuse (op. 57) gewidmet, deren Originalmanuscript sie als theuerstes Andenken an ihren unvergesslichen Lehrer bis auf den heutigen Tag bewahrt hat.

Dreizehntes Kapitel.

Chopin als Mensch.

In den vorhergehenden Kapiteln ist auch die rein menschliche Seite des grossen Künstlers mehrfach beleuchtet worden, so dass über seine persönlichen Eigenschaften nur noch Weniges beizufügen bleibt. *Chopin* war ein musterhafter Sohn, ein anhänglicher Bruder, ein treuer Freund. Sein Aeusseres hatte etwas so Harmonisches, Angenehmes, dass der Blick gern auf ihm verweilte: sein dunkelbraunes Auge[1] war eher heiter als träumerisch, sein Lächeln liebenswürdig und frei von aller Bitterkeit. Sehr schön war seine feine, fast durchsichtige Gesichtsfarbe, sein reiches Haar (cendré), weich wie Seide; seine Nase leicht gebogen, von römischem Schnitt; seine Bewegungen waren elegant und in seinem Umgange hatte er die Manieren des Aristokraten von edelster Art. Jeder,

[1] Es ist unerklärlich, weshalb *Liszt* in seinem Werke über *Chopin* mehrmals von dessen „blauen Augen" spricht.

der sich auf wahre Vornehmheit und auf ächte Genialität versteht, musste, sobald er *Chopin* sah, sich sagen: „Das ist ein aussergewöhnlicher Mann!“ Der Klang seiner Stimme war wohllautend und etwas gedämpft. Er war nicht über Mittelgrösse, von Natur zart und ähnelte im Allgemeinen seiner Mutter. „Sein Gemüth war heiter, aber sein Herz voll träumerischer Sehnsucht“, hat eine seiner Freundinnen nicht mit Unrecht gesagt. Durch sein ganzes Wesen ging ein Zug von Wehmuth und Schwärmerei, welcher anzog und Jeden für ihn einnahm. Im täglichen Verkehr war er so liebenswürdig und so wohlerzogen, dass seine Nervenaufregung, seine physischen Leiden und heftigen Antipathien, welche er wie alle nervösen Personen hatte, ohne Einfluss auf sein Benehmen blieben. Er sprach selten und wenig über seine Empfindungen und scheute sich, dieselben zu zeigen, weil er sie nicht wollte missdeuten lassen. In Paris war er in einigen Häusern täglicher Gast; seine Abende brachte er meist in einer ihm befreundeten Familie zu. So verkehrte er in zwanzig bis dreissig Salons, wo ihm stets Huldigungen zu Theil wurden. Ihn aus dieser Sphäre der Verhätschelungen entführen, ihn, den Liebling von Fürstinnen und Gräfinnen, in einen einfachen, gewöhnlichen Kreis bannen, wäre nichts Anderes gewesen, als ihn seinem Lebenszwecke entziehen.

Er besass so viel Stolz, um stets mit Würde zu erscheinen; seines künstlerischen Werthes war er sich bewusst, aber er überschätzte ihn nicht; vielmehr erkannte er mit freundlicher Collegialität die künstlerischen Verdienste Anderer an. Bezeichnend für seine vornehme Gesinnung ist z. B. folgende theilweise schon bekannte kleine Episode.

Julius Schulhoff kam als ganz junger Mann noch völlig unbekannt nach Paris. Da erfuhr er, dass der damals schon sehr kränkliche und schwer zugängliche *Chopin* nach der Pianofortefabrik von *Mercier*[1] zur Besichtigung eines neu erfundenen Transpositeurs kommen würde. Es war dies im Jahre 1844. *Schulhoff* ergriff diese Gelegenheit, des Meisters persönliche Bekanntschaft zu machen, und fand sich in dem kleinen Kreise ein, der *Chopin* erwartete. Dieser erschien mit einem alten Freunde, einem russischen Capellmeister. Einen passenden Moment benutzend, liess *Schulhoff* sich ihm von einer anwesenden Dame vorstellen. Dem Wunsche der Letzteren, dass *Schulhoff* ihm etwas vorspielen dürfe, gab der hochgefeierte Künstler, der von dilettirenden Quälgeistern jeder Art gar häufig heimgesucht wurde, durch leichtes Kopfnicken halb unmuthig seine Zustimmung. *Schulhoff* setzte sich ans Clavier, indessen *Chopin*, mit dem Rücken ihm zugekehrt, sich an dasselbe lehnte. Aber schon während des kurzen Präludiums wendete er aufmerksam den Kopf nach *Schulhoff*, der nun ein eben componirtes Allegro brillant en forme de Sonate (Op. 1, *Chopin* gewidmet)[2] vortrug. Mit steigendem Interesse sich immer mehr der Claviatur nähernd, lauschte er dem feinen poetischen Spiele des jungen Böhmen; seine bleichen Züge belebten sich, und durch Miene und Geberde gab er den Anwesenden seinen lebhaften Beifall zu erkennen. Nachdem *Schulhoff* sein Stück beendet, reichte *Chopin* ihm die Hand mit den

[1] Diese Pianofortefabrik existirt nicht mehr.

[2] Bei *S. Richault* in Paris und bei *Stern u. Co.* in Berlin erschienen.

Worten: „Vous êtes un vrai artiste — un collègue!“ Als *Schulhoff* bei seinem Besuch einige Tage darauf den verehrten Meister bat, die Widmung der gespielten Composition annehmen zu wollen, dankte dieser in herzgewinnendster Weise und sagte im Beisein einiger Damen: „Je suis très flatté de l'honneur que vous me faites.“

An Eleganz und Behaglichkeit gewöhnt, liebte er es, sich mit Luxus zu umgeben. Zierliche Möbel, schöne Teppiche, kostbare Consolen und Etagèren, die mit Andenken reich bedeckt waren, mussten in seinen Gemächern sein. Manchmal veranstaltete er in seinem Hause für seine Freunde sehr feine und lukullische Soupers. Zu diesem Zwecke stellten ihm seine vornehmen und reichen Schülerinnen ihre elegantesten Porzellangeschirre zur Verfügung. Als eines Tages die Reihe an die Gemahlin des österreichischen Gesandten kam, liess er sich von der Dienerschaft derselben Alles zeigen und fand, dass das Service, obwohl ziemlich schön, für seine Zwecke doch nicht luxuriös genug sei. Er dankte daher verbindlichst, und ging selbst in die erste Porzellanmanufactur, um für sein Souper eines der prachtvollsten und theuersten Service zu kaufen.

Sein Anzug war immer fein und gewählt, seine Wäsche blendend weiss, aus den ersten Pariser Magazinen. Er theilte nicht die Ansicht derer, die da sagen, dass ein Künstler die Berechtigung habe, sich in der Kleidung zu vernachlässigen. Man erzählt, dass, wenn er öffentlich spielen sollte, er vorher bei verschiedenen Schneidern Fracks bestellte, die er alle anprobirte, an denen er jedoch immer etwas auszusetzen fand, so dass er einmal noch im letzten

Moment in den Frack seines Schülers *Gutmann* schlüpfte, der ihm aber viel zu weit war.

Die armen polnischen Emigranten, hauptsächlich in dem ersten Jahre ihres Aufenthaltes in Frankreich, wo sie ohne Mittel waren, unterstützte er nach besten Kräften, theils mit Empfehlungen, theils mit Geld oder Kleidern. Als die Fürstin *Czartoryska* im Hôtel *Lambert* wie alljährlich einen Bazar zum Besten polnischer Emigranten eröffnete, kaufte *Chopin* für mehr als tausend Francs zierliche Kleinigkeiten, die er dann wieder verschenkte. Seine Noblesse kannte in dieser Beziehung keine Grenzen; es kann also nicht Wunder nehmen, dass er nach seinem Tode kein Vermögen, sondern Schulden hinterliess.[1]

Als Knabe begann er seine künstlerische Laufbahn mit einem Concert für die Armen, und ein Concert für die polnischen Emigranten in London war das letzte, das er in seinem Leben gab; „ein Concert veranstalten" war für ihn trotzdem eine Unannehmlichkeit, welcher er sich nur mit Widerstreben unterzog. Seine stete Bereitwilligkeit, den Armen zu helfen, entzweite ihn mit *Carl Lipiński*. Der berühmte Geiger kam 1835 nach Paris und veranstaltete dort einige Concerte. Den Vorschlag *Chopin's*, eins mit ihm zum Besten ihrer Landsleute zu geben, lehnte *Lipiński* mit der Bemerkung ab: „Er wolle sich nicht in Petersburg schaden, wo er im nächsten Jahre zu concertiren gedenke." *Chopin* war über diese Antwort so empört, dass er das freundschaftliche Verhältniss mit *Lipiński* löste und diesem

[1] Um diese Schulden zu tilgen, veranstaltete man die im dreizehnten Kapitel erwähnte Auction seiner sämmtlichen Effecten.

niemals seine Gleichgültigkeit und Hartherzigkeit gegen bedrängte Landsleute verzieh.

Für seine Freunde war er stets aufopfernd und zu jedem Dienst bereit, gegen Unbekannte jedoch kühl und zurückhaltend. Bemerkte er, dass Jemand seine Bekanntschaft nur suchte oder ihn einlud, um mit ihm zu glänzen, so machte er derselben gleich ein Ende. Einem reichen Manne, der ihn zum Diner gebeten hatte, um dann die anderen Gäste durch sein Spiel zu unterhalten, antwortete er, als er dringend an den Flügel genöthigt wurde: „Ach, mein Herr, ich habe so wenig gegessen!“ Aber wenn er die Ueberzeugung hatte, Jemandem mit seinem Spiel eine Freude zu bereiten, geizte er nie mit seinem Talent. Der bekannte Geschichtsschreiber *Louis Blanc*[1] erzählt: „Als der Republikaner *Gottfried Cavaignac* (Vetter des berühmten Generals) sein Ende herannahen sah, wünschte er noch einmal Musik zu hören. Ich kannte *Chopin* persönlich und versprach, den Künstler sofort aufzusuchen und mitzubringen, falls der Arzt das gestatte. Als *Chopin* erfuhr, um was es sich handle, stellte er sich sofort zur Verfügung. Er wurde in ein Zimmer geführt, wo ein ziemlich schlechter Flügel stand, und fing an zu spielen. Plötzlich hörte man ein lautes Schluchzen. *Cavaignac*, erhoben und gerührt, fühlte sich neu belebt und richtete sich von seinem Schmerzenslager, die Augen voll Thränen, auf. *Chopin* war davon so ergriffen, dass er nicht weiterspielen konnte. Frau *Cavaignac*, über den Sohn gebeugt, sah ihn mit bangen Blicken an. Der Kranke nahm seine ganze Kraft zusammen und sagte

[1] „Histoire de la Révolution 1848“, Vol. II.

mit schwacher Stimme: Aengstige Dich nicht, Mutter! Ach, welch' schöne Musik, so empfunden und so gespielt!"

Im Allgemeinen liebte *Chopin* das Briefschreiben nicht, es bedurfte einer besonderen Veranlassung dazu. Nur mit seinen Verwandten und seinem Freunde *Woyciechowski* hat er fortwährend Briefe gewechselt, wenn auch vom Jahre 1838 an die Correspondenz etwas erlahmte. Der Grund, weshalb er auch an seine Verwandten später nicht mehr so häufig schrieb, mag wohl in seinem Verhältniss zu *George Sand* und in seiner Krankheit zu suchen sein. Er wagte es nicht, ausführliche Mittheilungen über seine Lebensweise zu machen; weil er die streng moralischen Ansichten seiner Eltern kannte, zog er es vor, von *George Sand* und seinem Verhältniss zu ihr zu schweigen. Es sprach daher aus seinen Briefen eine gewisse Befangenheit, während die früheren von Offenheit so durchdrungen waren, dass man, wenn man sie las, glauben konnte, ihn zu sehen und sprechen zu hören. „Es war manchmal höchst komisch", erzählt *Liszt*, „wenn *Chopin* eine schriftliche Einladung zum Diner erhielt, die er nicht annehmen konnte oder wollte; er zog es vor, lieber einen weiten Weg zu machen und sich persönlich zu entschuldigen, ehe er sich entschliessen konnte, die Einladung schriftlich abzulehnen." Seinen Briefen an seine Schwestern, Neffen und Nichte fügte er von Zeit zu Zeit gern Spielereien oder Modeartikel bei. Er freute sich wie ein Kind, wenn er ihnen Ueberraschungen bereiten konnte; aber er schätzte auch das kleinste Andenken, das ihm seine Familie aus der Heimath schickte. Der Tag, an dem ein Brief aus Warschau kam, war für ihn ein Festtag.

Er sprach jedoch nie davon: nur in seiner stillen Häuslichkeit opferte er seine Zeit der Erinnerung an geliebte Personen. Jedes Geschenk, das er aus dem elterlichen Hause erhielt, bewahrte er sorgfältig auf; er gab es Niemand und liess es nicht einmal einen Andern in die Hand nehmen oder lange betrachten. Von Kindheit an von den Lehren der katholischen Kirche durchdrungen, liebte er es nicht, über religiöse Ansichten zu sprechen oder wohl gar zu streiten. Er verschloss seinen Glauben in sich. An der Unterhaltung über Politik und Literatur nahm er selten lauten Antheil; er hörte jedoch gern zu. Seine eigenen Ansichten drängte er Niemand auf; wenn man aber seine geliebte Kunst berührte oder wohl gar angriff, war er stets zu offenem Kampfe bereit. Romantiker aus innerster Ueberzeugung, brach er seine Lanze für deren Triumph. Besonders in den ersten Jahren seiner Anwesenheit in Paris hat er vielfach Beweise gegeben, dass er der romantischen Richtung mit ganzer Seele ergeben war.

Die bedeutendsten Repräsentanten der modernen musikalischen Richtung waren zu jener Zeit *Berlioz* und *Liszt*, und zugleich die fähigsten, kühnsten und dauerndsten von allen jungen Männern im Kampfe gegen die klassische Richtung. Bald darauf, im Jahre 1832, schloss sich *Chopin*, der von seiner Heimath aus diesen Kampf gewohnt war, den Ansichten von *Berlioz* und *Liszt* an und war einer von denen, die sich öffentlich von dem altherkömmlichen Style lossagten und diesen, sowie den Charlatanismus von sich wiesen. Während der ganzen Zeit dieses Streites um die Romantik, aus welcher Proben hervorgingen, die mit Recht Meisterstücke genannt werden können, blieb

Chopin unveränderlich in seinen Ansichten. Er machte denen, die sich mehr bemühten, die Kunst als Mittel zum Erwerb und zu Ruf und Ehrenbezeugungen zu benutzen, als ihr selbst zu dienen und sie weiter zu bringen, nicht die geringsten Zugeständnisse. Ja, er hat sogar ohne Bedenken den ihm so werthen Umgang mit seinen Kunstgenossen aufgegeben, als er sich überzeugte, dass diese in ihrer Abneigung gegen jede Neuerung zu weit gingen und sich bemühten, Einfluss auf sein künstlerisches Schaffen auszuüben. Er hielt seine Kunst heilig und lobte weder eine Tondichtung noch eine Interpretation, wenn er sie nicht des Lobes würdig hielt; überhaupt hasste er jede Uebertreibung auf dem Gebiete der Kunst; die Werke *Michel Angelo's* flössten ihm Schauder ein, *Rubens* war ihm unerträglich; ja sogar für die Bilder seines ganz intimen Freundes *Delacroix* konnte er sich nicht erwärmen, was um so auffälliger ist, da dieser Künstler sich für *Chopin's* Compositionen auf's Höchste begeisterte und die Charaktere und geistigen Eigenschaften Beider sich überhaupt sehr einander näherten. Sonderbarer Widerspruch, dass der damalige kühnste und originellste Dichtergeist auf dem Gebiete der Tonkunst vollkommen unempfänglich war für die erhabenen Schöpfungen des grössten französischen Meisters der Farbenharmonie und Pracht!

Nie bediente sich *Chopin* künstlicher Mittel, um äusserliche Triumphe zu erzielen oder seinen Werken schnellere Verbreitung zu verschaffen. Zu seinen intimsten Freunden sagte er zuweilen: „Ich glaube, dass der innere Werth meiner Werke sie empfehlen wird; ob sie heut oder morgen anerkannt werden, das ist am Ende ganz gleichgültig.“ Die

ausserordentliche Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit welcher *Chopin* seine Werke vollendete, war für ihn ein Schild gegen alle oberflächlichen oder missgünstigen Kritiker, die mit wahrer Gier nach einem kleinen Fehler suchten, um Grund zum Tadel zu finden. Von früh an gewöhnt, strengste Selbstkritik gegen sich zu üben, warf er manche Compositionen in seinen Papierkorb, welche vielleicht ein Anderer mit Stolz dem Druck übergeben hätte. Tondichtungen, die nicht im Verhältniss zu seinem Talente standen, hat er nicht begonnen; er fing überhaupt nie etwas an, wovon er nicht sicher wusste, dass er es auch zu Ende bringen würde. Nach deutschen Meistern gebildet, hat *Chopin* auch die deutsche Musik am meisten geschätzt: *Händel*, *Gluck*, *Bach*, *Haydn* und *Mozart* waren für ihn idealische Vollkommenheiten; obgleich er sich unter der Macht des *Beethoven*'schen Genius beugte, war ihm doch das Gigantische der *Beethoven*'schen Conceptionen nicht so sympathisch, als *Mozart's* Schöpfungen mit dem Liebreiz und holden Zauber ihrer Melodien. Er meinte in den *Beethoven*'schen Werken hie und da die feine Abrundung zu vermissen; die Anlage derselben schien ihm zu kolossal, der Ausbruch der Leidenschaft zu gewaltsam ergreifend. Mitte der dreissiger Jahre fingen die *Schubert*'schen Compositionen — besonders einige seiner Lieder — an, auch in Paris Eingang zu finden. Wie alle unparteiischen Musiker, so war auch *Chopin* von dem Melodienreichthum derselben ganz entzückt, bedauerte indessen, dass sich der Componist durch seine üppig quellende Fantasie häufig verleiten liess, die formellen Grenzen in seinen grösseren Werken zu überschreiten, und dadurch den Reiz derselben abzuschwächen.

In der ersten Zeit von *Chopin's* Pariser Aufenthalt, als sich die Aufmerksamkeit der musikalischen Welt auf den grossen Künstler zu richten begann, erzählte man drollige Dinge über seine Abkunft. Einige hielten ihn für einen Deutschen, Andere (weil sein Name ein französischer) für einen Franzosen. *Chopin* protestirte bei jeder Gelegenheit mit aller Energie gegen diese Annahmen, und mit dem Stolze eines guten Patrioten erklärte er überall, dass er Pole sei. Seine Nationalität wie seine Vaterlandsliebe sprachen sich in Wort und That bei ihm aus. Die letztere zeigte sich nicht allein dadurch, dass er das Exil seiner unglücklichen Landsleute freiwillig theilte, sondern auch in der Auswahl seiner Freunde und in der Bevorzugung seiner polnischen Schüler und Schülerinnen. Dagegen liebte er es durchaus nicht, mit der Liebe zu seinem Vaterlande zu renommiren. Vom Vater aus französischer Abstammung und vollständig vertraut mit der französischen Sprache, konnte er doch in der Aussprache die Nationalität seiner Mutter nicht ganz verläugnen. Wie er seine musikalische Begeisterung aus polnischen Volksliedern schöpfte, so liebte er die Wendungen der landläufigen Bauernsprache nachzuahmen, und — wenn er besonders guter Laune war — die einfache Derbheit derselben wiederzugeben. Hatte *Chopin* z. B. im vertraulichen Kreise die Zuhörer durch sein Spiel elegisch gestimmt, so wusste er sie gleich wieder zu erheitern, indem er den Dialekt der Bauern (vor allen den der Mazuren und Krakowiaken) vorzüglich nachahmte. Wenn er sich mit den Freunden über die Vorzüge der modernen Sprachen unterhielt und dieselben verglich, hob er stets seine Muttersprache bis in den Himmel und konnte ihren Wohlklang, ihren

Reichthum, ihre sinnigen Ausdrücke, ihre Weichheit und männliche Kraft nicht genug rühmen.

Phantasiereiche Naturen sind selten ganz frei von Aberglauben. *Chopin* besass ihn im höchsten Grade. Je nachdem er sich körperlich angegriffen oder wohl befand, war sein Aberglauben stärker oder schwächer. Die Zahl Sieben oder Dreizehn liebte er nicht; an Montagen und Freitagen unternahm er nie etwas von Bedeutung, weil er die Ueberzeugung hatte, welche fast alle Polen theilen, dass diese Unglückstage (feralne) sind, an welchen nichts gelingt. Von Kindheit an der Musik ergeben, lebte er stets im Reich der Töne. Auch wenn er sie nicht hörte, dachte er nur an Musik und träumte des Nachts von ihr. Man kann leicht begreifen, wie die immerwährende Beschäftigung mit dieser Kunst seine Nerven, die schon von Natur sehr empfindlich waren, reizen und aufreiben musste, wie nach und nach die Gefühle, Phantasieen, ja die ganze moralische Existenz *Chopin's* ätherisch und zart wurde, wie schmerzlich sich jede Disharmonie in seinem Innern durch ein Zusammentreffen mit unschöner Wirklichkeit fühlbar machte. Er vertraute dann seine innersten Gedanken dem Instrumente an, und diese wurden immer trauriger und zerrissener, bis endlich sein Herz brach!

Liszt sagt über *Chopin*: „Mit den modernen, einfachen und minder extatischen Aeusserlichkeiten verband *Chopin* für die Kunst den ehrerbietigen Cultus, den ihr die ersten Meister des Mittelalters zollten. Wie diese, betrachtete er die Ausübung seiner Kunst als hohen, heiligen Beruf, und wie sie, war er stolz darauf, von der Natur zu ihrem Priester geweiht zu sein, und brachte in ihrem Dienst

fromme Andacht mit, die den Künstler adelt und zugleich beglückt.“

Auch in seiner Todesstunde sprach sich diese Empfindung in eigenthümlicher Weise aus; sie wird uns durch Kenntniss der polnischen Gebräuche verständlicher. Noch in unsern Tagen, wenn auch seltener als früher, sah man, dass Sterbende mit Sorgfalt die Kleider auswählten, mit denen angethan sie in den Sarg gelegt sein wollten. Manche liessen dieselben sogar schon lange vor ihrem Ende herrichten. Ihre innersten Gedanken gelangten dadurch zum Ausdruck; wurden doch auch von weltlichen, aber strenggläubigen Personen Klostergewänder zu ihrer letzten Bekleidung gewählt, namentlich von Frauen. Die Männer zogen es vor, in ihrer Amtstracht zum letzten Male von ihren Freunden gesehen zu werden, ja sie begehrten sogar oft, dass ihnen ihre Waffen mit in die Gruft gegeben würden. *Chopin*, obgleich einer der ersten Pianisten, hat doch verhältnissmässig die wenigsten Concerte gegeben. Dennoch wollte er in das Grab gelegt werden angethan mit den Kleidern, die er als Concertgeber zu tragen gepflegt. Ein natürliches, tiefes Gefühl, der unversiegbaren Quelle des Enthusiasmus für seine Kunst entsprungen, hat ihm ohne Zweifel diesen letzten Wunsch eingeflösst, der ihm auch erfüllt wurde. Wer ihn so schlummern sah, unter Blumen und Palmenzweigen, in dem Gewande, das seinen begeisterten Zuhörern, die jetzt seinen Sarg umstanden, ein wohlbekanntes war, der musste sagen: *Friedrich Chopin* blieb sich selbst getreu, denn seine letzten Gedanken gehörten seiner Kunst!

Vierzehntes Kapitel.

Chopin als Componist.

Chopin nimmt als schaffender Künstler eine aussergewöhnliche Stellung ein. Sich auf die engeren Grenzen eines einzigen Instruments beschränkend, hat er nach dem Urtheil competenter Richter den besonderen Vorzug gehabt, nicht nur ein wissenschaftlich durchgebildeter Musiker, sondern gleichzeitig auch ein wirklicher Poet gewesen zu sein, dessen Erzeugnisse auf alle modernen Claviercomponisten von weittragendstem Einfluss waren: etwa wie *Heine* auf dem Gebiete der Poesie. Beide haben es verstanden, uns in der kleinsten Form vollendete Stimmungsbilder zu geben — mit dem Unterschiede, dass *Heine's* Skepticismus zersetzend, *Chopin's* harmonisches Naturel aber befruchtend auf diese Miniaturformen einwirkte. Wie fest musste *Chopin* davon durchdrungen sein, dass er speciell zur Bereicherung der Clavierliteratur auserkoren sei, um der Versuchung zu widerstehen, den scheinbar dankbareren, jedenfalls äusserlich wirkungsvolleren Orchesterapparat zu Hülfe

zu nehmen, und sich freiwillig auf dies eine Instrument zu beschränken, für welches er freilich Meisterwerke geschaffen, die in ihrem Genre unerreicht bleiben werden.

„Heut zu Tage", bemerkt *Liszt* sehr richtig, „sind wir zu sehr daran gewöhnt, als Componisten von berechtigtem grossem Ruf nur die anzuerkennen, welche mindestens ein halbes Dutzend Opern und ebensoviele Oratorien, sowie einige Symphonien hinterlassen haben, da man von einem bedeutenden Musiker zu verlangen pflegt, Alles oder womöglich noch etwas mehr zu leisten. So weit verbreitet nun auch diese Ansicht sein mag, so ist deren Richtigkeit doch sehr problematisch. Es ist durchaus nicht meine Absicht, den schwerer zu erreichenden Ruhm und die wirkliche Ueberlegenheit, die ihre glänzenden Schöpfungen nach einem grossartigen Plan entfaltet, zu bestreiten. Es scheint mir aber, dass man auf die Musik dieselbe Werthbestimmung in Anwendung bringen muss, die man den materiellen Verhältnissen in anderen Gebieten der schönen Künste angedeihen lässt, und nach welcher z. B. in der Malerei ein Bild von etwa 20 Quadratzoll (wie die Vision des *Hesekiel* oder der Kirchhof von *Ruys-Daël*) zu den Meisterwerken zählt, die höher geschätzt werden, als manches Gemälde von grösseren Dimensionen, selbst wenn es von einem *Rubens* oder *Tintoretto* herrührt. Ist in der Literatur *Béranger* deshalb ein minder grosser Dichter, weil er seine Gedanken in die engen Grenzen des Liedes gebannt? Verdankt *Petrarca* seinen Triumph nicht seinen Sonnetten, und wie wenig von denen, welche häufig seine lieblichen Reime gelesen, mögen von der Existenz seines grösseren Gedichtes über Afrika wissen? Das

Vorurtheil, welches s. Z. einem Künstler wie *Franz Schubert* den Componistenvorrang vor jenen Anderen streitig machte, welche die glatten Melodieen vieler kaum nennenswerthen Opern in Partitur gesetzt, — dieses Vorurtheil muss allmählig schwinden, und auch in der Musik wird man schliesslich für die verschiedenartigen Compositionen der Beredtsamkeit und dem Talent Rechnung tragen, mit denen die Gedanken und Gefühle zum Ausdruck gelangen, ohne den Raum und die Mittel in Betracht zu ziehen, die zu ihrer Darstellung dienen."

Es würde zu weit führen, *Chopin's* sämmtliche Werke, deren Verzeichniss (nach Opuszahlen geordnet) sich am Schlusse befindet, hier eingehend zu analysiren, da dies ein specielles Buch zu schreiben erfordert, und obenein für das beabsichtigte Lebensbild nicht für unumgänglich nöthig ist; es dürfte daher genügen, einen Gesammtüberblick über seine Werke zu geben und speciell die Gattungen seiner Claviercompositionen zu beleuchten, deren Entstehung resp. Vervollkommnung wir seinem Genius verdanken. Vor allen Dingen erscheint es wichtig, einen tieferen Einblick in die Entstehungszeit *Chopin'*scher Schöpfungen zu thun, um ihren Werth richtig schätzen zu können.

Die Periode, aus welcher seine ersten Compositionen stammen, war eine scheinbar stille. Nach der Schlacht von Waterloo, welche zwischen die Friedensarbeiten des Wiener Congresses fiel, athmeten die Völker endlich wieder einmal frei auf. Der grosse Eroberer lebte in Gefangenschaft und die politischen Verhältnisse Europa's schienen momentan geordnet. Den langen, blutigen Kriegen folgte end-

lich die ersehnte Ruhe; mit dieser kam die Hoffnung auf neuen Aufschwung, und jedes Volk wurde sich seiner eigenen Kraft bewusst. Auch in Polen regte sich zu dieser Zeit mächtig und mächtiger der Nationalstolz und trieb die Vaterlandsfreunde an, für die Verbesserung einheimischer Zustände Propaganda zu machen. Man begann hier und dort Ordnung in das Chaotische zu bringen, sich von fremden Einflüssen zu befreien und ausländische Sitten abzustreifen. Geistreiche Männer, die ihr ganzes Leben den Wissenschaften geweiht, strebten mit Eifer, Neues zu entdecken und das bereits Entdeckte mit hellerem Strahl zu beleuchten. Hatten Jahre hindurch tapfere Krieger und scharfsinnige Politiker Kränze des Ruhmes errungen, so war es jetzt dem Dichter, dem Künstler, dem Gelehrten beschieden, auf dem friedlichen Gebiete des Schönen den Lorbeer zu pflücken. Ueberall zeigte sich neues, geistiges Leben, voll von hochstrebenden Fantasien, und die durch Napoleons Kriege erschöpfte Nation beschäftigte sich ernstlich mit der Idee, Literatur und Künste wieder zu heben. Allgemein gelangte man zu der Ueberzeugung, dass die gesammte Cultur aus dem Leben und den Gebräuchen des Volkes Nahrung schöpfen müsse; aber es machte sich auch schon die Meinung geltend, dass die klassische Form mit dem Nationalcharakter der Polen nicht recht vereinbar sei. Die neue poetische Richtung, sowie die neuen ästhetischen und philosophischen Ideen fanden damals ihren Repräsentanten in *Casimir Brodziński*. Als Professor der polnischen Literatur an der Warschauer Universität und als Mitglied des wissenschaftlichen Vereins verbreitete er seine Ansichten vom Katheder herab, und brachte sie durch

Abhandlungen in vielgelesenen Zeitschriften zur Geltung. So gelang es ihm, einen Kreis talentvoller junger Männer um seine Fahne zu sammeln, und sofort begann der Kampf zwischen den Klassikern und Romantikern, der von Tag zu Tag leidenschaftlicher und erbitterter wurde. Auf einer Seite standen die Bekenner der alten Grundsätze der Literatur, auf der andern die für alle Neuerungen schnell begeisterte Jugend, z. B. *Bodhan Zaleski, Seweryn Goszczyński, Anton Malczewski, Stephan Witwicki, Moritz Gosławski*, später auch *Słowacki* und *Sigismund Krasiński*. Der grösste Dichter, *Mickiewicz*,[1] der geniale Schöpfer von „Grażyna“ und „Dziady“, gestützt durch den Einfluss der Historiker *Lelewel* und *Brodziński*, stellte sich an die Spitze der romantischen Schule und errang durch sein Genie den Sieg über die Gegner derselben. Gerade zu der Zeit, da sich der Kampf zwischen den Anhängern der klassischen Schule und den Verfechtern der romantischen im höchsten Stadium befand, fühlte *Chopin* den Drang in sich, nicht nur als ausübender, sondern auch als schaffender Musiker thätig zu sein. Unter einer Jugend lebend, die für Volkspoesie schwärmte und dieselbe als Grundlage aller Poesie betrachtete — und nicht mit Unrecht —, forschte er selbst nach Nationalmelodien und suchte diesen durch sorgfältige, künstlerische Umgestaltung einen dauernden Platz in der musikalischen Literatur zu sichern. In der That ist ihm dies vollständig gelungen — besser als irgend einem anderen Compo-

[1] Die Gedichte von *Mickiewicz* sind in fast alle lebende Sprachen übersetzt, am vorzüglichsten wohl in die deutsche. Sie sind von eigenthümlicher Färbung, voll von poetischem Schwung und reich an Gedanken.

nisten. Keiner konnte, wie gerade er, den eigenthümlichen, melancholischen Zug, der durch alle polnischen Volksmelodien geht, so schön und treu wiedergeben. *Chopin's* Musik durchglüht die edelste, natürlichste Begeisterung; sie ist eine Ergänzung oder eigentlich Illustration der neueren Volkspoesie. Daher sagt auch ein bedeutender polnischer Historiker. „Die *Chopin*'sche Musik gewinnt ganz besonders dadurch an Bedeutung, dass sie die Nation auf dem Gebiete der Tonkunst so rühmlich wie keine andere repräsentirt; sie gereicht uns zur Ehre, indem sie uns eine selbstständige Stellung anweist, wie wir sie früher nicht hatten. Sie ist aus demselben Urquell geschöpft, aus dem unsere Volkspoesie entsprungen ist." Mit Bezugnahme auf *Chopin* führt derselbe Autor[1] noch folgende, *Alfred de Musset's* „Confessions d'un enfant du siècle", Kap. II. entnommene Stelle an, welche die damals grassirende Krankheit des Jahrhunderts poetisch so wundervoll, psychologisch und scharfsinnig charakterisirt: „Als der Krieg beendet und Cäsar in die Verbannung geschickt war, als alle Wände mit Porträts von *Wellington* und *Blücher* mit der Unterschrift „Salvatoribus mundi" geschmückt waren, da liess sich auf den Trümmern eine junge Generation, düster und in Gedanken versunken, nieder. In den Adern jedes dieser Jünglinge floss dasselbe warme Blut, welches in der ganzen Welt in Strömen vergossen worden war. Alles schwärmte von dem Schnee in Moskau und dem Sande in Aegypten, in eines Jeden Seele wogte ein Meer von Träumen und hochfliegenden

[1] Graf *Stanislaus Turnowski*, Professor der polnischen Literatur an der Krakauer Universität.

Gedanken, eine Fluth von Wünschen, deren Erfüllung ausser dem Bereich der Möglichkeit lag; denn wo sie hinblickten — auf die Erde oder empor zu dem Sternenhimmel — Alles schien ihnen öde und leer. Die reiferen Männer glaubten an nichts mehr, die Gelehrten lebten in ewigem Widerspruch und die Poeten verkündeten die Verzweiflung. Die schrecklichste Hoffnungslosigkeit grassirte wie eine Pest in der civilisirten Welt."

Unter allen Männern, welche die Liebe für ihr Vaterland und die tiefste Trauer über dessen schmachvolle Erniedrigung in ihren Herzen trugen und in deren Werken sich diese Gefühle aussprechen, war *Chopin* eine der zartesten, feinsten und am meisten anziehenden Persönlichkeiten. Die Schönheit seiner äusseren Erscheinung, das Schwärmerische seines Wesens, welches sich auf seine Musik übertrug, liessen ihn unter diesen ganz besonders hervorragen. Die vernichtenden Schicksalsschläge, die zu Anfang der dreissiger Jahre Polen bis an den Rand des Abgrundes brachten, mussten alle Schöpfungen der Künstler jenes Landes beeinflussen. Aus tiefster Seele singt z. B. *Libelt*, einer der bedeutenderen polnischen Dichter jener Zeit:

„Die traute Heimath bietet uns kein Glück,
Erliegt das Vaterland dem Missgeschick."

Wie sollte in *Chopin's* Geist ein fröhliches, aus beglücktem Herzen tönendes Lied entstehen? Er hätte eine Heiterkeit erkünsteln müssen, was ihm sehr schwer geworden wäre; denn wie jeder bedeutende Mensch erschien er am grössten, wenn er sich, ohne zu künsteln, der Eingebung seines Genius überliess.

Wohl flammte auch in seinem Innern oft das Feuer und der Muth der Jugend auf, und süsse Melodieen quollen unter seinen Meisterhänden hervor; aber immer wieder schimmerte die heisse Thräne durch den lächelnden Blick: sie galt dem Vaterlande, den im Kampfe für dasselbe gefallenen Brüdern.

Es ist nun interessant zu beobachten, wie sich *Chopin*'s Talent unter dem Eindruck der verschiedenen Schulen, in welchen er sich als Componist ausbildete, entwickelt und allmählig umgestaltet hat. Keiner besonderen Richtung und keiner damaligen Geistesgrösse unterthänig, gab er nur *Hummel* einen kleinen kurzdauernden Vorzug, indem er sich ihn (besonders in Bezug auf sein Passagenwerk) als Norm dienen liess. Den Einfluss dieses Meisters fühlt man hie und da in den Formen der ersten *Chopin*'schen Werke, während er in der Wahl seiner Gedanken von jeher eine gewisse Individualität bewiesen hat. Die Anlehnung an *Hummel* tritt besonders in seinen Rondos hervor, wogegen sich in seinen Don Juan-Variationen und in der Phantasie über polnische Lieder schon jene Kühnheit und Neuheit der Gedanken, Selbstständigkeit in der Durcharbeitung und Eigenart der Erfindung bekundet, welche *Chopin* sofort eine bevorzugte Stellung unter den damaligen Componisten anweist. In ihm war die jugendliche Eleganz mit Empfindsamkeit, die Anmuth mit Energie, die Hoffnung mit einer gewissen Schwermuth gepaart, und zwar dies Alles so verschwenderisch, dass es uns den besten Beweis dafür liefert, welchen unversiegbaren Quell sein Geist barg. In der That war der Reichthum seiner Ideen so gross, dass er ein und denselben Gedanken nie unverändert zu wiederholen pflegte, sondern ihm bei mehrmaliger Wiederkehr

theils durch äusserst geschmackvolle Arabesken, theils durch harmonisch gewählte Wendungen stets erneutes Interesse zu verleihen wusste. Jene Art von Schmuck oder Fiorituren, welche die altitalienische Gesangsmethode kennzeichnet, verstand er mit grosser Intelligenz zu verwerthen.

Zweifellos sind die ersten Werke *Chopin's* das Ergebniss der damaligen musikalischen Tendenz; die bekannten traditionellen Formen haben ihm den Zutritt zu dem Tempel geöffnet, in welchem die grössten Meister des Clavierspiels Platz genommen. Aber wie viel Neues und Eigenartiges konnte er schon damals diesen Formen hinzufügen, was sein selbstschöpferisches Talent charakterisirt! *Chopin's* Phantasie griff tiefer, als es bisher Gebrauch bei den Componisten war; sie hat uns eine neue Aëra eröffnet (wie er selbst an *Elsner* schrieb) und sich ihren eigenen Weg gebahnt, nicht um sich origineller als Andere zu zeigen, sondern weil ihn die Originalität und die Ungewöhnlichkeit seiner Gedanken ohne sein Wissen dazu zwang.

In seinen Jugendjahren hat er einige Male die Unterstützung des Orchesters zu Hülfe genommen; später nur noch einmal in der Polonaise (Op. 22). Bei der Wahl seines Orchestercolorits ist häufig eine gewisse Schüchternheit erkennbar, die vielleicht in dem Mangel hinreichend sachkundiger Verwendung der einzelnen Instrumente zu suchen ist. Eine Vorliebe zeigte er für das Violoncell. Der elegische Klang dieses Instruments sympathisirte sehr mit seiner eigenen Natur. Ausser der Polonaise (Op. 3) hat er mit *Franchomme* noch ein Duo über Motive aus „Robert der Teufel"

(ein Werk ohne besonderen musikalischen Werth, speciell der damaligen Mode huldigend), und kurz vor seinem Tode die G-moll-Sonate (Op. 65), deren erster Satz von hervorragender Schönheit ist, für Pianoforte und Violoncell componirt.

Unter seinen Werken für Clavier allein nehmen zunächst seine Sonaten als seine umfangreichsten Schöpfungen unser Interesse in Anspruch. Die erste derselben, als Op. 4 herausgegeben und seinem Lehrer *Elsner* gewidmet, lässt den Wunsch erkennen, sich in den klassischen Formen zu bewegen; der Componist vermag uns indessen nicht recht zu überzeugen, dass er dies Gebiet von innerem Drange beseelt betreten; sein Wollen und Können scheinen nicht auf gleicher Stufe zu stehen, und unser Interesse für dieses Erstlingswerk wird daher auf die Dauer nicht genügend gefesselt. Am bemerkenswerthesten tritt der dritte Satz hervor, aber selbst dieser befriedigt nicht vollkommen; er erscheint etwas gezwungen, gleichsam als ob *Chopin* beim Componiren desselben mehr gegrübelt, als es sonst seine Gewohnheit war, wozu wohl der ungewöhnliche Rhythmus des $^5/_4$ Tactes Veranlassung gegeben haben mag. Ungleich grösseren Werth hat die Sonate in B-moll (Op. 35). Die Aengstlichkeit, welche sich im ersten Thema ausspricht, contrastirt glücklich mit dem üppig quellenden Gesang des zweiten Motivs. Einen solchen Trauermarsch, wie ihn dieses Werk enthält, konnte nur Der schaffen, in dessen Seele der Schmerz und die Trauer der ganzen Nation als Echo wiederklang! Die viel leidenschaftlichere H-moll-Sonate (Op. 58) eignet sich vermöge ihrer glänzenden Ornamentik am meisten zum Concertvortrag. Der Gedankenreichthum

derselben ist so gross, dass es dem Componisten schwer wurde, das nöthige Maass innezuhalten — ein Umstand, der sich im Adagio am fühlbarsten macht. In der Ausarbeitung des ersten Themas im ersten Satze fehlt eine gewisse einheitliche Ruhe, die erst mit der wundervollen Cantilene in D-dur eintritt. Im Allgemeinen sind die strengen Formen der Ausdrucksweise *Chopin's* weniger günstig; sie beengten ihn und hemmten nicht selten den Flug seiner sonst so kühnen Phantasie. Seine Erfindungskraft und sein Melodienreichthum waren ja stets so gross, dass er ungern auf die systematische Bearbeitung seiner Themen einging; deshalb erscheinen seine Sonaten in formeller Beziehung nicht immer ganz abgerundet. In den Rahmen aber, welche der ungehinderten Entwickelung seiner Gedanken günstiger waren, gelangte seine sprudelnde Phantasie zu freierer Entfaltung. Mit besonderer Vorliebe cultivirte *Chopin* die Tanzformen (Mazurken, Polonaisen, Walzer, Tarantelle, Krakowiak und Bolero); er war der erste, der dieselben wahrhaft idealisirte. Es ist schwer zu sagen, welcher unter der grossen Anzahl von Mazurken die Krone gebührt; der individuelle Geschmack hat hier ein so weites Feld, dass eine genaue Uebereinstimmung desselben kaum möglich ist. Zu den gelungensten Nummern dieser Tanzgattung, die ihres theils lustigen, theils melancholischen Gepräges halber sich scheinbar widersprechen, aber stets durch ihren prägnanten Rhythmus charakterisirt sind, zählen unbedingt: Op. 7 No. 2 u. 3, Op. 17 No. 1 u. 2, Op. 24 No. 2, Op. 30 No. 3, Op. 33 No. 4. Erwähnung verdienen noch die Mazurken Op. 24 No. 4, Op. 50 No. 3 und Op. 63 No. 3, die sich ausser ihrem poetischen Reiz auch durch

contrapunktische Feinheiten auszeichnen. Fast noch überwältigender sind einige Mazurken, die trotz des beschwingten Tanzschrittes einen Anflug von Schwermuth nicht verläugnen können. Es ist, als ob sich der Componist nur momentan mit der Lustigkeit hätte zerstreuen und mit narkotischen Mitteln betäuben wollen, um dann desto trauriger in seine ursprüngliche Melancholie zurückzufallen. Am treffendsten ist dieser Mazurkentypus in Op. 56 No. 2 gekennzeichnet.

Ueber den Ursprung der Polonaise sagt der Volksmund Folgendes: Nachdem die Dynastie der Jagiellonen ausgestorben war, wurde *Heinrich von Anjou*, Sohn der *Catharina von Medicis*, der später unter dem Namen Heinrich der Dritte regierte, im Jahre 1573 zum König von Polen gewählt. Als er im folgenden Jahre nach Krakau kam und im Schlosse die Repräsentanten der Nation empfing, führten die Herren ihre Frauen, vor dem Könige defilirend, im langsamen Schritt nach dem Tacte der Musik. Bei jedesmaliger Wahl eines fremden Prinzen auf den Thron wiederholte sich diese Sitte, welche sich allmählig zu dem polnischen Nationaltanz „Polonaise“ entwickelte, der sich bis auf den heutigen Tag in Europa erhalten hat. In der schleifenden Bewegung der Polonaise liegt viel Ernst und Würde; das Drehen und Wechseln giebt das öffentliche Gemurmel und das bewegliche Leben des alten polnischen Adels nicht unzutreffend wieder. Man tanzte damals stets mit dem Säbel, „Carabella“ genannt. Der Fürst *Michael Ogiński* war der erste, und nach ihm *Kurpiński*, die ihren Polonaisen einen künstlerischen Anstrich zu geben wussten, welcher ihnen selbst in der musikalischen Welt zu einem gewissen Erfolg verhalf; später haben sie

andere, nichtpolnische Componisten, z. B. *Beethoven*, *Schubert*, *Weber*, *Spohr* etc. als selbstständige Musikform creirt und nach ihrem Muster Werke geschaffen, bis sie schliesslich *Chopin* mit idealer Schönheit veredelt und wieder mit speciell polnisch-nationalem Gedankeninhalt erfüllt hat. Man könnte *Chopin's* Polonaisen in zwei Gruppen theilen, von denen die eine das überwiegend martialische Element mit prägnantem Rhythmus schildert, während uns die andere jene *Chopin* eigenthümliche, melancholisch-träumerische Empfindungsweise zeigt. Zu der ersten Gattung möchte man die Polonaisen in A-dur (Op. 40 No. 1), Fis-moll (Op. 44) und As-dur (Op. 53) zählen. Hinsichtlich der Einfachheit der Form und der Charakteristik des nationalen Elements gebührt der A-dur-Polonaise der Vorzug vor den übrigen; wenn sie auch musikalisch weniger bedeutend ist und ihr die poetische Seite mangelt — sie bewegt sich fast durchgängig im forte und ist ohne besondere Contraste der Themen —, so wirkt sie doch durch ihre ritterliche Haltung. Die erhabenste und gedankenkühnste ist entschieden die Fis-moll-Polonaise, der Schwester der Gräfin *Delphine Potocka*, der Fürstin *Beauvau* gewidmet. Das Hauptthema, von düsterer Färbung und wildem Trotze, wird überraschender Weise durch ein liebliches Intermezzo im Mazurkenstyl unterbrochen. Von geradezu wunderbarer Wirkung ist der träumerische Schluss dieses Stückes, wo auf dem langgehaltenen cis der rechten Hand, auf welches gleichsam wie klagend der halbe Ton *d* als schwerer Vorschlag wieder hinabfällt, das ursprünglich energische Thema in der linken Hand bis zum äussersten piano verhallt. Die As-dur-Polo-

naise, eines der glänzendsten Werke, ist voll von majestätischer Würde. Als *Chopin* zu nächtlicher Stunde in seinem Zimmer das eben vollendete Werk am Clavier ausführte, schien es ihm plötzlich (wohl in Folge seines damals stark afficirten Nervensystems), als ob die Thüren sich öffneten und durch dieselben eine grosse Schaar polnischer Ritter und Edelfrauen in alterthümlichen Costümen (robe ronde und cornettes) hereintraten und an ihm vorbeidefilirten. Diese Vision erfüllte ihn mit solcher Angst, dass er durch die gegenüberliegende Thür aus dem Zimmer entfloh und die ganze Nacht nicht mehr zurückzukehren wagte. In der That erinnert der E-dur-Mittelsatz mit seiner sich im crescendo fortwährend steigernden Bassfigur an eine herannahende Reiterschaar, welche über eine vom Mondstrahl matt beleuchtete Ebene dahinbraust, so dass man die Hufe der feurigen Rosse, das Klirren der stählernen Rüstungen und Schwerter zu hören wähnt. Die zweite Gruppe umfasst die Polonaisen in Cis- und Es-moll (Op. 26), sowie die C-moll (Op. 40 No. 2) und die drei von *Fontana* herausgegebenen in D-moll, B-dur und F-moll (Op. 71). Von besonders feinem Sentiment sind die beiden ersterwähnten (*J. Dessauer* gewidmet). Sie entstanden in der Epoche, wo *Chopin* auf dem Gipfel seiner Grösse angekommen war, wo sein Geist, unbeirrt von kleinen Formbedenken, gewaltig und zwingend eigenartig sich diejenige Form selbstständig schuf, die dem betreffenden Gedankeninhalt am besten entsprach. Namentlich die erste Polonaise (Cis-moll) zeichnet sich nicht nur durch unübertrefflich edle Melodie aus, sondern gerade die ersten, scheinbar so trotzig incohäranten Themen, welche dies Werk beginnen, ent-

halten eine seltene Fülle von Charakter. Während das erste Thema mit grossartigem, rhythmischem Schwung männlichen Trotz ausspricht, der von einem leidenschaftlich erotischen Liebesthema gemildert wird, verhält sich das anschliessende zweite Thema merkwürdig verharrend, unterdrückt jede Leidenschaft, die nur in den wie Blitze aufflammenden Passagen der rechten Hand durchleuchtet, bis ersteitirtes Des-dur Hauptmotiv die liebeseelige Stimmung zum ungetrübten Ausklang bringt. Die Doppelführung der Melodik wie im Nachsatz ist in keiner ferneren Polonaise enthalten. Die zweite in demselben Opus (Es-moll) ist geheimnissvoll, düster und schaurig, und scheint das Elend seiner nach Sibirien verbannten, in eisernen Ketten schmachtenden Landsleute schildern zu sollen. Eine von diesen beiden Gruppen gesonderte Stellung nimmt die Phantasie-Polonaise in As-dur (Op. 61) ein. Sie soll das Bild der nationalen Streitigkeiten und Kämpfe schildern und endet daher mit einem pompösen, hymnusartigen Triumphgesang. Die feste Ueberzeugung *Chopin's* von dem dereinst unausbleiblichen Siege der polnischen Nation nach so vielen harten Prüfungen — ein Gefühl, welches in der Dichtkunst von *Mickiewicz*, *Krasiński* und manchmal von *Słowacki*, den grössten damaligen Poeten, so trefflich geschildert ist — spricht sich in diesem seinem letztvollendeten grösseren Werke für Clavier allein, am klarsten aus.

Die *Chopin*'schen Walzer (Op. 18, 34, 42, 64, 69 und 70) sind, theils weil sie die geringsten Anforderungen an die Technik des Spielers stellen, theils weil sie überhaupt die populärste Tanzform behandeln, am meisten ins Volk gedrungen. Vom musikalischen Standpunkt aus betrachtet, bieten sie verhältnissmässig weniger

des Interessanten und Neuen, als seine übrigen Compositionen. Wo sie in ihren Conturen den Rythmus des Tanzes verlieren, haben sie durch ihren natürlichen Reiz und äusseren Glanz eine Bedeutung gewonnen, die ihnen bisher kein anderer Componist einzuhauchen im Stande war. Das grösste Interesse gewähren selbst in diesem Genre wieder die Nummern, durch welche jener eigenthümlich-schwärmerische Zug weht, der einen Hauptreiz der *Chopin*'schen Muse bildet. Es sind dies die Walzer in A-moll und Cis-moll; letzterer neigt sich im dritten und vierten Tact schon etwas dem von *Chopin* stets mit besonderer Vorliebe cultivirten Mazurkarhythmus zu.

Zu den herrlichsten und originellsten seiner Schöpfungen gehören die vier Balladen (Op. 23, 38, 47 und 52). Sie bieten so viel Neues und Mannichfaltiges in der Form, dass die Kritiker lange Zeit nicht wussten, zu welcher Kategorie der damals bestehenden sie dieselben zählen sollten. Einige haben sie für eine Abart der Rondoform gehalten, andere — und die traten der Wahrheit näher — nannten sie „Poetische Erzählungen". In der That ist in ihnen ein Märchenton angeschlagen, der sich von allen bis dahin üblichen Formen der musikalischen Ausdrucksweise wesentlich unterscheidet und durch die Tactart ($^6/_4$ und $^6/_8$) besonders treffend geschildert wird. *Chopin* antwortete selbst, als er bei seiner Anwesenheit in Leipzig von *Schumann* über die Bedeutung der Balladen gefragt wurde, dass er, durch einige Gedichte von *Mickiewicz* begeistert, dazu angeregt worden sei, diese neue Form zu schaffen. Die erste derselben in G-moll (Op. 23), wohl die verbreitetste, ist von wilder Leidenschaft durchglüht,

während die zweite und dritte einen überwiegend idyllischen Charakter tragen. Die vierte, technisch die schwierigste, ist vielleicht aus diesem Grunde am wenigsten bekannt geworden. Die Kritik, welche im Allgemeinen (*Robert Schumann* ausgenommen) die grösseren *Chopin*'schen Werke ungünstig beurtheilte, hat diese Ballade ganz besonders angegriffen; es gehört freilich ausser einem eminenten Virtuosen auch ein feinsinniger Musiker dazu, um die darin enthaltenen mannichfachen Schönheiten zu wirklich genussreicher Geltung zu bringen.

Fast dasselbe, was von den Balladen, lässt sich von den Scherzos sagen: sie existirten nicht vor *Chopin*, wenigstens nicht in dieser Selbstständigkeit, von so zündender Kühnheit, von fast *Shakespeare*'schem Humor gesättigt. In dem berühmtesten derselben (B-moll Op. 31) giebt sich das erste Thema eigenwillig düster, aber nicht in Melancholie abfallend, sondern trotzsüchtig aufschwingend, und kaum minder schön der sinnige, ausdrucksvolle zweite Gedanke in A-dur. Den Reichthum des Claviersatzes muss man an den Beispielen jener Zeit ermessen, um die geniale Gestaltungskraft *Chopin's* in dieser Hinsicht ganz zu würdigen. Sowohl dieses Scherzo, als die drei anderen, sind heute im Clavierstyl noch so neu und modern, dass man wohl sagen kann, sie waren ihrer Zeit um fast 30 Jahre voraus. An Dämonie und Drastik ähneln dem B-moll-Scherzo die in H-moll (Op. 20) und in Cis-moll (Op. 39), während das in E-dur (Op. 54) eine freundlichere, liebenswürdigere Physiognomie zeigt. Der Rhythmus der Scherzos bringt noch viel mehr als seine Mazurken eine gewisse geistvolle Opposition, einen hinreissenden Uebermuth zum Ausdruck, und

da die Tanzformen, welche den Mazurken und Polonaisen zum Theil noch anhaften, durch die breiten, gesangvollen Mittelthemen der Scherzos gänzlich verwischt werden, so dürfen gerade die Stücke dieser Form als ein wunderbar richtiger Ausdruck der Individualität *Chopin's* gelten: Fest, kühn, eigenartig nach aussen; edel, liebenswürdig und poesieschwärmend nach innen.

In der Form am meisten sich an schon Bestandenes anlehnend, erscheinen auf den ersten Blick die Nocturnes. *Field*, lange Zeit hindurch irrthümlich als Lehrer *Chopin's* bezeichnet, hat allerdings diese Kunstform ins Leben gerufen; aber gerade in der Aehnlichkeit lässt sich auch die Verschiedenartigkeit der beiden Autoren nachweisen. *Field* genügt es, zart-poetische, durchschnittlich melancholische Tonstücke zu schreiben; *Chopin* aber brachte nicht nur in diese Form das dramatische Element, sondern es tritt in seinen Nocturnes die wundersame Bereicherung der Harmonik und des Claviersatzes geradezu genial hervor. Die werthvollsten Nummern *Chopin's* in diesem Genre sind wohl das in doppio movimento gesteigerte Nocturne (Op. 15 No. 2), das liebliche in Des-dur (Op. 27) von einer fast verschwenderischen Fülle der feinsten Fiorituren, ferner das G-moll (Op. 37), klagend wie in einer fixen Idee und unterbrochen durch einen kirchlich-katholischen Accordsatz, dessen Tröstung an die düsterste Ruhe, die des Grabes zu mahnen scheint. Das folgende Nocturne (Op. 37 No. 2) enthält als Mittelsatz vielleicht die schönste Melodie, welche *Chopin* jemals geschrieben, und die man ohne tiefste Rührung und Beseligung nicht anhören kann. Op. 48 No. 1 (C-moll) ist räumlich und dem ganz aus dem Nocturnestyl heraus-

tretenden, machtvollen Accord-Mittelsatz nach, das imponirendste dieser Stücke. Das als Op. 72 veröffentlichte Nachlass-Nocturne stammt aus dem Jahre 1827 und trägt offenbar den Stempel jener Jugendepoche.

Die Präludien (Op. 28 und 45), sowie die vier Impromptus (Op. 29, 36, 51 und 66) lehnen sich theils an die Nocturnes an, z. B. das leider weniger bekannte, modulationsreiche in Cis-moll Op. 45, sowie das Des-dur-Präludium Op. 28 No. 15 mit dem herrlichen Mittelsatz in Cis-moll von den Impromptus das in Fis-dur Op. 36; theils tragen sie einen etudenhaften Charakter, z. B. die in As-dur und Ges-dur, deren Mittelsätze freilich wieder melodisch hervorragen, ferner von den Präludien Op. 28 No. 1, 3, 8, 16, 19, 23; theils sind sie flüchtig hingeworfene Skizzen, in denen uns der Componist trotz des kleinen Rahmens höchst sinnreiche Stimmungsbilder vorführt. In einigen derselben (z. B. E-moll und H-moll) hat er der Nachwelt wahre Perlen hinterlassen, die allein genügen würden, seinen Namen eines musikalischen Poeten unsterblich zu machen.

Ein besonderes Verdienst hat sich *Chopin* durch die Vervollkommnung der Etude erworben. Sind auch unter diesen einige, die rein technischen Zwecken dienen, so finden wir doch auch andere, deren geistiger Gehalt von eminenter Bedeutung ist.

Die nach *Chopin's* Tode von *Fontana* in Berlin bei *Schlesinger* herausgegebenen Werke (Fantaisie-Impromptu Op. 66, quatre Mazurkas Op. 67, quatre Mazurkas Op. 68, deux Valses Op. 69, trois Valses Op. 70, trois Polonaises Op. 71, Nocturne, Marche funèbre, 3 Ecossaises Op. 72, Rondeau pour 2 Pianos

Op. 73, 16 polnische Lieder Op. 74) sind — obwohl sich unter denselben auch Compositionen befinden, die, wie Op. 66, würdig den Namen ihres Verfassers tragen — grösstentheils von weniger bedeutendem musikalischem Werth. *Chopin* wünschte, dass dieselben nach seinem Tode vernichtet, jedenfalls der Oeffentlichkeit nicht übergeben werden sollten. Die letzte Mazurka „senza fine", wenige Tage vor seinem Tode componirt, ist traurig — sehr traurig, so wie das Lebensende unseres grossen Meisters. Durch diesen Schwanengesang, sowie durch die Sehnsucht nach der Heimath, wo er seine glücklichen Jugendjahre verlebt, bewies er, dass er auch in der letzten Stunde seiner compositorischen Begeisterung der nationalen Musik und den Erinnerungen an sein schwer geprüftes Vaterland treu geblieben war!

Die 16 polnischen Gesänge hat *Chopin* ohne jegliche Ansprüche geschaffen. Wenn er etwas Schönes in der damaligen Nationalpoesie las, so schrieb er dazu die Musik — nur für sich, nicht für die Oeffentlichkeit. Auf diese Weise entstanden diese Lieder nach und nach in der Zeit von 1824—1844. Manche sind verloren gegangen, weil der Componist trotz der Bitten seiner Freunde es immer hinausschob, sie zu Papier zu bringen; andere werden in Polen gesungen, ohne dass man über deren Abstammung etwas Positives weiss; man vermuthet aber mit ziemlicher Sicherheit, dass *Chopin* deren Verfasser ist. Hierzu zählt besonders das populär gewordene, früher viel gesungene Lied: „Der 3. Mai." Musikalisch unbedeutend, konnte man nicht annehmen, dass sie sich über Polens Grenzen hinaus verbreiten würden. Sie sind aus dem Samen der neueren vaterländischen Poesieblüthen, der gleich-

sam zufällig auf *Chopin's* empfängliche Seele gestreut war, entstanden: Einfache Blumen, welche nicht blenden, aber durch süssen Duft und eigenthümliche Zartheit fühlende Herzen erfreuen.

Schliesslich seien noch die zwei umfangreichsten Werke *Chopin's* erwähnt: Op. 11 und Op. 21, seine grossen Clavierconcerte in E- und F-moll. Mit Recht sind sie ein Schmuck für das Programm jedes Virtuosen geworden; welchen Werth aber ihr Schöpfer auf beide Compositionen selber legte, geht aus mehreren Briefen hervor, in welchen er den Freunden nicht nur während der noch unvollendeten Arbeit seine Intentionen über deren Fortgang (sogar über beabsichtigte Orchestrirung) mittheilte, sondern auch nach jeder Probe und nach jeder Aufführung den Eindruck schilderte, den grade diese Tonstücke auf die Mitwirkenden wie auf das Publicum gemacht hatten, — eine detaillirte Autokritik und Berichterstattung, der wir in sämmtlichen *Chopin'*schen Briefen nicht weiter begegnen. Um so weniger wird hier eine nochmalige Besprechung jener hochbedeutenden Schöpfungen nöthig sein.

Wie früh auch *Chopin* seiner Wirksamkeit entrissen worden, dennoch ist er schon — und zwar für das Hauptinstrument der musikalischen Welt, für das Pianoforte — ein bahnbrechender Componist gewesen; und dass wir gleichzeitig in ihm eine künstlerisch und harmonisch abgeschlossene, liebenswürdige Persönlichkeit verehren dürfen, — diese seltenen Vorzüge werden uns sein Andenken doppelt werth machen.

Anhang.

Verzeichniss

der

im Druck erschienenen Originalwerke

von

Friedrich Chopin.

I. Werke mit Opuszahl.

a) zu seinen Lebzeiten veröffentlicht.

Opus-Zahl.	Titel der Werke.	Original-Verleger.
1.	Premier Rondeau (C-moll), pour le piano. Dédié à Mme. de Linde .	Brzezina à Varsovie. Schlesinger à Berlin.
2.	La ci darem la mano (B-dur), varié pour le piano, avec accomp. d'Orchestre. Dédié à Mr. Woyciechowski . . .	Haslinger à Vienne.
3.	Introduction et Polonaise brillante, (C-dur) pour piano et violoncelle. Dédiées à Mr. Joseph Merk . . .	Mechetti à Vienne.
4.	Sonate (C-moll) pour le piano (Oeuvre posthume). Dédiée à Mr. Joseph Elsner	Haslinger à Vienne.
5	Rondeau à la Mazur (F-dur) pour le piano. Dédié à Mlle. la Comtesse Alexandrine de Moriolles	Brzezina à Varsovie. Hofmeister à Leipzig.
6.	Quatre Mazurkas (Fis-moll, Cis-moll, E-dur, Es-moll) pour le piano. Dédiées à Mlle. la Comtesse Pauline Plater	Kistner à Leipzig.

Opus-Zahl.	Titel der Werke.	Original-Verleger.
7.	Cinq Mazurkas (B-dur, A-moll, F-moll, As-dur, C-dur). Dédiées à Mr. Johns	Kistner à Leipzig.
8.	Premier Trio (G-moll) pour piano, violon et violoncelle. Dédié à Mr. le Prince Antoine Radziwill . . .	do.
9.	Trois Nocturnes (B-moll, Es-dur, H-dur). Dediés à Mme. Camille Pleyel	do.
10.	Douze Grandes Etudes (C-dur, A-moll, E-dur, Cis-moll, Ges-dur, Es-moll, C-dur, F-dur, F-moll, As-dur, Es-dur, C-moll). Dédiées à Mr. Fr. Liszt .	do.
11.	Grand Concerto (E-moll) pour le piano avec orchestre. Dédié à Mr. Fr. Kalkbrenner	do.
12.	Variations brillantes (B-dur) pour le piano sur le Rondeau favori de Ludovic de Hérold: „Je vends des Scapulaires". Dediées à Mlle. Emma Horsford	Breitkopf et Härtel à Leipzig.
13.	Grande Fantaisie (A-dur) pour le piano sur des airs polonais, avec orchestre. Dédiée à Mr. J. P. Pixis	Kistner à Leipzig.
14.	Krakowiak, grand rondeau de Concert (F-dur) pour le piano, avec orchestre. Dédié à Mme. la Princesse Adam Czartoryska	do.
15.	Trois Nocturnes (F-dur, Fis-dur, G-moll) pour le piano. Dédiés à Mr. Ferd. Hiller.	Breitkopf et Härtel à Leipzig.
16.	Rondeau (Es-dur) pour le piano. Dédié à Mlle. Caroline Hartmann . . .	do.
17.	Quatre Mazurkas (B-dur, E-moll, As-dur, A-moll). Dédiées à Mme. Lina Freppa	do.

Opus-Zahl.	Titel der Werke.	Original-Verleger.
18.	Grande Valse brillante [Es-dur]. Dédiée à Mlle. Laura Harsford	Breitkopf et Härtel à Leipzig.
19.	Boléro [C-dur]. Dédié à Mme. la Comtesse E. de Flauhault	Peters à Leipzig.
20.	Pemier Scherzo [H-moll]. Dédié à Mr. T. Albrecht	Breitkopf et Härtel a Leipzig.
21.	Second Concerto [F-moll] avec orchestre. Dédié à Mme. la Comtesse Delphine Potocka	do.
22.	Grande Polonaise brillante [Es-dur] précédée d'un Andante spianato avec orchestre. Dédiée à Mme. la Baronne d'Est	do.
23.	Ballade [G-moll]. Dédiée à Mr. le Baron de Stockhausen	do.
24.	Quatre Mazurkas [G-moll, C-dur, As-dur, B-moll]. Dédiées à Mr. le Comte de Perthuis	do.
25.	Douze Etudes [As-dur, F-moll, F-dur, A-moll, E-moll, Gis-moll, Cis-moll, Des-dur, Ges-dur, H-moll, A-moll, C-moll]. Dédiées à Mme. la Comtesse d'Agoult	do.
26.	Deux Polonaises [Cis-moll, Es-moll]. Dédiées à Mr. J. Dessauer . . .	do.
27.	Deux Nocturnes [Cis-moll, Des-dur.] Dédiés à Mme. la Comtesse d'Appony	do.
28.	Vingt quatre Préludes. Dédiés à Mr. J. C. Kessler	do.
29.	Impromptu [As-dur.] Dédié à Mlle. la Comtesse de Lobau	do.
30.	Quatre Mazurkas [C-moll, H-moll, Des-dur- Cis-moll	do.

Opus-Zahl.	Titel der Werke.	Original-Verleger.
31.	Deuxième Scherzo (B-moll). Dédié à Mlle. la Comtesse Adèle de Fürstenstein	Breitkopf et Härtel à Leipzig.
32.	Deux Nocturnes (H-dur, Asdur). Dédiés à Mme. la Baronne de Billing . .	Schlesinger à Berlin
33.	Quatre Mazurkas (Gis-moll, D-dur. C-dur, H-moll). Dédiées à Mlle. la Comtesse Mostowska	Breitkopf et Härtel à Leipzig.
34.	Trois Valses brillantes (As-dur, A-moll, F-dur)	do
35.	Sonate (B-moll) avec une Marche funèbre	do.
36.	Deuxième Impromptu (Fis-dur) . .	do.
37.	Deux Nocturnes (G-moll. G-dur . .	do
38.	Deuxième Ballade (F-dur). Dédiée à Mr. Robert Schumann	do.
39.	Troisième Scherzo (Cis-moll). Dédié à Mr. A. Gutmann	do
40.	Deux Polonaises (A-dur, C-moll). Dédiés à Mr. J. Fontana	do.
41.	Quatre Mazurkas (Cis-moll. E-moll, H-dur, Asdur. Dédiées à Mr. E. Witwicki	do.
42.	Valse (As-dur)	do.
43.	Tarantelle (As-dur. Dédiée à Mr, Auguste Gathy	Schuberth et Comp. à Leipzig
44.	Polonaise (Fis-moll) Dédiée à Mme. la Princesse Charles de Beauvau .	Spina à Vienne.
45.	Prélude (Cis-moll) Dedié à Mlle. la Princesse Elisabeth Czernicheff . .	do.
46.	Allegro de Concert (A-dur. Dédié à Mlle. F. Müller	Breitkopf et Härtel à Leipzig

Opus-Zahl.	Titel der Werke.	Original-Verleger.
47.	Troisième Ballade [As-dur]. Dédiée à Mlle. P. de Noailles	Breitkopf et Härtel à Leipzig.
48	Deux Nocturnes [C-moll, Fis-moll]. Dédiés à Mlle. L. Duperré . . .	do.
49.	Fantaisie [F-moll]. Dédiée à Mme. la Princesse C. de Souzzo . . .	do
50	Trois Mazurkas [G-dur, As-dur, Cis-moll]. Dédiées à Mr Léon Szmitkowski	Spina à Vienne
51.	Allegro vivace. Troisième Impromptu [Ges-dur]. Dedié à Mme. la Comtesse Esterházy	Hofmeister à Leipzig.
52	Quatrième Ballade [F-moll] Dédiée à Mme la Baronne C de Rothschild	Breitkopf et Härtel à Leipzig.
53	Huitième Polonaise [As-dur]. Dédiée à Mr. A. Leo	do
54.	Scherzo No. 4 [E-dur]. Dédié à Mlle. J. de Caraman.	do
55.	Deux Nocturnes [F-moll, Es-dur]. Dédiés à Mlle. J. W. Stirling . .	do.
56.	Trois Mazurkas [A-moll, As-dur, Fis-moll]. Dediées à Mlle. C. Maberly	do.
57.	Berceuse [Des-dur] Dédiée à Mlle. Elise Gavard	do
58.	Sonate [H-moll]. Dediée à Mme. la Comtesse E. de Perthuis . . .	do.
59	Trois Mazurkas [A-moll, As-dur, Fis-moll]	Friedländer à Berlin.
60.	Barcarolle [Fis-dur]. Dediée à Mme la Baronne de Stockhausen . . .	Breitkopf et Härtel à Leipzig,
61.	Polonaise-Fantaise [As-dur]. Dediée à Mme. A. Veyret	do.
62.	Deux Nocturnes, [H-dur, E-dur] Dédiés à Mlle R de Könneritz . .	do

Opus-Zahl.	Titel der Werke.	Original-Verleger.
63.	Trois Mazurkas [H-dur, F-moll, Cis-moll]. Dediées à Mme. la Comtesse L Czosnowska	Breitkopf et Härtel a Leipzig.
64.	Trois Valses [Des-dur, Cis-moll, As-dur]. No 1 Dediée à Mme la Comtesse Potocka. No. 2 Dediée à Mme la Baronne de Rothschild. No 3 Dédiée à Mme. la Baronne Bronicka	do.
65	Sonate [G-moll] pour piano et violoncelle. Dédiée à Mr. A Franchomme	do.
	b) Nachgelassene Werke.	
66.	Fantaisie-Impromptu Cis-moll . .	Schlesinger à Berlin.
67.	Quatre Mazurkas [G-dur, componirt im Jahre 1835; G-moll, 1849; C-dur, 1835; A-moll, 1846]	do.
68.	Quatre Mazurkas [C-dur, 1830; A-moll. 1827; F-dur. 1830, F-moll, 1849] .	do.
69.	Deux Valses [F-moll, 1836; H-moll, 1829]	
70.	Trois Valses Ges-dur, 1835; [F-moll. 1843 Des-dur, 1830]	do.
71.	Trois Polonaises D-moll, 1827; B-dur 1828; F-moll, 1829]	do.
72.	Nocturne [E-moll, 1827. Marche funèbre [C-moll, 1829] et trois Écossaises [D-dur, G-dur, Des-dur, 1830]	do.
73.	Rondeau [C-dur] pour deux Pianos, 1828	do.
74.	Siebzehn polnische Lieder, von Witwicki, Mickiewicz, Zaleski etc für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. In deutscher Bearbeitung von Ferd Gumbert	do.

Opus-Zahl.	Titel der Werke.	Original-Verleger.
74	1. Mädchens Wunsch [G-dur]. Stephan Witwicki 2. Frühling [G-moll]. Derselbe. 3. Trübe Wellen, [Fis-moll]. Derselbe. 4 Bacchanal [C-dur]. Derselbe 5. Was ein junges Mädchen liebt [A-dur] Derselbe. 6 Mir aus den Augen [F-moll] Adam Mickiewicz. 7. Der Bote [D-dur]. Stephan Witwicki. 8 Mein Geliebter [D-dur]. Bohdan Zaleski. 9. Eine Melodie [G-dur]. Anonym (Siegmund Krasiński). 10. Der Reitersmann vor der Schlacht, [As-dur]. Stephan Witwicki. 11. Zwei Leichen [D-moll]. Bohdan Zaleski 12. Meine Freuden [Ges-dur]. Adam Mickiewicz. 13. Melancholie [A-moll] B. Zaleski. 14 Das Ringlein [Es-dur]. Stephan Witwicki. 15 Die Heimkehr [C-moll]. Derselbe 16. Lithauisches Lied [F-dur]. Derselbe. 17. Grabgesang [Es-moll]	
	II. Werke ohne Opuszahl.	
	Trois Nouvelles Etudes [F-moll, As-dur, Des-dur] extraites de la Méthode des méthodes	Schlesinger à Berlin.

Opus-Zahl.	Titel der Werke.	Original-Verleger.
	Grand Duo Concertant (E-dur) pour piano et violoncelle sur des thêmes de „Robert le Diable" par F. Chopin et A. Franchomme	Schlesinger à Berlin
	Mazurka (A-moll)	Schott à Mayence.
	Variations (E-dur), sur un air national allemand	Haslinger à Vienne
	Variations (E-dur) dans l'Hexaméron: Morceau de Concert. Grandes Variations de bravoure sur la Marche des „Puritains" de Bellini, composées pour le Concert de Mme. la Princesse Belgiojoso au bénéfice des pauvres par M. M. Liszt, Thalberg, Pixis, H. Herz, Czerny et Chopin	do.
	Mazurka (A-moll). Dédiée à Emile Gaillard	Bote et Bock à Berlin.
	Polonaise (Gis-moll). Dédiée à Mme Dupont	Schott à Mayence
	Valse (E-moll)	do
	Deux Valses mélancoliques (F-moll, H-moll) écrites sur l'album de Mme. la Comtesse P.** 1844	J. Wildt à Cracovie.
*	Mazurka (Fis-dur)	J. P. Gotthard à Vienne

* Die Originalität dieses Werkes muss ich stark bezweifeln: die Trivialitäten der einzelnen Theilabschlüsse sowie das wohlfeile veraltete Passagenwerk desselben, z. B. zu Beginn von Seite 7, lassen vermuthen, dass diese Mazurka nicht ächt ist.

Alphabetisches Namensverzeichniss

sämmtlicher

in diesem Werke erwähnter Personen.

Agoult (Gräfin) 285.
Alard. 311.
Albert (Prinz). 321.
Alboni. 318.
Alexander I. 32, 33, 192.
Anhalt-Cöthen (Herzogin). 185.
Anna Maria (Kaiserin). 158.
Appony, C. (Gräfin). 285.
Arago. 325.
Argyll (Fürstin) 322.
Artaria. 167.
Auber. 59. 213, 224.
Augusta (Prinzessin zu Sachsen). 154

Babnigg. 152.
Bach Sebastian. 97, 291, 348.
Baillot. 215, 218, 220.
Balzac (H. de). 278.
Banck, Carl. 249, 250.
Barcińska, Isabella. 193, 202.
Barciński. 12, 15, 27, 62.
Bärmann. 200.
Batton 224.
Bäuerle. 76.
Beauvan (Fürstin). 246, 285, 365.
Beer, Wilhelm. 194.
Beethoven. 35, 56, 60, 67, 72, 97, 103, 168, 170, 194, 198, 211, 215, 221, 281, 348, 364.
Belhaven (Lady). 322.
Belleville (Frl.). 123, 124.
Bellini. 331.
Benedict. 314.
Béranger. 353.
Berg. 200.
Berg (Graf). 203.
Bériot. 110, 228.
Berlioz. 250, 346.
Berton. 224.
Beyer (Frau). 165. 168, 173, 190, 191.
Bielawski. 110.
Binder. 198.
Birnbach. 45.
Blahetka. 65, 66, 76, 79, 81, 119.
Blahetka, Leopoldine. 77, 97, 99, 156.
Blanc, Louis 344.
Blangini. 224.
Blücher. 357.
Boccage. 278.
Boecklet. 183.
Boston. (Frau). 321.
Braudt 140.
Breitkopf und Härtel. 363.
Brinlag. 314.
Broadwood. 265, 323.
Brod. 220
Brodowski. 15.
Brodziński. 14, 80, 355, 356.
Bronicka (Baronin). 285.
Brunner. 32.
Bruce. 320.

Buchholtz. 42, 58, 204.
Brzezina. 100, 110, 116.

Catalani. 19.
Caraffa. 224.
Caraman (Frl. J. von). 285.
Casadory (Mad.). 285.
Castellan (Frau). 336.
Canssidier. 325.
Cavaignac, Gottfried. 344.
Cavaignac (Frau) 344.
Celiński. 34, 60, 69, 73, 75, 158.
Charles X. 206.
Chernbini. 189, 213, 215, 218, 224.
Chollet. 216, 224.
Cibini (Frau). 158.
Cicimara. 91, 192.
Ciechomska (Frau). 204.
Clary (Fürst). 82, 83, 84, 98.
Clary Aloisia (Fürstin). 83.
Clementi 285.
Clesinger. 337.
Champin. 186.
Chopin, Emilie. 12, 13, 23, 35, 112.
Chopin, Isabella. 12, 23, 62, 193, 202.
Chopin, Justine. 11.
Chopin, Louise. 12, 36, 164.
Chopin, Nicolaus. 3, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 14, 16, 21, 27, 37, 40, 89
Chotek (Gräfin). 83.
Constantin Nikolaiewicz (Grossfürst). 203.
Constantin Pawlowicz (Grossfürst). 19, 159, 162.
Cramer. 219.
Cruveillé (Doctor). 335.
Czapek. 67, 136, 192, 197, 198.
Czartoryska (Fürstin). 343.
Czartoryska, Marcelline (geb. Fürstin Radziwill). 285, 319, 320, 326, 331, 334
Czartoryski (Fürst). 19, 20.
Czartoryski, Alexander (Fürst). 319, 323, 336.
Czartoryski, Marcel (Fürst). 320.
Czernichelf, Elisabeth (Fürstin). 285
Czerny, Carl. 65, 73, 77, 82, 97, 158, 166, 167, 189.
Czerny, Joseph. 183.
Czetwertyńska (Fürstin). 19.
Czetwertyński (Fürst). 19.
Czosnowska (Gräfin). 285.

Damoreau-Cinti. 216, 223
Degnerry. 336.
Delacroix, Eugène. 263, 279, 336, 337, 347.
Demar. 68, 95, 96.
Derivis. 216.
Dessauer, J. 365.
Devrient, Carl. 87.
Devrient, Ludwig. 87.
Diabelli. 166.
Dietrichstein (Graf). 70, 161.
Dmuszewski. 111, 117.
Dobrzycka (Gräfin). 154.
Dobrzyński. 111, 136.
Döhler. 189.
Domaszewski. 238.
Dorn, Heinrich. 253.
Dorus (Mlle.). 216.
Dorval (Mad.). 278.
Dotzauer, 152.
Drożewski. 326.
Dunoi (Baron). 157.
Dunst. 116.
Duperré (Frl. L.) 285.
Duport. 165, 183.
Dussek. 103.
Dwernicki (General). 188.
Dziewanowska, Louise. 25
Dziewanowski. 24.

Elkan (Frau von). 160, 174.
Elsner. 3, 15, 16, 21, 22, 34, 39, 42, 63, 67, 71, 74, 76, 89, 95, 101, 102, 103, 108, 109, 113, 114, 127, 136, 137, 138, 141, 146, 148, 167, 179, 181, 184, 197, 209, 212, 214, 216, 217, 220, 241, 242, 243, 360, 361.

Emmering (Frl.) 191.
Enault. 262.
Erard. 283, 293
Ernemann. 42. 67, 78, 108, 128.
Erskim (Frau). 323.
Est (Baronin) 285.
Etienne (Frau). 324, 325. 326.

Falkenstein. 50.
Falmouth (Lord). 317.
Fétis. 43. 215. 216. 221.
Ferdinand (Kaiser). 158.
Field. 116, 152, 217, 219, 237, 238, 239, 369. 370.
Filtsch. 294.
Flahault (Gräfin) 285.
Fontana. 34. 37. 42. 58, 169, 245. 263. 365, 371.
Forti. 198.
Franchomme. 311, 329. 330, 334. 336, 360.
Frank. 324
Fredro, Alexander (Graf. 59, 114. 196.
Freppa, Lina (Frl.). 285.
Freyer (Doctor). 172. 179. 180.
Friedrich August König) 154
Friedrich Wilhelm II 7.
Friesen (Baron) 84, 85. 86.
Fritsche. 84
Fuchs. Aloys. 190. 193, 194.
Fürstenstein, Adele (Gräfin) 285.

Gainsborough (Lady). 323.
Galizin (Fürst). 112.
Gallenberg (Graf). 66, 67, 68. 73, 94.
Garcia Vestris. 195.
Gavard. Charles. 338.
Gavard. Elise. 285. 334. 338.
Gavard (Vater). 336.
Gerhard. 256.
Geymüller. 158, 159.
Gielgud (General). 228.
Girard. 240.
Gluck. 105. 348.
Gładkowska. Constantie. 122.125. 126. 127. 128, 129. 138, 140. 143, 170, 171, 177, 191, 253.
Goethe. 36. 38, 85. 86, 87, 90, 196, 244.
Görner. 109. 139.
Gosławski. 356.
Goszczyński. 356.
Graff. 64, 65, 67. 72. 84. 96, 156, 160, 161, 168.
Gresser. 78. 112.
Grunow. 256.
Grzymała. 37, 38. 109, 212, 245, 263. 316, 317, 318.
Gutmann. 295. 310, 331. 332, 336, 343.
Gunsberg. 295.
Gyrowetz. 18. 70, 73, 75, 77, 95, 96, 189.

Habeneck. 243.
Hähnel (Frl. von). 156.
Händel. 47. 348.
Hanka. Wacław. 79, 80.
Hanslick. 99.
Harsford, Emma (Frl.) 285.
Harsford, Laura (Frl.) 285.
Hartmann, Caroline (Frl.) 285.
Haslinger. 63, 64. 65, 66, 70, 77, 78. 94. 97, 155. 161, 167, 184, 186.
Haydn. 36, 49, 60. 348.
Heine, Heinrich. 262. 352.
Heinefetter (Frl.). 160, 174, 175, 183, 198.
Heinrich von Anjou. 363.
Helbich (Doctor). 144.
Hellwig. 145.
Hesekiel. 353.
Hensel. Fanny (Frau). 250, 251.
Hesse. 147. 189.
Herold. 224.
Herz (Geiger). 189.
Herz, Heinrich. 66. 96. 219, 228, 239, 240.
Herz. Jacob. 240.
Hiller. 219. 221, 234, 246. 247, 261. 263. 289, 290.
Hofmeister. 250.
Hofmann. 32. 212.
Hofmann, Emilie. 285.
Hube. 34, 60, 69, 71, 99, 101, 180.

Humboldt, Alexander von. 40, 41, 44 45, 47, 50.
Hummel. 56, 60, 70, 96, 103, 107, 112, 161 164, 165, 184, 185, 217, 221, 359.
Hummel (junior). 178
Hussarzewska Gräfin). 78.
Hussarzewski (Graf). 19, 64, 78, 157, 158, 160, 166.

Indyk. 61, 62.
Jarocka [Frau]. 188.
Jarocki [Doctor]. 14, 40, 41, 42, 44, 45, 47, 48, 49, 50, 52, 53, 56.
Jawurek. 15, 78, 321.
Jędrzejewicz. 12, 43.
Jędrzejewicz, Louise [Chopin]. 321, 331.
Jełowicki. 333, 345.

Kaczyński. 136
Kalergi [Gräfin Nesselrode Muchanoff]. 285
Kalkbrenner. 25, 66, 206, 208, 209, 210, 211, 212, 214, 215, 217, 218, 219, 220, 239, 278.
Kandler. 186, 189, 191, 195.
Karl [Prinz] 50.
Kessler. 67, 100, 103, 107, 136, 168.
Kiesewetter. 166, 189.
Kicka [Frl.]. 58.
Kisting. 46.
Klengel. 79, 81, 82, 85, 97, 98, 101, 151, 152, 153, 154, 158, 161.
Klinghor. 56.
Kolberg, Julius. 14.
Kolberg, Oscar. 14.
Kolberg, Wilhelm. 34, 91, 148.
Köhler. 82, 147.
Kopytowski. 78.
Kniaziewicz [General]. 151, 155.
Komar [Gräfin]. 245.
Könneritz [Frl. R. von]. 285.
Kościuszko. 8, 8, 48, 50.
Kozeluch. 158.
Koźmian. Stanislaus. 34, 243, 264.
Kożuchowski. 37.
Krasiński. Sigismund. 356, 367.
Kraszewski. 154, 165.
Kretkowsk. 82.
Krentzer. 70, 77, 95.
Kreyssig [Doctor]. 149.
Krogulski. 115.
Kurpiński. 108, 109, 110, 114, 115, 123, 130, 136, 138, 223, 363.
Krzyżanowska, Justine[Chopin]. 9.
Kumelski. 188, 192, 196, 197, 200.
Kummer. 152.
Kwiatkowski. 263.
Kyjewski. 180.

Lablache. 216, 222, 228, 336.
Lachmanowicz [Baronin]. 166.
Lachner. 70, 74, 77, 95, 96, 159.
Lafont. 160.
Lampi. 164.
Langermann [General]. 229.
Lanner. 169, 183.
Laskonogi [König]. 212.
Ledoux. 136.
Lefébure-Wély. 336.
Lehmann. 48.
Leibenfrost. 168, 174, 178.
Leiser [General]. 83, 81.
Lelewel. 111, 356.
Leo. 276.
Lenz. 291, 294.
Leśkiewicz. 115.
Lesueur. 212, 213, 216.
Leszczyński, Stanislaus [König]. 5.
Levasseurs. 216.
Lévy, Michel. 278.
Lewicki. 112.
Lewiński. 85.
Liebelt. 358.
Lichnowska [Gräfin]. 72.
Lichnowski [Graf]. 72, 73.
Lichtenstein. 41, 42, 44, 45 47, 49.
Liegnitz [Fürstin]. 49.
Likt. 664, 166.

Limmer. 190.
Lind, Jenny. 316.
Linde. 14, 24. 39.
Linde [Frau von]. 14, 33.
Linowski. 155.
Lipiński. 119, 343.
Liszt. 36, 37, 38, 90, 234, 240, 244, 250, 260, 261, 262, 275, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 289, 292, 294. 339. 345, 346, 350, 353.
Lobau [Gräfin]. 285.
Louis [Prinz von Preussen]. 103.
Louis, Philipp. 202, 206, 238, 276. 287, 312.
Lubecki [Fürst]. 19.
Lubomirski, Casimir [Fürst]. 245.
Lucca [Herzogin]. 154.
Lucchesini. 8.
Lüttichau. 153.
Lutzer. 191.

Łabęcki. 85.
Łączyńska. 6, 8.
Łempicki. 19, 82, 83, 84, 85.
Łokietek [König]. 63, 212.
Łowicka [Fürstin]. 19.

Maar. 15.
Maberly [Frl. C.]. 285.
Maciejowski, Franz. 60, 73, 79, 80.
Maciejowski, Wacław. 14.
Mayseder. 66. 70, 95.
Magnuszewski. 34, 130.
Maison [franz. Gesandte]. 196.
Malczewski. 356.
Malfatti [Doctor]. 157, 161, 167, 174, 177, 182, 185, 191, 218.
Malibran, Garcia. 216, 222, 223, 228.
Mallan [Doctor]. 323.
Mara, La. 289.
Marcello. 333.
Mariolka. 130.
Marylski. 34, 48, 148.
Mathias, Georg. 295.
Matuszyński, Johann. 34, 148, 155, 169, 170 188, 199, 240, 263, 303, 309.
Maximilian [Prinzessin]. 154.
Meara, Camille [verehel. Dubois]. 285.
Mechetti. 166, 167, 183, 184, 191, 197.
Medicis, Catharina [Königin]. 336.
Meier. 110.
Meindorf [Baron]. 160.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix. 49, 194. 236, 246, 249, 250, 252, 256, 264.
Mendelssohn-Barth., Paul. 252.
Mercadante. 122.
Mercier. 341.
Merk. 166, 180, 182, 190.
Metternich. 163.
Meyerbeer. 66, 194, 213, 223, 262, 336.
Michel Angelo. 347.
Mickiewicz. 263, 300, 301, 356, 367.
Mikuli. 295.
Miltitz [Baron]. 152.
Minasowicz. 115.
Mittag. 158.
Mochnacki. 108.
Molièr. 196, 271.
Molin [Doctor]. 327.
Molsdorf. 136.
Montmorency. 238.
Morawski. 80.
Morlacchi. 81, 85, 87, 98, 150, 152, 153.
Mosel. 189.
Moscheles. 66, 77, 96, 118, 145, 158, 176, 237, 239, 275, 276, 277, 287.
Moskowa [Prinz]. 240.
Mostowski. 139.
Mozart. 36, 56, 60, 113, 158, 193, 211, 270, 311, 334, 335, 336 348.
Müller, F. [Frl.]. 285.
Murillo. 321.
Murray [Lady]. 317, 320.
Muschetti. 152.
Musset, Alfred. 263, 357, 358.

Napoleon I. 10.
Narkomm. 318.

Nanenburg. 248.
Nicolaus [Kaiser]. 36.
Nidecki. 71, 77, 160, 161, 167, 174, 178, 184, 213.
Niegolewski. 78.
Niemcewicz. 18, 263.
Niesiołowska [Frau]. 153, 154.
Noailles [Frl. de]. 285.
Norblin. 190, 212, 215, 221.
Normann. 78.
Nourrit. 216, 224, 263, 273, 274.
Nowakowski. 110, 114, 278.
Nuss [Nesse, Neisse, Baron]. 147.

Ogiński, Michael [Fürst]. 363.
Orda. 245.
Orłowski. 116, 133, 160, 212, 216, 240, 244.
Osborne. 221, 314.
Onslow. 49.
Ostrowski. 157.

Paër. 110, 125, 128, 189, 191, 212, 215, 218, 224.
Paganini. 45, 79, 123, 166, 170, 190, 211, 219, 220, 247.
Palazzesi [Signora]. 149, 150.
Panofka. 250.
Pasta. 123, 175, 216, 222.
Pechwell [Frl.]. 81, 87, 149, 151.
Perthuis [Gräfin]. 285.
Perriches. 326.
Peter [Banquier]. 193.
Petrarca. 353.
Philippeus [General]. 112, 136.
Piasecki. 23.
Pichon. 25.
Pixis. 79, 81, 97, 100, 165, 230, 231, 232, 239, 278, 279.
Plater [Graf]. 212, 289.
Plater, Emilie [Gräfin]. 228.
Plater, Pauline [Gräfin]. 285.
Pleyel, Camille. 202, 204, 261, 264, 311, 326.
Połaniecka [Kastelanin]. 238.
Poniatowski, Joseph (Fürst). 256.
Potocka, Delphine [Gräfin]. 246. 285, 332, 365.
Prévost, Casimir [Mlle.]. 216.
Pruszak. 19, 78, 82, 98.
Pruszak [Frau] 98, 151.

Radziwiłł, Anton [Fürst]. 19, 32, 35, 36, 37, 38, 42, 45, 49, 56, 99, 102, 104, 105, 121, 123.
Radziwiłł, Elise [Fürstin]. 106. 107.
Radziwiłł, Wanda [Fürstin]. 105.
Radziwiłł, Valentin [Fürst]. 216, 234.
Raimbaux [Mad.] 228.
Raimond. 144.
Ramorino [General]. 226, 227, 229.
Rastrelli. 150.
Raszek [Frau]. 160.
Reber. 336.
Reicha. 215.
Reichenbach. 256.
Rellstab. 242.
Rembielińska [Frau]. 156.
Rembieliński. 33.
Ries, Ferdinand. 103, 214, 246.
Ries, Franz. 336.
Richard, Löwenherz. 193.
Richards. 314.
Richault. 341.
Robert. 222.
Rochański. 319.
Rode. 112, 122.
Rolla. 151, 154.
Rollinat. 281, 282.
Romocki. 25, 26.
Rosengart-Zaleska [Frau]. 285.
Rossini. 84, 112, 114, 128, 153, 198, 216, 218, 222.
Rostkowski. 179.
Rothschild. 160, 202, 206, 234.
Rothschild, C. [Baronin]. 285.
Rousseau. J. J. 307.
Rozaria. 319.
Rożniecki [General]. 130.
Rubens. 347, 353.
Rubini. 150, 216, 222, 228.
Ruys-Daël. 353.

Rzewuska, Rosalie [Gräfin], 157, 158.

Salzmann. 13.
Sand, George. (Aurora Dudevant). 258, 260, 265, 267, 273, 275, 276, 281, 282, 297, 298, 299, 300, 302, 303, 304, 305, 308, 309, 310, 313, 314, 334, 337, 345.
Sand, Moritz. 265, 268.
Santini. 216, 228.
Sapieha (Fürst). 15, 19.
Sartoris [geb. Adelaide Kemble]. 317.
Sassaroli. 150, 152.
Sauran [Frau]. 112.
Seyfried. 189.
Schäffer, Ary. 202, 263.
Shakespeare. 368.
Scharff. 146.
Schaschek (Madame). 167, 197, 199.
Schätzel [Frl. von]. 47, 49, 51.
Schiller. 293.
Schlesinger. 46, 371
Scholtz. 146. 149.
Scholtz, Herrmann. 248.
Schmitt, Aloys. 175, 184.
Schnabel. 145, 146, 147, 148.
Schröder-Devrient. 216, 222, 228.
Schubert, Franz. 183, 348, 354, 364.
Schuch. 172, 179.
Schulhoff. 341, 342.
Schumann, Gustav. 295.
Schumann, Robert. 236, 238, 248, 249, 250, 255, 256, 367.
Schunke. 200.
Schuppanzigh. 64, 73, 75, 77, 95.
Schuster. 184.
Schwarzenberg [Fürst]. 72.
Siegmund August [König]. 7.
Sierakowski. 78.
Skarbek [Gräfin]. 9.
Skarbek, Friedrich [Graf]. 9, 14. 17, 19, 35, 42, 74, 79, 80, 124.
Skarzyński. 156.
Skrzynecki [General]. 200.
Slawik. 165, 166, 168, 170, 173, 182, 189, 190.
Sloper 314.
Słowacki. 356, 367.
Sobieski, Jakob. 193.
Sobieski, Johann [König]. 170, 193.
Soli. 319, 325.
Soliva. 110. 112. 113, 114. 122, 126, 127, 128, 130, 136, 138, 139, 140, 151.
Sołtyk [Graf]. 136.
Sonntag, Henriette. 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 189.
Southerland [Herzogin]. 317.
Souzzo C. [Fürstin]. 285.
Sowiński. 43, 221, 234.
Spontini. 41. 42, 45, 49.
Spohr. 87, 100, 133, 147, 214, 364.
Stadler [Abbé]. 183, 189.
Stamaty. 221.
Stametz. 158.
Standt. 119
Stanislaus August [König]. 4, 8, 15.
Starhemberg [Graf]. 193.
Stein. 64, 65, 67, 77.
Steinkeller. 174, 184.
Stern. 341.
Stirling. 321, 323.
Stirling. J. W. [Miss]. 202, 285, 317, 329.
Stockhausen [Baron]. 261, 263.
Stradella, 333.
Straszewski. 228.
Strauss. 169, 183. 184.
Streicher. 139, 140.
Stuart, Dudley Coutts [Lord]. 324.
Stunz. 200.
Suworow. 8, 9.
Szczerbinin [Frau]. 153.
Szopski. 154,
Szulczewski. 323, 324, 336.

Tańska, Clementine. 13, 61, 62, 94.
Tarnowski, Stanislaus [Graf]. 357.
Tarquinio. 150.
Tatyszczew. 160.
Tatyszczew [Frau]. 157.
Tetzner. 26.
Telcffsen. 295.
Thalberg. 176, 189.
Thies. 299, 300.
Tibaldi. 49.
Tieck, Ludwig. 86.
Tintoretto. 353.
Torphichen [Lord]. 317, 320.
Tulou. 224.

Ulassimo [Fürstin]. 154.
Urban. 242.
Urhan. 221.
Uszakow [Frau von]. 166.

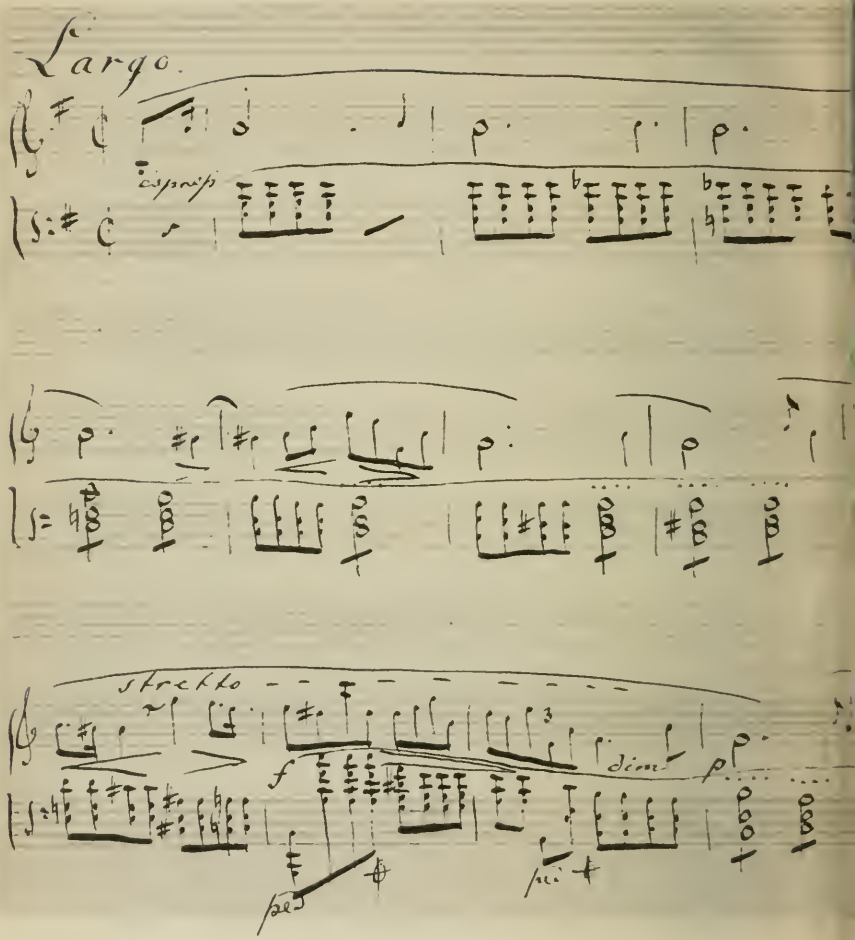
Vandemont [Fürstin]. 238.
Veltheim [Frl.]. 68, 96.
Véron. 228, 232.
Viardo-Garcia, Pauline. 279, 284, 311, 336.
Victoria [Königin]. 317.
Vidal. 221.
Vogt. 161.
Voigt, Henriette [geb. Kunze]. 256.
Voltaire. 330

Waldstein [Wallenstein]. 83.
Warens. 307
Wasielewski 255.
Weber, C. M von. 281, 364.
Wellington. 316, 357.
Wernik. 295.
Wertheim. 70.
Weyberheim [Frau]. 158, 164.
Wieck, Clara. 248, 249, 250.
Wieck, Friedrich. 248, 250.
Wiesiołowska [Frau]. 35.
Wiesiołowski. 85, 102.
Wild. 160, 174, 183, 191, 192, 198.
Witwicki. 34. 148, 263, 356.
Wizegerod [Frau]. 58.
Wodzińska, Maria. 253. 257. 261.
Wodziński, Casimir. 27, 253.
Wojcicki. 25.
Wolf [Frau]. 158.
Wolicki 19.
Wolicki [Erzbischof], 52, 56.
Wolkow [Frl.] 122, 126, 127, 128, 138. 139, 140, 175.
Worlitzer. 118, 123.
Woyciechowski. Titus. 33, 41, 57, 93, 95, 102, 104, 105, 129. 134. 144, 146, 147, 155, 156, 158, 159, 162. 167 171 180, 190, 199, 217, 224, 228, 233, 327, 328, 345.
Wrbna [Graf]. 165.
Würfel. 64, 65, 66, 68, 72, 73, 79, 81, 95, 96. 156. 157, 161, 165, 182, 197, 200.
Zacharkiewicz. 197.
Zaleski. Bogdan. 356.
Zamoyski. Andreas [Graf]. 202, 203.
Zelter. 42, 49, 51.
Zezi. 152.
Zieliński. 140.
Zywny. 3, 15, 17, 18, 43, 59, 76, 89. 148, 155.

Buchdruckerei von L. Badt, Dresden.

PRAELUDIUM V

(op. 28

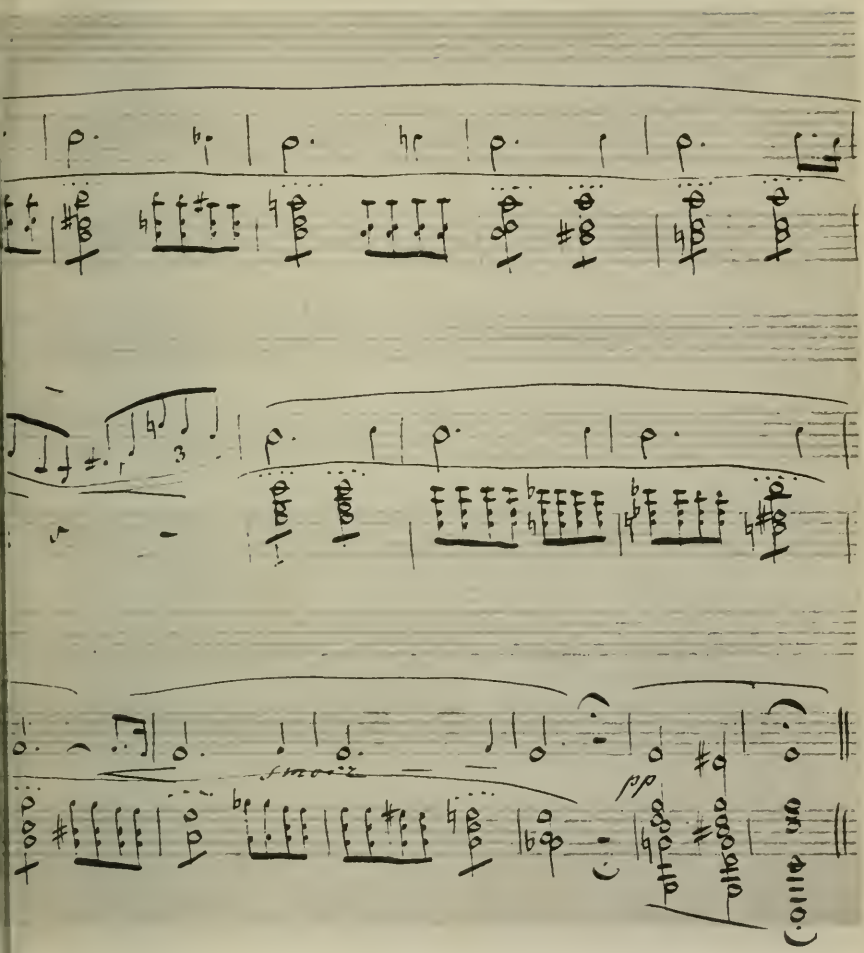


Mit freundlicher Bewilligung der Origin

Lichtdruck v. Sonn

N FR. CHOPIN

(Op. 4.)



rleger Herren Breitkopf & Haertel.

s, Dresden.

ML
410
C54K37
1878

Karasowski, Maurycy
Friedrich Chopin 2. gänzlich umgearb. und mit neuen Originalbriefen bereicherte Ausg.

Music

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 09 11 05 004 5